3 1761 06636466 2

150.

Karl Friedrich Beckers

Weltgeschichte.

LIBRARY
OF THE

Sechste Ausgabe,
neu bearbeitet
von

Johann Wilhelm Loebell.

Mit den Fortsetzungen
von

J. G. Woltmann und K. A. Menzel.

Siebenter Theil.

Mit Königl. Würtembergischem, Großherzogl. Mecklenburgischem und der freien Stadt Frankfurt Privilegien.

Berlin,
verlegt bei Duncker und Humblot.
1830.

LIBRARY
AUG 12 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

D
20
B39
Vol. 7

Vorrede zur fünften Ausgabe.

Je weiter der verstorbene Becker in der Ausarbeitung dieser Weltgeschichte vorrückte, je mehr gewann er an Gründlichkeit, Umsicht und Reife des Urtheils. Daher zeigten sich auch in seiner Bearbeitung der neueren Geschichte, die, so weit er sie fortführte, den sechsten bis neunten Band umfaßt, die größeren Mängel in der ersten Hälfte. Hier mußten in der gegenwärtigen Ausgabe viele Umschmelzungen vorgenommen werden, um Begebenheiten und Charaktere von der vorzüglichsten Wichtigkeit, die aus einem falschen Standpunkte angesehen waren, in das rechte Licht zu rücken. Luther, Karl V. und Elisabeth von England erscheinen, hoffe ich, hier wahrer und würdiger, als in der viel zu klügelnd psychologisirenden und meisternden Ansicht, in welcher sie Becker, von der Kurzsichtigkeit und Parteilichkeit früherer Schriftsteller irre geführt, dem Leser dargestellt hat. Eben so bedurften, um nur noch Eines zu nennen, die Abschnitte über Litteratur und Kunst einer meistens ganz neuen Bearbeitung. Indeß haben auch die beiden letzteren der oben genannten Bände zahlreiche Berichtigungen erfahren. Um die Mühe und den Fleiß zu würdigen, die zu einer solchen Arbeit erfordert werden, müßte ein Kundiger die letzte

Ausgabe mit der gegenwärtigen Seite für Seite vergleichen; und wem wäre das zuzumuthen? Daher sucht der Bearbeiter das, was ihm an litterarischer Anerkennung abgehen muß, in dem Bewußtseyn, bei den zahlreichen Lesern dieses Werkes zu einer richtigeren Kenntniß der Geschichte nach Kräften gewirkt zu haben.

Ich kann diese Vorrede nicht schließen, ohne der Verdienste dankbar zu erwähnen, die sich mein Freund Friedrich von Raumer um die gegenwärtige Gestalt dieses Werkes erworben hat. Dem umfassenden Reichthum seines Quellenstudiums und der Schärfe seines historischen Urtheils bin ich eine bedeutende Anzahl von Bemerkungen schuldig, die mir zur Vermeidung von Irrthümern und zur Auffindung des Rechten sehr förderlich gewesen sind.

Berlin, im März 1826.

Auch diese sechste Ausgabe erscheint, so viel es der rasch fortschreitende Druck nur irgend erlauben wollte, verbessert, in vielen Abschnitten wesentlich verändert, und mit Rücksicht auf die Ergebnisse der neuesten Forschungen berichtigt und ergänzt.

Bonn, im März 1830.

J. W. Loebell.

Inhalt.

Neuere Geschichte. Erster Zeitraum.

Von der Entdeckung von America bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges. 1492—1618.

I. Die Aufsuchung Indiens zur See, und die Entdeckung von America.

		Seite
1.	Bisherige Handelswege	5
2.	Entdeckungen der Portugiesen an der Westküste von Africa	7
3.	Christoph Columbus	12
4.	Columbus erste Entdeckungsreise (1492—1493)	18
5.	Columbus zweite Reise (1493—1496)	29
6.	Columbus dritte Reise (1498—1500)	32
7.	Columbus vierte Reise und Tod (1502—1506)	36
8.	Vasco de Gama	40
9.	Martin Behaim (geb. 1430, gest. 1506)	44
10.	Erste Benutzung der neuen Entdeckungen	48
11.	Vasco Nugnez de Balboa (1510—1517)	50
12.	Bartholomäus de Las Casas (geb. 1474, gest. 1566)	55

Seite

13. Die Eroberung Mexico's durch Ferdinand Cortez (1519—1521) 57
14. Ferdinand Magelhan 77
15. Die Spanier in Peru 80
16. Unruhen in Peru nach Pizarro's Tode (1543—1548) 94
17. Die Portugiesen in Ostindien 99
18. Schlußbemerkung 103

II. Die Portugiesen.

1. Johann II. (Reg. 1481—1495) 110
2. Emanuel (1495—1521) 113
3. Johann III. (1521—1557) 115
4. Sebastian (1557—1578) 117
5. Portugal mit Spanien vereinigt (1580—1640) . 119
6. Die falschen Sebastiane (1585—1598) 121

III. Die Spanier.

1. Ferdinand und Isabella (1474 u. 1479—1516) . . 124
2. Karl I. (König 1516, resignirt 1556), 1519 Kaiser unter dem Namen Karl V. 135
3. Ignaz von Loyola (geb. 1492, gest. 1556) . . . 147
4. Philipp II. (1556—1598) 157
5. Philipp III. (1598—1621) 170

IV. Die Deutschen.

1. Maximilian I. (1493—1519) 173
2. Zustand der christlichen Kirche 185
3. Luthers früheres Leben und der Anfang der Reformation 192
4. Philipp Melanchthon (geb. 16. Febr. 1497) . . . 222
5. Wahl Karls V. (1519) 228
6. Der Reichstag zu Worms und dessen nächste Folgen (1521—1524) 233

Seite

7. Karls erster Krieg mit Franz I. (1521—1526) . 245
8. Der Bauernkrieg (1525) 253
9. Thomas Münzer (1525) 261
10. Fortschritte der Reformation 264
11. Die heilige Ligue (1526) 272
12. Einnahme von Rom und zweiter Krieg mit Franz I. (1527—1529) 275
13. Reichstage zu Speier und Augsburg (1529—1530) 284
14. Der Schmalkaldische Bund, der Nürnberger Friede und der Türkenkrieg (1530—1532) 291
15. Ulrich von Würtemberg 298
16. Die Wiedertäufer (1534—1535) 302
17. Karl V. in Tunis (1535) 308
18. Dritter Krieg mit Franz I. (1536—1538) . . . 311
19. Karls Reise nach Gent (1539—1540) 318
20. Blick auf Deutschland 320
21. Züge nach Algier und wider die Türken (1541—1542) 325
22. Herzog Heinrich von Braunschweig vertrieben (1542) 328
23. Vierter Krieg mit Franz I. (1542—1544) . . . 331
24. Wachsende Spannung in Deutschland (1545) . . 337
25. Luthers Tod (18. Febr. 1546) 341
26. Reichstag zu Regensburg (1546) 348
27. Moritz von Sachsen (geb. 1521) 351
28. Der Schmalkaldische Krieg (1546) 355
29. Karl straft die Oberländischen Stände (1546, Nov. und Dec.) 365
30. Krieg in Obersachsen (1547) 369
31. Die Schlacht bei Mühlberg (24. Apr. 1547) . . 372
32. Der Landgraf von Hessen gefangen (1547, Juni) . 380
33. Das Interim 384
34. Moritz erzwingt den Passauer Vertrag (1552) . . 391
35. Karls letzte Feldzüge und Moritzens Tod (1552—1555) 400
36. Der Religionsfriede zu Augsburg (1555) 405
37. Karls V. Abdankung und Tod 409
38. Ferdinand I. (1556—1564) 415
39. Maximilian II. (1564—1576) 419

Seite

40. Die Grumbachischen Händel 422
41. Rudolf II. (1576—1612) 426
42. Matthias (Reg. 1612—1619) 449
43. Ausbruch der Böhmischen Unruhen (1618) . . . 452
44. Culturzustand und Lebensart der Deutschen in diesem Zeitraume 460

Neuere Geschichte.

Erster Zeitraum.

Von der Entdeckung von America bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges.

1492—1618.

Wir haben die Europäische Menschheit in den letzten Bänden durch jene merkwürdige Periode ihrer Entwickelung begleitet, welche man das Mittelalter genannt hat. Das Mittelalter scheidet sich vom Alterthume durch den gänzlichen Umsturz aller Verhältnisse: gewaltsame Umwälzungen vertilgen ein Weltreich: neue Völker, welche die Bahn ihrer Bildung erst zu durchlaufen beginnen, stiften auf den Trümmern desselben neue Staaten. So durchgreifend sind die Veränderungen nicht, welche das Mittelalter von der dritten großen Hauptmasse der Weltgeschichte, der Neuern Zeit, trennen, und am wenigsten auf den ersten Blick. Die Europäischen Völker bleiben dieselben und in denselben Wohnsitzen; sie schreiten fort auf der Bahn der begonnenen Entwickelung. Aber die inneren Verhältnisse und Beziehungen gestalten sich vom Ende des funfzehnten Jahrhunderts an in allen Richtungen und Kreisen der menschlichen Thätigkeit so neu; Staat und Kirche, Krieg und Handel, Wissenschaft und Kunst nehmen einen so verschiedenen Charakter an, daß man die drei letzten Jahrhunderte mit Recht als eine

eigene Hauptperiode der Weltgeschichte betrachtet. Wir haben einige der Begebenheiten, welche diese denkwürdigen Veränderungen vorbereiteten und bewirkten, als die Erfindungen des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst, schon kennen gelernt; jetzt werden wir sehen, wie die Entdeckung eines neuen Erdtheils und die von Deutschland ausgehende Glaubensverbesserung jene Umgestaltung vollendeten.

I.

Die Aufsuchung Indiens zur See, und die Entdeckung von America.

1. Bisherige Handelswege.

Indien war schon im Alterthume das begierig gesuchte Land der Schätze und der Spezereien. Ägypter, Phönicier, Babylonier, Perser, Griechen und Römer standen mit Indien in unmittelbarem oder mittelbarem Handelsverkehr, der theils auf See-, theils auf Landwegen getrieben wurde. Im Mittelalter legten die Eroberungen der Araber und anderer Mohammedanischer Völker diesem Handel Hindernisse in den Weg, aber Europa entbehrte darum der Indischen Waaren nicht, und Constantinopel wurde ein vorzüglicher Stapelplatz für dieselben. Sie kamen den Indus herauf, so weit dieser Fluß schiffbar ist, gingen von da zu Lande bis an den Oxusstrom (Amu, Chihon) und auf diesem in das Kaspische Meer hinab in die Wolga, wurden dann wieder zu Lande in den Tanais (Don) gebracht, und kamen so endlich ins schwarze Meer, von wo sie, besonders durch die Genueser und Venetianer, über Europa verbreitet wurden. Gewiß ein sehr sonderbarer und sehr langwieriger Weg.

Ein anderer Weg, auf welchem die Mohammedaner diesen Handel trieben, war der, daß man die Waaren

aus Indien zu Schiffe in den Persischen Meerbusen brachte, dann den Euphrat und Tigris bis nach Bagdad herauf, dann auf Kameelen durch die Wüste von Palmyra nach Aleppo, Tripoli und anderen Handelsplätzen des mittelländischen Meeres. Von da aus verführten sie gleichfalls die Venetianer und Genueser so wie die Pisaner, deren Verkehr nach diesen Küsten besonders durch die Kreuzzüge sehr lebendig wurde (Th. V. S. 200). Aber bei der Unsicherheit und Langsamkeit des Caravanenhandels ließ auch dieser beschwerliche Weg noch einen bessern zu wünschen übrig.

Als nun die Genueser durch die Unterstützung, welche sie dem Kaiser Michael Palåologus leisteten, Herren des Handels von Constantinopel und im schwarzen Meere wurden, und die Venetianer verdrängten (Th. V. S. 284), besuchten Letztere jetzt wieder häufiger den vorzüglichsten unter den alten Stapelplätzen des Indischen Handels, nämlich Alexandria, wohin die Waaren fast gänzlich zur See gelangen konnten, indem die Schiffe aus dem Indischen Ocean in den Arabischen Meerbusen gingen, und nur die kurze Landstrecke zwischen der Ägyptischen Küste und dem Nil zurückzulegen war. Unter der kriegerischen und kräftigen Regierung der Mameluckischen Sultane von Ägypten genoß dieser Handel Schutz und Sicherheit. Aber die starken Auflagen, welche die Sultane auf die Waaren legten, machten diese sehr theuer. Wenn es einer Europäischen Nation möglich war, einen Weg zur See in ununterbrochener Fahrt nach Indien hin aufzufinden, und aller Zwischenvölker entbehren zu können; welche außerordentliche Vortheile mußte ihr dies nicht gewähren

2. Entdeckungen der Portugiesen an der Westküste von Africa.

Im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts erwachte in den Portugiesen ein großer Eifer, Entdeckungen zur See zu machen. Indem König Johann der Unächte die Mauren in Africa mit Glück bekriegte (Th. VI. S. 398), faßte man den Entschluß, auch die Küsten dieses Erdtheils kennen zu lernen, welche man, durch die damalige Unvollkommenheit der Schifffahrt und durch allerlei seltsame Vorstellungen verhindert, noch nicht weiter als bis zum Vorgebirge Non befahren hatte. Glücklicherweise kam die Leitung dieser Entdeckungen in die Hände des Infanten Dom Heinrich, eines jungen Mannes von trefflichen Talenten und großer Wißbegierde, der das Studium der Erd- und Himmelskunde mit Eifer trieb, und den Umgang der gelehrtesten Männer seines Volkes aufsuchte, um seine Kenntnisse zu erweitern. Sorgfältig forschte er nach den Berichten der Mauren über die entfernten Länder Africa's, und entfernt vom Hofe, auf seinem Landsitze Terzanabal in Algarbien, entwarf er Pläne zu Reisen, die seinen Entdeckungstrieb und seinen Durst nach Ruhm befriedigen sollten. Die Schätze des Christusordens, dessen Großmeister er war, gaben ihm die Mittel dazu. Die ersten Schiffe, die er aussandte, kamen bis zum Vorgebirge Bojador, wagten jedoch nicht, es zu umsegeln und weiter in das unbekannte Meer vorzudringen. Zunächst erboten sich zwei Ritter aus seiner Umgebung, Johann Gonsalvez und Tristan Vaz, zu einer neuen Unternehmung. Sie entdeckten 1418 glücklich die Insel Porto Santo. Der Infant ließ eine Colonie dort

anlegen, den Boden mit verschiedenen Gewächsen bepflanzen, und einige Thiergattungen aussetzen, die sich unter dem schönen Himmelsstrich nur allzusehr vermehrten. Ein einziges trächtiges Kaninchen lieferte in wenig Jahren eine Nachkommenschaft, die alle Saaten abfraß, und von der man im Ernste den raschen Untergang der neuen Colonie fürchtete.

Von Porto Santo sahen die Portugiesen oft bei hellem Wetter einen fernen Nebelstreif am Horizonte, und Gonsalvez und Tristan Vaz beschlossen einmal, auf denselben loszusteuern. Sie fanden die Insel Madera, welche überall mit dem dichtesten Gehölz bewachsen war (1419). Um sich Raum zur Anpflanzung zu verschaffen, ließ Gonsalvez einen Theil des Waldes in Brand stecken. Das Feuer griff aber so schnell um sich, daß es ihn gänzlich verzehrte; man sagt, es habe sieben Jahre gebrannt. Dann wurden auf Befehl des Infanten gleichfalls Sämereien, zahme Thiere, Wein aus Cypern und Zuckerrohr aus Sicilien dorthin verpflanzt. In dem mit Asche so herrlich gedüngten Boden gedieh Alles vortrefflich; der feine Canarienzucker und der berühmte Maderawein wurden bald ansehnliche Handelsartikel der Portugiesen.

Trotz dieser Erfolge gehörte nicht wenig Muth und Beharrlichkeit von Seiten des Infanten dazu, die betretene Spur zu verfolgen. Vorurtheil und Trägheit tadelten sein Unternehmen laut; man war auf den Entdeckungsreisen jetzt dem heißen Erdstriche nahe gekommen, der nach den herrschenden Ansichten wegen der großen Gluth für unbewohnbar gehalten wurde, und wo man sich die ganze Natur mährchenhaft und voll von Schrecknissen dachte; dem vaterländischen Boden, hieß es ferner,

würden die Bewohner entzogen, um sie auf den Meeren, oder in entfernten wüsten Ländern umkommen zu lassen. Erst im Jahre 1432 ließ der Infant wieder ein Schiff ausrüsten; dieses umschiffte unter der Anführung des Gilianez das gefürchtete Cap Bojador, eine That, welche damals für eine außerordentliche galt. Um dieselbe Zeit wurden auch die Azoren entdeckt. Vom Papste ließ sich der Infant eine Urkunde ausstellen, in welcher den Portugiesen ein ausschließliches Recht auf alle Entdeckungen bis nach Indien hin zugesprochen ward. Die Reisen wurden fortgesetzt, obschon die Schiffe anfangs keine andere Ausbeute zurückbrachten, als Robbenfelle. Dann fingen die Portugiesen an, bei ihren Landungen Menschen aufzugreifen, und da einige der gefangenen Mauren sich durch schwarze Sklaven auslöseten, so sah Lissabon 1442 zuerst mit Erstaunen eigentliche Neger, eine von den Bewohnern Nordafrica's völlig verschiedene Menschenrace. Dies war für die Europäer der erste Anfang des schändlichen Negerhandels. Da dasselbe Schiff auch eine ziemliche Menge Goldstaub mitbrachte, so hörte jetzt auch alles Murren wider die Unternehmungen des Prinzen auf. Bisher hatte dieser allein alle Kosten der Ausrüstung getragen, jetzt bemühten sich Viele um die Erlaubniß, Schiffe nach den reichen Ländern senden zu dürfen, und was der Entdeckungstrieb begonnen hatte, vollendete die Goldgier. Heinrich hatte die Freude, schon kleine Flotten aus dem Hafen von Lagos auslaufen zu sehen. 1445 kam Diniz Fernandez über den Senegal hinaus, und entdeckte das grüne Vorgebirge. Dom Heinrich erlebte noch, daß seine Schiffe nach Guinea kamen. Er starb 1460, hochverdient um sein Vaterland und um die Welt.

Nach seinem Tode stockten die Unternehmungen einige Zeit. Alfons V., welcher damals auf dem Portugiesischen Throne saß, zog es vor, in dem Portugal zunächst gelegenen Theile von Africa Eroberungen zu machen, und war auch durch anderweitige Händel zu sehr beschäftiget, um seine Aufmerksamkeit auf jenen bedeutenden Zweig der Landeswohlfahrt zu richten. Ein wichtiger Schritt geschah indessen doch noch unter seiner Regierung. Ein Portugiesisches Schiff wagte sich zum ersten Male 1471 glücklich über die Linie hinaus. Wie erstaunte man über die entdeckte Möglichkeit solcher Fahrt! Die Schiffe waren nicht verbrannt, die Bäume waren so grün wie in Europa. Nun war die größte Furcht glücklich überwunden.

Alfonsens Sohn und Nachfolger, Johann II., ein thätiger und unternehmender Fürst, suchte alsbald Dom Heinrichs Plane wieder hervor, schickte Pflanzer nach Guinea, und ließ feste Orte auf der dortigen Küste anlegen. Seine Flotten entdeckten 1484 die Königreiche Benin und Congo, und drangen über dreihundert Meilen jenseits der Linie vor. Die Zurückkehrenden erzählten den staunenden Hörern Wunderdinge von den Sternen einer neuen Hemisphäre, welche die Portugiesen hier zum ersten Male erblickten. Es widerlegten diese Reisen zugleich das Vorurtheil, daß Africa gegen Süden immer breiter werde, wie man auf das Ansehn des alten Geographen Ptolemäus, dem damaligen Orakel der Erdbeschreibung, geglaubt hatte.

Dadurch erwachte die auch wohl schon früher gehegte Hoffnung, einen Seeweg nach Indien zu finden, wenn Africa zuletzt in einer Spitze aufhöre, die man umsegeln könne. Ein tapferer Befehlshaber, der 1486 in dieser

Absicht ausgesandt wurde, schiffte kühn weiter nach Süden, entdeckte über zweihundert Meilen neuen Landes, und fand endlich glücklich diese Spitze. Dies war Bartholomäus Diaz. Aber er erblickte sie auch nur. Meutereien unter seinen Leuten, die durchaus nicht länger mit so vielen Gefahren in einem unbekannten Meere am Ende der Welt kämpfen wollten, und noch gefährlichere Stürme an diesem Vorgebirge nöthigten ihn, nach Lissabon zurückzukehren. „Ich habe es das stürmische Vorgebirge (cabo tormentoso) genannt," sagte er zu Johann II. „Nein, rief der vertrauenvolle König, es soll das Vorgebirge der guten Hoffnung heißen; denn nun zweifle ich nicht länger, daß der Weg nach Indien gefunden ist."

Um dieselbe Zeit sandte der König zwei beherzte Männer, Covillam und Payva, die zugleich des Arabischen kundig waren, an den König von Abyssinien, von dessen Daseyn man gehört hatte, um wo möglich ein Handelsbündniß mit ihm zu schließen. Sie reiseten nach Cairo, und von da mit einer Caravane nach Suez. Hier trennten sie sich. Payva ging nach Abyssinien, und ward unterwegs erschlagen; Covillam aber schiffte sich nach Indien ein, sah das herrliche Land mit eignen Augen, besuchte Calicut und Goa, und kehrte dann nach Cairo zurück. Hier fand er zwei Juden, die früher im Morgenlande gewesen waren, dem Könige Johann Nachrichten von den dortigen Handelsverhältnissen gebracht hatten, und von diesem jetzt dem Covillam nachgeschickt worden waren. Durch einen derselben sandte dieser dem Könige Bericht von seiner Reise nach Indien, und machte es in demselben nach vielen darüber eingezogenen Erkundigungen noch wahrscheinlicher, daß

man auf dem eingeschlagenen Wege zur See gewiß dahin kommen könne.

---

3. Christoph Columbus.

Indem nun die Begeisterung für neue Entdeckungen zur See alle unternehmende Köpfe jener Zeit ergriffen hatte, und von der lebhaften Neigung des Königs immer mehr angefeuert wurde, entzündete sich auf einmal in dem Genie eines erfahrnen und nachdenkenden Mannes ein Gedanke, dessen Ausführung nichts Geringeres zur Folge hatte, als die Entdeckung eines bis dahin ungeahneten neuen Welttheils.

Wer kennt Christoph Columbus*) nicht? Dieser große Mann hatte um das Jahr 1470 seine Vaterstadt Genua**) mit Portugal vertauscht, und daselbst die Tochter eines gewissen Bartholomäus Perestrello geheirathet, der als Schiffshauptmann mehrere jener Entdeckungsreisen unter dem Infanten Dom Heinrich mitgemacht hatte, und von diesen Reisen sehr sorgfältige Tagebücher, Zeichnungen und Charten besaß. Auch Columbus galt da-

*) Sein Italienischer Familienname ist Colombo; in Spanien nannte er sich Christoval Colon.

**) Mehrere Städte haben um die Ehre gestritten, der Welt den großen Entdecker gegeben zu haben, aber nach der größten Wahrscheinlichkeit gebührt sie Genua. S. Histoire de Christophe Colomb traduite de l'italien de Bossi, p. 59. Noch dunkler ist seine Abstammung und auch sein Geburtsjahr ist ungewiß; es ist aber wahrscheinlicher, daß er 1436 geboren sey, als, nach der Annahme Robertsons, 1447. — S. Relations de quatre voyages entrepris par Colomb traduites de l'espagnol de Navarrete, Paris 1828. T. I. p. 186.

mals bei den Kundigen schon für einen Seefahrer, der in seinem Fache wenige seines Gleichen hätte. Diesem Berufe hatte er sich früh gewidmet, und seine Einsicht hatte ihn bald darauf geführt, daß er ohne Geometrie, Astronomie, Erdkunde und Fertigkeit im Zeichnen nur ein gemeiner Schiffer bleiben würde. Eine nützlich angewandte Jugend hatte ihn in den Besitz aller jener Kenntnisse gesetzt, so viel man damals davon wußte, und die Erfahrung in kurzer Zeit diese Kenntnisse in ihm vervollständigt. Von seinem vierzehnten Jahre an war er auf der See gewesen, und hatte in den häufigen Fehden der Italienischen Staaten unter einander, durch welche sich auch auf dem Meere eine Art von Condottieri bildete, sein Glück versucht. Ein Mal auf einem Kaperschiffe, das in einem hitzigen Gefecht mit einer Venetianischen Galeere mitten auf dem Meere in Brand gerieth und nicht zu retten war, hatte er Gelegenheit gehabt, seinen Muth und seine Geistesgegenwart zu bewähren.

In Lissabon theilte ihm seine Schwiegermutter die Tagebücher und Charten ihres verstorbenen Mannes mit, die ihn unaufhörlich beschäftigten. Er unternahm selbst Reisen nach dem großen Schauplatze der Portugiesischen Thätigkeit, den Africanischen Küsten, und wohnte eine Zeit lang auf der Insel Porto Santo. Der Entdeckungstrieb, der damals Alles begeisterte, ergriff ihn tief und mächtig, aber er fand für die Befriedigung desselben in seinen Gedanken eine weit kühnere Richtung, als die, welche damals die Seefahrer Portugals verfolgten.

Wie? dachte er, ist nicht die Erde eine Kugel, und muß sie sich nicht von Osten nach Westen umfahren lassen? Lehren nicht Marco Polo's und anderer Reisenden Berichte, daß Indien unermeßlich groß sey? und hat

ihm nicht schon Aristoteles eine so weite Ausdehnung nach Osten herum beigemessen, daß er sogar vermuthete, die äußersten Enden desselben müßten nicht weit von den Säulen des Hercules liegen? Gewiß, wenn man nur westlich in's Weltmeer hinein steuern wollte, anstatt sich so ängstlich immer an die Africanische Küste zu halten, so würde man bald Land entdecken, und gewiß näher, als man es jemals geahnet hat.

Diese Vermuthung erhielt noch größere Wahrscheinlichkeit durch den Umstand, daß Portugiesische Seefahrer zuweilen seltenes Rohr, künstlich bearbeitetes Holz, ja einmal sogar zwei Leichname von ganz besonderer Bildung von Westen her hatten übers Meer schwimmen, und an die Küsten der Azoren treiben sehen. Genug, in Columbus Seele befestigte sich die Meinung von Indiens westlicher Nähe immer mehr. Ein Briefwechsel mit dem gelehrten Florentiner Paul Toscanelli, der wegen seiner mathematischen und geographischen Kenntnisse berühmt war, und die Ideen, die Columbus ihm vorlegte, billigte, bestärkten ihn noch mehr darin. Es kam jetzt nur darauf an, daß man eine Regierung für diese Idee gewann, um die Fahrt sogleich ins Werk zu richten. Columbus dachte patriotisch genug, seiner Vaterstadt vor allen die Ehre und den Vortheil der Unternehmung zuwenden zu wollen, aber die Genueser wiesen ihn als einen Projectmacher ab. Nun freilich war ihm sein Landesherr, Johann II., der nächste. Es ist bekannt, wie eifrig dieser König Unternehmungen dieser Art begünstigte. Er prüfte mit einigen seiner Räthe die Vorschläge des Columbus. Diese holten den begeisterten Mann über alle seine Ideen listig aus, und hatten nichts daran auszusetzen, als daß *sie* sie nicht erfunden hatten.

Sie waren niedrig genug, den trefflichen Columbus mit zweideutigen Antworten hinzuhalten, und insgeheim seine Vorschläge für sich ins Werk zu richten. Es wurde ein Schiff ausgerüstet, dessen Führer den geheimen Befehl erhielt, den bezeichneten Weg zu verfolgen. Aber dieser war nicht der Mann dazu. Als er einige Tage westlich ins Meer hineingefahren war, kehrte er wieder um, und versicherte, es sey da ganz und gar nicht an Land zu denken.

Voll bittern Verdrusses über diese Treulosigkeit verließ Columbus 1484 Portugal, und begab sich persönlich nach Genua, aber ohne bessern Erfolg, als bei seinem ersten Anerbieten. Nun wandte er sich nach Spanien, wo damals Ferdinand von Aragonien und Isabella von Castilien regierten (Th. VI. S. 397). Die Spanier hatten bis jetzt den Seeunternehmungen ihrer Nachbarn ohne sonderliche Theilnahme zugesehen. Doch übergaben die Monarchen Columbus Vorschläge gleichfalls einem Ausschusse von gelehrten Männern und Geistlichen zur Prüfung, die auf den armen Genuesischen Abenteurer, der eine den verflossenen Jahrtausenden verschlossen gebliebene Welt entdecken wollte, mit dem Zunftstolz beamteter Gelehrten und mönchischem Hochmuth herabsahen, und der vorgelegten Aufgabe keineswegs gewachsen waren. Einer meinte, wenn man da so weit herumsegeln wollte, so müßte man ja zuletzt immer tiefer und tiefer hinunter gleiten, und könnte dann den Wasserberg nicht wieder herauf. Ein Anderer, der wenigstens zugab, daß die Sache möglich sey, behauptete, da könne man wol drei Jahre segeln; und Mehrere erklärten den Plan für gottlos und vermessen. Zu diesen weisen Sprüchen der Spanischen Gelehrten kam noch eine große Geldverlegen-

heit Ferdinands und Isabellens, und daß sie damals ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Krieg mit den Mauren von Granada richteten. Darüber wurde die Entscheidung für Columbus immer weiter und weiter hinausgeschoben. Mit unermüdlicher Geduld folgte dieser dem Hofe von einem Orte zum andern. Endlich, nach fünfjährigem Harren, erfolgte der Bescheid: man könne sich jetzt in so unsichere und kostspielige Unternehmungen nicht einlassen.

Schon einige Jahre vorher hatte Columbus seinen Bruder Bartholomäus nach England geschickt, um vielleicht den dortigen König für seinen Plan zu gewinnen. Aber dieser Bruder ließ nicht ein Wort von sich hören. Columbus wußte nicht, daß er einem Kaper in die Hände gefallen, und nach mancherlei Schicksalen in Bettlersgestalt nach England gekommen war, wo er sich erst mit Chartenzeichnen so viel verdienen mußte, um in einem anständigen Kleide bei Hofe erscheinen zu können. Schon wollte Columbus ihm nachreisen, als Juan Perez de Marchena, Prior des Klosters Rabida, in welchem er seinen ältesten Sohn erziehen ließ, kurz vor dem Abschied ihn auf andere Gedanken brachte. Dieser Mann war einst Beichtvater der Königin gewesen, und schmeichelte sich, daß seine Empfehlung etwas gelten möchte. Wirklich ward auch Columbus noch einmal nach Hofe berufen, Granada fiel, Isabella zog triumphirend in die Hauptstadt der Mauren ein, und die Freunde des Columbus benutzten die frohe Stimmung, welche dieses große Ereigniß verbreitete, um sein Unternehmen wieder in Erinnerung zu bringen. Man fand aber seine Forderungen übermäßig, und Columbus verließ abermals mit großem Unwillen das Hoflager, fest entschlossen, nach Frankreich zu ziehen. Doch nun bewirkten seine bestürz-

ten Freunde endlich, was sie so lange gewünscht hatten. Den größten Anspruch auf seine Dankbarkeit hatte dabei der Obereinnehmer der geistlichen Einkünfte von Aragonien, Santangel. Als dieser der Königin durch lebhafte Vorstellungen des Zuwachses an Ruhm und Macht für ihre Krone, den sie zu verscherzen im Begriff sey, ihre Einwilligung abgeschmeichelt hatte, gestand sie ihm, daß sie ganz arm an Gelde sey, und erbot sich, ihre Juwelen zu verpfänden. Santangel küßte ihr gerührt die Hand, und bot ihr sein Vermögen an. Die Königin nahm das Darlehn an, und ließ dem Columbus einen Eilboten nachsenden, der ihn einige Stunden von Granada einholte. Am 17. April 1492 ward der Vertrag unterzeichnet. Kraft desselben ward Columbus zum Großadmiral aller neuen Meere, und zum Unterkönig aller Länder und Inseln, die er entdecken würde, ernannt; ihm ward der zehnte Theil aller daraus zu hoffenden Einkünfte bewilligt, und alle diese Würden und Vortheile sollten auch noch erblich auf seine Nachkommen übergehen. Es ward ihm und seinen Erben erlaubt, ihrem Namen den Titel Don vorzusetzen, eine damals noch seltene Auszeichnung.

So war denn nach achtzehnjährigem Harren, nach einer so langen Zeit voll Widerwärtigkeiten und Trübsal, die Beharrlichkeit des edlen Mannes endlich gekrönt. Er eilte nach Palos, einem Seehafen in Andalusien, wo seine kleine Flotte ausgerüstet werden sollte, und welches unweit des Klosters Rabida lag. Mit dem Ende des Julius war alles zur Abreise fertig. Drei höchst mittelmäßige Schiffe, von denen die beiden kleineren (von der Art, die Caravelen genannt wurden) nicht viel mehr als große Boote, ohne Verdeck in der Mitte, waren, mach-

ten die ganze Flotte aus. Die Bemannung bestand aus hundert und zwanzig Personen, von denen die Meisten sich auf das tollkühne Unternehmen nur sehr ungern einließen, wie denn auch die ganze Ausrüstung mit den härtesten und willkührlichsten Maaßregeln von Seiten des Hofes gegen das allgemeine Vorurtheil und den unaufhörlichen Widerspruch der in Anspruch Genommenen durchgesetzt werden mußte. Den Tag vor der Abreise begab sich die ganze Gesellschaft nach dem Kloster Rabida, empfahl sich Gott und allen Heiligen im Gebete, beichtete, erhielt Lossprechung und Abendmahl, nach frommer Christen Weise.

4. Columbus erste Entdeckungsreise.

(1492—1493.)

Den nächsten Morgen, den 3. August 1492, an einem Freitage, kurz vor dem Aufgang der Sonne, stieß die kleine Flotte vom Lande ab, in Gegenwart unzähliger Zuschauer, welche die kühnen Abenteurer mit bangen Blikken begleiteten. Am dritten Tage, als man noch in bekannten Gewässern den Canarischen Inseln zusegelte, brach ein Steuerruder, ein Unfall, der den Columbus bestürzt machte, da er argwöhnte, daß es von den Führern des Schiffs absichtlich geschehen sey, um es unbrauchbar zu machen, und damit zurücksegeln zu dürfen. Die Canarischen Inseln wurden indeß glücklich erreicht, und auf einer derselben legte man an, um die Schiffe auszubessern.

Am 6. September fuhren sie wieder ab, und gerade ins Weltmeer hinein gegen Westen. Nach einigen Tagen erhob sich ein Ostwind, der auch, mit wenigen Un-

terbrechungen, sanft und milde bis zu Ende anhielt, und die Fahrt sehr begünstigte. Bald war alles Land aus den Augen der Schiffenden verschwunden. Entsetzlicher Zustand für Menschen, die sich zum ersten Male von der ganzen lebendigen Welt abgeschnitten, auf einem Gezimmer von Balken und Brettern den wilden Wogen Preis gegeben sahen, keine Aussicht rings umher, als auf ein ungeheures Meer und den weiten Himmel; immer tiefer hineingetrieben, ohne zu wissen wohin, und von einem Verwegenen angeführt, der keine andere Kunde vom Ziel hatte, als die seine Phantasieen ihm vorspiegelten! Wahrlich, es war den Beherztesten nicht zu verdenken, daß ihnen bange wurde, und daß sie den Rasenden verwünschten, der mehr als hundert Menschen so kaltblütig in sein eigenes Verderben zu ziehen rannte.

Columbus flößte ihnen indessen durch seine eigene Ruhe Bewunderung und Vertrauen ein. Unermüdet stand der edle Mann Tag und Nacht mit Senkblei und Beobachtungsinstrument auf dem Verdeck, schlief nur wenige Stunden, und zeichnete die kleinste Beobachtung auf. Wo er Angst und Traurigkeit bemerkte, da redete er freundlich zu, und heiterte die Murrenden mit Versprechungen auf. Es war zu bewundern, welche Herrschaft über die Gemüther ihm zu Gebote stand.

Aber die Angst der zagenden Seelen wuchs doch immer wieder über. Als die Schiffe in den Strich des Passatwindes kamen, schossen sie wie Pfeile dahin. Gott im Himmel, was sollte daraus werden! Am 1. October hatten sie schon sieben hundert und sieben Seemeilen durchflogen. Columbus gab zwar den Fragenden weit weniger an, aber das konnte sie nicht trösten.

Hin und wieder stellte sich Anlaß zur Hoffnung ein.

Man sah unbekannte Vögel. Aber man wußte nicht, daß die Seevögel viele hundert Meilen weit fliegen können. Einmal war die See mit grünem Meergrase so dicht bedeckt, daß die Schiffe fast im Laufe aufgehalten wurden. Aber Gras und Vögel verschwanden nach einigen Tagen wieder, und die armen verlassenen Menschen sahen sich von Neuem auf dem weiten, öden Ocean allein.

Jetzt drohte die Furcht der Verzagten ihrem Führer und seinem Unternehmen die höchste Gefahr. Sie wollten den Admiral zwingen zurückzukehren, und Einige faßten sogar den verruchten Gedanken, ihn, wenn er sich weigere, über Bord zu werfen. Columbus stellte sich, als ob er ihre meuterischen Absichten nicht merkte, und besänftigte sie durch sein ruhiges, heiteres Vertrauen; er erklärte, daß er mit seinen bisherigen Fortschritten sehr zufrieden sey, und gewisse Hoffnung habe, sein Ziel bald zu erreichen.

Vögel erscheinen und verschwinden wieder; die Sonne geht auf und unter und wieder auf, und die Schiffe fliegen noch immer pfeilschnell nach Westen. Die Angst der Schiffsleute wandelte sich in Verzweiflung, sie erklärten, daß sie nicht weiter gehen würden. Columbus aber erwiederte mit großer Festigkeit, daß Alles umsonst sey, und daß er von seinem Unternehmen nicht abstehen werde, bis er mit Gottes Hülfe Indien gefunden habe *). Kaum

*) Columbus Tagebuch vom 10. October bei Navarrete, T. II. p. 37. Was gewöhnlich von einer förmlichen Unterhandlung des Admirals mit den Aufrührern erzählt wird, daß er nur noch drei Tage verlangt habe, wenn sich dann kein Land zeige, wolle er umkehren — findet sich weder in diesem Tagebuche, noch in irgend einem andern der ursprünglichen Schriftsteller, als dem Oviedo, und verdient keinen Glauben. S. Washington Irving Gesch. des Columbus, deutsche Uebers. v. Meyer Bd. I. S. 204.

aber würden sein Muth und seine Haltung sie noch länger im Zaum gehalten haben, wenn sich nicht zum Glück am folgenden Tage bestimmtere Spuren von der Nähe des Landes gezeigt hätten; Rohr und ein Baumast mit rothen Beeren schwammen auf sie zu, und was mehr als alles war, sie fischten einen künstlich geschnitzten Stab auf. Die Sonne war eben untergegangen. Noch sah man nichts, aber Columbus befahl, sorgfältige Wache zu halten, um nicht etwa bei Nacht auf Klippen gestoßen zu werden. Die größte Aufregung herrschte auf den Schiffen, kein Auge schloß sich. Zwei Stunden vor Mitternacht erblickte Columbus ein Licht von ferne. Der Schimmer war vorüberschwindend und ungewiß, aber Columbus betrachtete ihn als eine sichere Bürgschaft des Landes, und wirklich erscholl um zwei Uhr des Morgens (am 12. October, einem Freitage) von der Pinta, einem der beiden andern Schiffe, ein Kanonenschuß, als frohlockendes Zeichen daß man das Land deutlich erblicke. „Land! Land!" erscholl es jetzt aus jeder Brust; man stürzte einander in die Arme, Einer schluchzte vor Freude an des Andern Brust. Nach der ersten Trunkenheit des Entzückens erinnerte man sich seiner höhern Pflicht, und stimmte mit innigster Andacht das **Te Deum** an. Als der Morgen anbrach, sah das Schiffsvolk — mit welcher Empfindung! — eine schöne grüne Insel vor sich liegen.

Mit Sonnenaufgang bestiegen sie die Boote, und ruderten mit Kriegsmusik, fliegenden Fahnen und anderm Gepränge dem Lande zu. Am Ufer hatten sich viele Einwohner der Insel versammelt, die eben so sehr über die seltsamen Gäste erstaunten, als sie selber bei diesen Staunen erregten. Sie waren ganz nackt, von einer röth-

lichen Kupferfarbe, und, den Kopf ausgenommen, am ganzen Leibe unbehaart, übrigens wohlgebildet. Ihre Sprache hatte etwas unzusammenhängendes und thierisches. Das ganze Geschlecht hatte überhaupt viel Aehnliches mit einer Heerde gutmüthiger Schafe oder Rehe; gerade so scheu, so wehrlos, so behende trippelten sie hin und her, und aus Allem, was man an ihnen sah, leuchtete so wenig Verstand hervor, daß die Spanier auf den Gedanken geriethen, es möchten wol gar keine wirkliche Menschen seyn.

Das waren sie aber allerdings, nur daß sie auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwickelung und Bildung standen. Sie kannten den Ackerbau nicht; das milde Klima und die Fruchtbarkeit ihrer Insel gewährte ihnen Mais und Maniokwurzel im Ueberfluß, und zwang sie nicht zur Sorge für wärmende Kleidung und Wohnungen. Große Thiere, die ihre Stärke und ihre List hätten üben können, gab es dort gar nicht; daher waren sie so zaghaft, daß ein Europäischer Bullenbeißer einen ganzen Haufen dieser Indianer in die Flucht jagen konnte.

Columbus, in einem reichen Kleide und den bloßen Degen in der Hand, stand an der Spitze des ersten Boots, welches ans Land stieß, um der erste Europäer zu seyn, der die neue Welt beträte. Ihm folgten die Anderen, und in dem unaussprechlichen Gefühle des glücklich geretteten Lebens, nach mehr als vierzigtägiger Todesangst auf schwankenden Brettern, warfen sie sich Alle nieder, küßten mit Inbrunst die sichere Erde; errichteten dann ein Kreuz, und stammelten vor demselben ihre frommen Gebete. Sie drängten sich in ihrer Begeisterung um den Admiral, umarmten ihn, küßten ihm die Hände, und thaten Alles, um dem Manne, dessen Leben sie vor

einigen Tagen noch bedroht hatten, ausschweifende Furcht und Dankbarkeit zu bezeigen. Columbus nahm Ihre die Insel für die Castilische Krone in Besitz, mit den Formen und Feierlichkeiten, welche die Portugiesen bei ihren Entdeckungen in Afrika zu beobachten pflegten. Die Eingebornen sahen das mit an und begriffen natürlich nichts davon, wie ihnen denn die ganze Erscheinung weißer Männer mit Bärten und Kleidern, einer seltsamen Sprache und noch seltsameren Manieren, überhaupt etwas Unbegreifliches seyn mußte. Sie wähnten, sie seyen vom Himmel herabgekommen.

Man merkte es den Wilden ab, daß sie ihre Insel mit dem Namen Guanahani bezeichneten. Der Entdecker nannte sie San Salvador, ein Name, den sie auch jetzt noch führt. Sie ist eine der Bahama- oder Lucayischen Inseln *). Columbus glaubte fest, er sey in dem Archipelagus angelangt, der sich nach dem Berichte des Marco Polo an der Ostküste von Asien hin erstrecke, sah aber wohl, daß hier von den Schätzen Indiens noch nicht viel anzutreffen sey, und beschloß daher, weiter zu steuern. Die Indianer (ein Name, welchen die ursprünglichen Bewohner America's eben jenem Irrthum verdanken), welche die Begierde der Spanier nach den kleinen Goldblechen, welche Einige zum Zierrath in der Nase oder in den Ohren trugen, bemerkten, wiesen sie südwärts hin. Dies deutete Columbus auf die von Marco Polo beschriebene Insel Zipangu oder Cipango (wahrscheinlich

*) Navarrete glaubt, daß die zuerst entdeckte Insel eine von den viel südlicher liegenden Türken-Inseln sey, aber schwerlich mit Grund. S. die Note in der Französischen Übersetzung, T. II. p. 339, und die Untersuchung eines Kundigen bei Washington Irving, Bd. IV. S. 136.

Japan), welche nach diesem Reisenden drei hundert Meilen von der Asiatischen Küste liegen und einen unermeßlichen Reichthum an Gold, Edelsteinen und Perlen besitzen soll. Diese Erzählungen sind es, welche Columbus mit den Vorstellungen von ungeheuern Reichthümern erfüllten, welche die Frucht seiner Entdeckungen seyn würden, und ihn die Hoffnung fassen ließen, daß er von da leicht zu den Ländern des Groß-Chans, des Beherrschers von Ost-Asien gelangen, und das Verdienst haben würde, diesen zum Christenthum zu bekehren.

Ungeduldig, nach dem reichen Cipango zu kommen, verließ Columbus Guanahani bald *). Man kam auf dieser Fahrt bei vielen kleineren Inseln vorbei, landete auf einigen, und fand zuletzt eine größere, welche die Indianer, die man mitgenommen hatte, Cuba nannten, und die Columbus anfangs für Cipango, dann für das feste Land von Asien oder Indien hielt. Er steuerte an den Küsten umher, fand überall einen Reichthum der Vegetation und eine Schönheit der Gegenden, die ihn in Erstaunen setzten, und von denen er mit Begeisterung spricht, aber von Anbau wiederum keine Spur. Die Bewohner, deren Häuser auf eine etwas fortgeschrittnere Bildung, als man in den kleineren Inseln gefunden hatte, deuteten, flohen scheu in die Wälder. Mehr als fünf Wochen brachte Columbus mit Forschungen an den Küsten von Cuba zu, ohne von seinem Irrthume, daß es festes Land sey, zurückzukommen. Vergebens spähte er nach den Reichthümern Indiens; er entschloß sich endlich wieder in das Meer hineinzusteuern, und nahm sei-

*) Er sagt in seinem Berichte an die Monarchen ausdrücklich, daß er auf der Insel nicht habe verweilen wollen, um keine Zeit zu verlieren, Cipango aufzusuchen. Navarrete, T. II. p. 47.

nen Lauf nach Südoſt. So kam er am 6. December nach Hayti, welches er die Spaniſche Inſel*) nannte. Es iſt die Inſel, welche ſpäterhin gewöhnlich Sanct Domingo genannt wurde, und in unſeren Tagen auch wieder ihren urſprünglichen Namen führt.

Auch hier fand er dieſelbe Schönheit der Landſchaften, dieſelbe Fruchtbarkeit des Bodens, und dieſelbe gutmüthige ſchwache Menſchenart. Die Thäler ſchienen an mehreren Orten angebaut zu ſeyn. Die Inſulaner ſtanden unter Oberhäuptern, Kaziken genannt. Einer der mächtigſten derſelben, Namens Guacanagari, erwies ſich gegen die Spanier äußerſt gutmüthig und dienſtfertig, und ſuchte ihnen ſo viel Gold zu verſchaffen, als er vermochte. Von ihm erfuhren ſie, daß zuweilen Feinde von den benachbarten Inſeln (den nachher entdeckten Caraibiſchen) herüberkämen, ſein Volk feindlich anfielen, und Viele fortſchleppten, um ſie zu Hauſe — zu verzehren. Columbus, der ſchon vorher Willens geweſen war, hier eine Niederlaſſung zu begründen, deutete dem Kaziken an, er wolle in ſeinem Gebiete eine kleine Feſtung bauen, und darin einen Theil ſeiner Spanier ihm zum Schutze zurücklaſſen. Die Wilden begriffen ſeine Meinung, und freuten ſich höchlich; ſie ſahen den Spaniſchen Zimmerern neugierig zu, und leiſteten ihnen den förderlichſten Beiſtand. Was ſie an Goldblechen hatten, gaben ſie freudig für Glaskorallen, Schellen und ähnliche Kleinigkeiten hin, und auf Befragen zeigten ſie nach Süden, als dem rechten Goldlande. Columbus war indeß in einer Verfaſſung, die ihm keine weiteren Entdeckungs-

*) Columbus nannte ſie ſo (Isla Española) wegen der Aehnlichkeit, die er zwiſchen ihren Gegenden und den Caſtiliſchen fand. Der Name „Hiſpaniola" iſt aus Mißverſtändniß entſtanden.

reisen erlaubte, denn eins seiner Schiffe war ihm an einer Klippe gescheitert, und mit dem andern, der Pinta, hatte sich Martin Alonzo Pinzon, der Befehlshaber desselben, schon als sie noch bei Cuba waren, heimlich entfernt, um das Goldland für sich aufzusuchen. So blieb unserm Helden nur noch ein Schiff, und gerade der schlechteste Segler übrig. Mit diesem entschloß er sich, nach Spanien zurückzureisen, ehe vielleicht Pinzon ihm dort zuvorkäme. Er ließ in seinem neuerbauten Fort, welches er Navidad nannte, neun und dreißig Spanier zurück, gab ihnen weise Verhaltungsbefehle, ermahnte sie zu einem freundlichen Betragen gegen die Indianer, und stach am 4. Januar 1493 mit seinen übrigen Gefährten und einigen mitgenommenen Indianern in die See.

Am dritten Tage nach der Abfahrt, als er sich noch an der Küste von Hispaniola befand, traf er mit dem treulosen Pinzon zusammen, der zwar nichts entdeckt, aber an anderen Küsten von Hispaniola durch Tauschhandel eine beträchtliche Menge Goldes zusammengebracht hatte. Columbus hütete sich diesem Manne, der bei der Mannschaft im größten Ansehn stand, das Pflichtwidrige und Treulose seines Betragens vorzuhalten, und stellte sich, als ob er seinen elenden Ausflüchten Glauben beimesse.

Ein fürchterlicher Sturm drohte bald darauf den kühnen Seglern den Untergang, und ihren wichtigen Nachrichten ewige Unterdrückung. Indeß die Mannschaft in der Angst der Verzweiflung dem Untersinken der elenden Schiffe entgegensah und der Sturm beide trennte, behielt Columbus allein seine Fassung. Er schrieb eilig eine Nachricht von seinen Entdeckungen auf Pergament, steckte dies sorgfältig verwahrt in eine Tonne, und warf diese ins Meer. Aber sein gutes Schicksal wollte ihm selbst

die Freude gönnen, der Herold seiner kühnen That zu seyn. Der Himmel ward wieder heiter, und am 15. Februar entdeckte das Schiff des Columbus Land. Es war St. Maria, eine der Azoren. Hier erwartete ihn ein Vorspiel der Drangsale und Kränkungen, die in der Folge der Lohn seiner großen Entdeckung wurden. Der Portugiesische Befehlshaber wollte ihn, nach einem schon früher erhaltenen Befehle seines Hofes, gefangen nehmen. Doch konnte er sein Vorhaben nicht ausführen, und Columbus segelte weiter. Auf der letzten Fahrt trieb ihn ein neuer Sturm in den Tajostrom (4. März) und hier erhielt er die Aufforderung, sich an das Hoflager, welches damals zu Valparaiso war, zu begeben. König Johann II. wollte ihn selber sprechen, und bereute es nun sehr, dem kühnen Manne nicht Gehör gegeben zu haben. Die Portugiesen betrachteten dies Glück der Spanier mit finstrem und bittrem Neide, und einige Hofleute gaben dem Könige sogar den niederträchtigen Rath, den großen Entdecker ermorden zu lassen, den indeß Johann mit Verachtung von sich wies.

Als nun aber Columbus am 15. März in den Hafen von Palos einlief, mit welchem Jubelgeschrei wurde er da von der gaffenden Menge empfangen, die ihn vor sieben Monaten an eben der Stelle hatte abfahren sehen! Man läutete die Glocken, feuerte die Kanonen ab, und erdrückte ihn beinahe, als er, ein frommer Christ, mit den Seinen in Procession nach der Hauptkirche ging. Der Hof hielt sich damals in Barcelona auf, Columbus durchzog daher Spanien der Länge nach, wie im Triumphe, und in Barcelona selbst ward ihm ein feierlicher Einzug zu halten erlaubt, bei dem Staunen, Freude und allgemeine Theilnahme den höchsten Grad erreichten. Er

stattete feierlich vor dem Throne an Ferdinand und Isabellen, die ihn in ihrer ganzen königlichen Pracht wie eine Person vom höchsten Range empfingen, Bericht von seiner Reise ab, und ward mit Ehren und Lobsprüchen überhäuft. Ein solches Entzücken, eine solche Begeistrung und Andacht durchdrang die Versammlung, daß ein Berichterstatter sagt, es habe geschienen, als ob sie in dieser Stunde der Freuden der Seligen theilhaftig gewesen. Es war der große Glanz- und Lichtpunkt im Leben des Columbus, der selbst den Neid verstummen machte.

Das Gerücht von einer neu entdeckten Welt flog nun, tausendfältig vergrößert, durch ganz Europa, und erfüllte besonders die Gelehrten mit Bewunderung und Entzücken. Den lebhaftesten Antheil erregte es jedoch in Spanien selbst. In kurzer Zeit hatten sich gegen funfzehn hundert Menschen zusammengefunden, die an dem zweiten Zuge (der nun in das eigentliche Goldland gehen sollte) Theil nehmen wollten. Die Regierung rüstete ihnen siebzehn Schiffe aus, sandte Handwerker und Bergleute mit, und Columbus sorgte für Europäische Thiere und Gewächse, von denen er sich auf jenen fruchtbaren Inseln guten Fortgang versprach.

Vor allen Dingen holte man aber erst die Einwilligung des Papstes ein, der auch nicht ermangelte, alle neu zu entdeckenden Länder der Krone von Castilien zu schenken, nur daß er zu Gunsten Portugals diese Schenkungen auf die Länder jenseits einer Mittagslinie beschränkte, die er hundert Seemeilen westlich von den Azorischen und Capverdischen Inseln durch die Pole zog. Was diesseits gefunden würde, sollte den Portugiesen gehören. Da diese aber mit der Entscheidung unzufrieden waren, so kam es nach einiger Zeit zu einem Ver-

trage, welchem zufolge die Theilungslinie drei hundert und siebzig Meilen westlich von jenen Inseln gezogen ward. Dadurch blieb Brasilien in der Folge ein Eigenthum Portugals.

5. Columbus zweite Reise.

(1493—1496.)

Diesmal lief die Flotte aus der Bai von Cadix aus (25. Sept.), und nahm einen mehr südlichen Lauf. So fand man am 3. November die erste der Caraibischen Inseln, welche Columbus Dominica nannte, besuchte von da Mariegalante, Guadeloupe, Antigua, Portorico u. s. w., und fand auf allen eine feindselige Menschenart und häufige Spuren jenes barbarischen Gebrauchs, Feinde zu schlachten und ihr Fleisch zu essen.

Die Sorge für seine zurückgelassene Colonie trieb ihn hierauf nach Hispaniola, wo er den 22. November ankam, aber zu seinem großen Schrecken weder Colonie noch Fort fand. Es hatten die zurückgelassenen Spanier, wie Columbus nur den Rücken gewandt, alle von ihm dringend eingeschärften Vorschriften und Vorsichtsmaaßregeln verachtet, die Indianer durch Habsucht, Raub und Verführung ihrer Weiber und Töchter beleidigt und sich ihrer groben Leidenschaften wegen unter einander selbst entzweit. Aber auch ihrer eignen Sicherheit gedachten sie nicht, sie unternahmen vereinzelte Streifzüge, auf denen sie in das Gebiet eines Häuptlings in der Mitte der Insel einfielen, der, von Geburt ein Caraibe, nicht die friedliche und furchtsame Natur der übrigen Insulaner hatte. Entschlossen sich zu rächen, hatte er die Festung

überrumpelt und zerstört; die darin befindlichen Spanier waren theils bei der Vertheidigung erschlagen worden, theils auf der Flucht umgekommen.

Es ward hierauf an einem bequemern Orte eine Niederlassung begründet, die Columbus seiner Königin zu Ehren Isabella nannte, die erste Stadt in der neuen Welt; ein entzückendes Gefühl für den Urheber dieser großen Begebenheit, das ihm aber durch eine Kette von Unannehmlichkeiten, die ihm seine unzufriedenen Begleiter bereiteten, sehr verbittert wurde. Denn wer war darum nach Indien gereiset, um den Acker zu bauen, wilde Gegenden urbar zu machen, und an allen Bequemlichkeiten gesitteter Länder Mangel zu leiden? Hätte man durch mühselige Arbeit reich werden wollen, das hätte man in Europa auch gekonnt. Zwar wurde auf Hispaniola häufig Goldsand gefunden, aber wie mühsam war dieser zu suchen, und wie wenig ergiebig das Geschäft! Die goldnen Träume, um welcher willen die Meisten den Entdecker begleitet hatten, waren verschwunden und hatten in ihren Seelen dem bittersten Unmuthe über getäuschte Erwartungen Platz gemacht. Columbus wurde schon als ein Fremder, der so vielen Spaniern zu gebieten habe, mit Neid und Eifersucht betrachtet, und die Strenge, mit welcher er nothgedrungen zur Thätigkeit anhalten mußte und selbst die Ritter und Adeligen nicht schonen konnte, erhöhte die Abneigung wider ihn. Als nun auch verderbliche Krankheiten, erzeugt durch das feucht-heiße Klima und die Ausschweifungen, welchen sich die Spanier überließen, herrschend wurden, nahmen Unzufriedenheit und Muthlosigkeit völlig überhand.

Columbus ging indeß auf eine neue Entdeckungsreise aus, um das rechte Vaterland des Goldes und das

noch immer nah geglaubte Indien zu suchen. Er umschiffte Cuba, entdeckte Jamaica, litt große Mühseligkeiten und Drangsale, und fand doch immer noch nicht, was er suchte. Als er, von einer schweren Krankheit befallen, nach Hispaniola zurückkam, traf er zwar zu seinem großen Troste seinen indeß nach der neuen Welt gekommenen Bruder Bartholomäus, von dem er so lange getrennt gewesen, aber den Pflanzort, durch den abermaligen Ungehorsam eines großen Theils der Zurückgelassenen, in einem Zustande großer Gefahr. Die Indianer waren in seiner Abwesenheit so unmenschlich behandelt worden, daß sie, zum Widerstande gegen ihre Unterdrücker ermuthigt, schon an einzelnen Spaniern Rache genommen hatten und zur gänzlichen Ausrottung und Vertreibung derselben entschlossen waren. Mit Ausnahme des in seinen freundlichen Gesinnungen beharrenden Guacanagari standen die übrigen Häuptlinge der Insel in einem zu diesem Zwecke errichteten Bunde. Columbus mußte nunmehr selbst zu den Waffen greifen. Mit Zweihundert zu Fuß und zwanzig Reitern zog er (März 1495) gegen das aus vielen Tausenden bestehende Heer der Indianer aus. Aber der Donner der Schießgewehre und eine Anzahl gewaltiger Hunde, die auf die nackten Geschöpfe gehetzt wurden und viele derselben zerfleischten, belehrten sie bald, daß die Gewalt der weißen Männer eben so groß sey als ihre Hab- und Unterdrückungssucht. Mit dem leichten Siege war die Unterwerfung der Wilden vollendet. Sie wurden nunmehr zur Ablieferung eines Zinses an Gold und Baumwolle angehalten, deren Aufsuchung die jeder Arbeit Ungewohnten zu den Unglücklichsten aller Sklaven machte.

Indeß waren die Häupter der Unzufriednen in der

Colonie, die Hispaniola schon vor der Rückkehr des Columbus von seiner Entdeckungsreise verlassen hatten, nach Spanien gekommen, und hatten dort so viele Verläumdungen gegen den Admiral vorgebracht, daß ein zur Untersuchung der Beschwerden besonders Bevollmächtigter, Juan Aguado, in die Colonie gesandt wurde. Dieser benahm sich dort mit so viel Anmaßung, daß Columbus, um den Wirkungen seiner Berichte zuvorzukommen, seinem Bruder Bartholomäus den Befehl übergab, und mit Aguado selbst nach Spanien ging (März 1496).

Drei Monate kämpfte er auf der Fahrt mit Wind und Wellen und mit einer Hungersnoth, die seine Gefährten schon der Barbarei nahe brachte, die mitgenommenen Indianer zu schlachten. Die Aufnahme, die er am Hofe fand, war besser, als er selbst sie sich vorgestellt, aber im Volke war der große Eifer für die neuen Entdeckungen schon erkaltet. Der Spanische Hof war damals mit anderen, näher liegenden und kostspieligen Entwürfen beschäftiget, darüber verzögerte sich die Ausrüstung einer neuen Flotte zwei Jahre. Ein Theil ihrer Bemannung bestand aus Verbrechern, die er sich, unüberlegt genug, zu Colonisten ausgebeten hatte.

6. Columbus dritte Reise.

(1498—1500.)

Er richtete auf dieser Reise seinen Lauf noch mehr nach Süden als bei der zweiten Fahrt, und würde vielleicht nach Brasilien gekommen seyn, wenn nicht eine unglückliche Windstille und die entsetzliche Hitze in der Nähe des Aequators, die alle seine Wein- und Wasserfässer

zerplatzen machte und seine Lebensmittel verderbte, ihn gezwungen hätte, nach Westen zu steuern. So kam er nach der Insel Trinidad am Ausflusse des Orinocostroms, dessen Heftigkeit seine Schiffe beinahe auf Klippen geworfen hätte. Er schloß aus der Größe dieses Stroms, daß derselbe aus keiner Insel kommen könne, und indem er die Küste von Paria und Cumana entlang fuhr, überzeugte er sich völlig, daß er hier wirklich festes Land entdeckt habe.

Eigene Kränklichkeit und die Noth seiner unzufriedenen Mannschaft bewog ihn, für jetzt die weiteren Entdeckungen aufzugeben, und nach seiner Colonie auf Hispaniola zu steuern. Als er aber dort anlangte (30. Aug. 1498), fand er wenig Ursach zur Freude. Sein Bruder Bartholomäus hatte die Angelegenheiten mit großer Einsicht und Festigkeit geleitet, und in einer andern Gegend der Insel eine neue Stadt (St. Domingo) gegründet, aber während die Bewegungen unter den Indianern seine Gegenwart bald in diesem, bald in einem andern Theile der Insel nöthig machten, hatte ein herrschsüchtiger, böswilliger Castilier, Franz Roldan, durch die Vorstellung, daß es sich für Castilier nicht zieme, die unterwürfigen Diener einiger Genuesischen Abenteurer zu seyn, einen großen Theil der Spanier zur Empörung wider Bartholomäus aufgereizt und sich an ihre Spitze gestellt.. So fand der Admiral die Sachen. Er hatte Mühe, die Gährung in der Colonie zu dämpfen; nur seine fleckenlose Rechtschaffenheit und die Klugheit seines Betragens konnten die Ordnung wieder herstellen, aber an Bestrafung der Uebelthäter durfte er nicht denken. Er stattete dem Hofe von Allem den treuesten Bericht ab, aber auch seine Feinde sandten Klagen über Klagen nach Spanien;

und es gelang ihnen, den großen Columbus dergestalt anzuschwärzen, daß der König, ohnehin unwillig, daß statt der gehofften großen Schätze nur immer noch Forderungen aus der neuen Welt an ihn gelangten, den Franz von Bovadilla, einen Beamten seines Hofstaats, zur Untersuchung der Klagen abschickte. Fände dieser alle die gehässigen Beschuldigungen gegen den Admiral erwiesen, so sollte er ihn absetzen, und seine Stelle einnehmen. Eine treffliche Instruction! Bovadilla fand es für gut, sie von hinten zu lesen. Sobald er in St. Domingo angekommen war, nahm er sogleich das Haus und die Güter des eben abwesenden Columbus in Besitz, bemeisterte sich der königlichen Proviant- und Kriegsvorräthe mit Gewalt, gebot Jedermann, ihn als den neuen Statthalter anzuerkennen, und schickte dem Columbus einen auf diesen Fall mitgenommenen königlichen Befehl zu, daß er sich in Allem seinen Anordnungen zu unterwerfen habe. Sodann eröffnete er seinen Gerichtshof, forderte Jedermann auf, seine Beschwerden gegen den Statthalter anzubringen, und schmiedete aus den Aussagen der Landstreicher eine Untersuchung zusammen, nach welcher sein Verfahren gegen den Verbrecher noch als unverdiente Milde erschien.

Columbus, so tief er sich auch gekränkt fand, bewies auch hier noch die Mäßigung, die schon so oft in tödtlichen Gefahren das Glück der Seinigen gewesen war. Er gehorchte still, aber Bovadilla ging so weit ihn und seine Brüder in Ketten legen zu lassen, und sandte sie sodann, Jeden auf einem besondern Schiffe, nach Europa. Aber wie sehr auch Columbus die Nationalabneigung der Spanier gegen einen Fremden bisher hatte empfinden müssen, so hatte er doch die Befriedigung,

daß brave Spanier selbst den Anblick seiner Ketten nicht ohne bittern Unwillen ertragen konnten. Als die Schiffe in einiger Entfernung vom Lande waren, nahete sich der Capitain desjenigen, das den Columbus führte, diesem sehr ehrerbietig und wollte ihm die Fesseln abnehmen, aber Columbus ließ es nicht zu. Er wollte es ganz Spanien sehen lassen, wie sein König den Entdecker einer neuen Welt belohne, trug diese Ketten auch in der Folge überall mit sich umher, und verordnete, daß sie mit ihm in sein Grab gelegt würden.

In der That machte die Art seiner Rückkunft (Nov. 1500) ungemeines Aufsehn. Die weiche und milde Isabella ward bei der Nachricht von der unerhörten Behandlung, die Columbus erfahren, von Mitleid und Unwillen bewegt, und Ferdinand schämte sich wenigstens vor der Welt. Ohne daher die Verhandlungen abzuwarten, die von Bovadilla ankommen sollten, sandten sie den Befehl nach Cadix, daß die Gefangenen sogleich auf freien Fuß gesetzt und mit aller Auszeichnung behandelt werden sollten. Auch wurden dem Columbus zweitausend Ducaten zur Bestreitung seiner Ausgaben gesandt. So kam er denn an den Hof, und warf sich schweigend vor den Stufen des Throns nieder. Vom Drange der Gefühle überwältigt, konnte er lange vor Weinen und Schluchzen kein Wort hervorbringen. Dann erhob er sich zu einer rührenden und beredten Rechtfertigung seiner Thaten und seiner Treue. Er erhielt Beweise von Gunst und Wohlwollen, die Erstattung des ihm genommenen Gutes ward befohlen, und Bovadilla abgesetzt. Aber man sandte an seiner Stelle nicht den Columbus, sondern den Don Nicolas de Ovando, einen Spanier von hohem Range, in die Colonie. Die Wiedereinsetzung

des Admirals in die ihm vertragsmäßig gebührenden Würden und Rechte wurde unter dem Vorwande, daß die große Gährung auf der Insel für jetzt seiner Person Gefahr drohen würde, verschoben, aber er erhielt sie nie, denn bei der großen Ausbreitung, welche die neuen Entdeckungen jetzt immer mehr gewannen, war der argwöhnische Ferdinand entschlossen, jene Macht in der damals verheißenen Fülle keinem Unterthan und am allerwenigsten einem Fremden einzuräumen. Columbus glaubte damals noch nicht an die ganze Größe dieses Undanks. Seine stets geschäftige Einbildungskraft, die großen Gestalten seines Innern, lenkten seine Aufmerksamkeit von dem kleinlichen Treiben des Eigennutzes und der Ränke ab. Er machte in dieser Zeit dem Herrscherpaare Vorschläge zur Eroberung des heiligen Grabes, einer seiner Lieblingsgedanken, dem er in seinem frommen Sinne stets nachhing, auf dessen Ausführung er entschlossen gewesen war seinen Antheil der Schätze zu verwenden, die seiner Hoffnung gemäß aus seinen großen Entdeckungen so reichlich fließen sollten.

7. Columbus vierte Reise und Tod.

(1502—1506)

Indeß erwachte in der Seele des Columbus die alte Neigung zu Entdeckungsreisen bald wieder, und da er vermuthete, daß es in dem aufgefundenen Festlande irgendwo eine Durchfahrt nach den Indischen Meere gäbe, so wollte er diese aufsuchen. Zu diesem Zwecke kam er noch einmal bei Hofe ein, und die Eifersucht auf die Ostindischen Entdeckungen der Portugiesen bewog

den mißtrauischen Ferdinand, sich der Talente seines ersten Seemanns noch einmal zu bedienen, die Schale noch einmal auszudrücken, ehe er sie wegwürfe. Columbus erhielt vier ziemlich schlechte Schiffe, mit denen er am 9. Mai 1502 zu Cadix unter Segel ging. Eins derselben war ein so schlechter Segler, daß er auf Hispaniola lossteuerte, um es dort gegen ein besseres zu vertauschen. Aber der feindselige Ovando versagte dem Entdecker des Landes sogar Aufnahme im Hafen. Er suchte nun das feste Land auf, segelte längs der Küste vom Cap Gracias a Dios südlich bis Portobello hin, fand aber die gehoffte Straße nicht. Die Schönheit einer Gegend in der Provinz Veragua am Flusse Belem und der Goldreichthum des Landes brachten ihn auf den Gedanken, hier eine Colonie anzulegen, allein die dortigen Indianer waren kriegerisch, mehrere Spanier kamen in Gefechten um, und der Admiral mußte sich entschließen, den Plan aufzugeben, und Diejenigen, die er in dem Pflanzorte zurücklassen gewollt, auf ihr dringendes Bitten wieder an Bord zu nehmen.

Diese ganze Reise war eine Kette von Unglücksfällen. Stürme und schreckliche Gewitter ängstigten die Schiffenden alle Tage; zwei ihrer elenden Fahrzeuge waren schon verloren, die beiden andern wurden einigemal so heftig an einander geworfen, daß sie fast zerschmettert wurden. Nach vielen Mühseligkeiten erreichten sie endlich am 14. Junius 1503 Jamaica. Die fast zertrümmerten Fahrzeuge mußten auf den Strand getrieben werden. An Ausbesserung war nicht mehr zu denken. Wenn sich nicht der Himmel selbst über die Unglücklichen erbarmte, und ihnen ein fremdes Schiff zur Rettung sandte, so war das traurige Loos des großen Weltenent-

deckers, von Europa vergessen, sein elendes Leben bei Mais und Maniokwurzeln mitten unter den Wilden zu beschließen.

Dies zu verhüten, unternahmen zwei brave Männer von der Schiffsgesellschaft, der Spanier Mendez und der Italiener Fieschi, ein kühnes Wagstück. Auf zwei Canoes, ausgehöhlten Baumstämmen, deren sich die Wilden als Nachen bedienten, wagten sie die Fahrt nach Hispaniola, eine Strecke von vierzig Seemeilen. Zehn Tage lang ruderten die Indianer, welche sie mitgenommen, durch das wogende Weltmeer; mehrere erlagen der Anstrengung und, als das Trinkwasser ausging, dem quälenden Durste, und Alle waren dem Verschmachten nahe, als sie die Insel endlich erreichten. Columbus aber gab sie bald verloren, denn es verging fast ein Jahr, ohne daß er etwas von ihnen hörte. Diese Zeit war für ihn noch die unglücklichste, die er je verlebt hatte. Sein vorgerücktes Alter und die unaufhörlichen Sorgen hatten seine Kräfte nach und nach verzehrt; jetzt litt er an so heftigen Anfällen der Gicht, daß er fast stets an sein Lager gefesselt war. Aller Gehorsam verschwand bei den Seinen; seine Warnungen, die Indianer nicht zu kränken, wurden verachtet; ein Haufe Spanier rottete sich zusammen und verließ ihn ganz. Die Meuterer versuchten es, davon zu schiffen; als ihnen dies mißlang, streiften sie auf der Insel umher, um aus Habsucht und Rohheit gegen die Eingebornen zu wüthen. In kurzer Zeit zogen sich die Wilden zurück, und hörten auf, den schlimmen Gästen ferner Lebensmittel zu bringen. Nur die Klugheit und Wissenschaft des kranken Columbus konnte die Mannschaft vom Hungertode retten. Den Tag vor dem Eintritt einer totalen Mondfinsterniß, die er berech-

net hatte, verkündigte er den Indianern den Zorn seines Gottes, den sie diesen Abend an dem Gesichte des Vollmondes erblicken würden. Sie sahen wirklich mit Schrekken die helle Scheibe sich verdunkeln, baten den furchtbaren Gast um Vermittelung, und versprachen, so viel Vorrath zu bringen, als er verlangte.

Der Unfug, den die entlaufene Rotte auf der Insel trieb, ward zuletzt so groß, daß Bartholomäus Columbus ihnen an der Spitze der treuen Mannschaft ein förmliches Treffen lieferte, und die Uebriggebliebenen zum Gehorsam zurückbrachte. Endlich erschien ein Schiff, welches die treuen Seelen Mendez und Fieschi erst nach langen Bemühungen von dem harten Ovando hatten erhalten können, um die Verlassenen abzuholen. Abgezehrt von Krankheit und Gram kam Columbus auf Hispaniola an, und benutzte daselbst die erste Gelegenheit, sogleich nach Spanien überzuschiffen (1504). Zum größten Unglück für ihn starb die Königin Isabella wenige Wochen nach seiner Ankunft in Europa. Sie hatte ihn immer geachtet, und auf sie hatte er noch immer seine letzten Hoffnungen gesetzt. Die waren nun auch verschwunden.

Er kam mit Bittschriften bei Hofe ein, er berief sich auf das königliche Versprechen; — vergebens. Man hielt ihn von einer Zeit zur andern hin, bis endlich sein willkommener Tod (20. Mai 1506 zu Valladolid) den treulosen König seines Wortes entband. Sein Leichnam wurde später nach St. Domingo, und von da im Jahre 1795 nach Havanna auf der Insel Cuba gebracht.

Sein Sohn Diego bestand nun mit fortgesetzter Beharrlichkeit auf der Erfüllung des Vertrages von 1492. Eine ansehnliche Familienverbindung, die ihm die Verheirathung mit der Nichte des vielvermögenden Herzogs

von Alba verschaffte, verhalf ihm endlich zu der ihm gebührenden Statthalterschaft von Westindien. Auf dem geraden Wege möchte er sie schwerlich erhalten haben.

Auch die Ehre, dem von ihm entdeckten Erdtheile den Namen zu geben, ist dem großen Columbus nicht zu Theil geworden, sondern einem Zeitgenossen, dem Amerigo Vespucci (Americus Vespucius). Dieser war ein Florentinischer Edelmann, der in der Mathematik, Astronomie, Erd- und Schifffahrtskunde gute Kenntnisse besessen haben soll. Als nach den Entdeckungen des Columbus mehrere reiche Spanier die Erlaubniß erhielten, Privatunternehmungen nach dem neuen Indien hin zu machen, ging Vespucci in Begleitung des Ojeda, eines Spaniers, der eine solche Ausrüstung führte, dorthin, und gab sich in der Beschreibung, die er nach seiner Rückkehr von dieser Reise einem seiner Landsleute sandte, das Ansehn, als ob er zuerst das Festland der neuen Welt gesehen und betreten habe. Dadurch ist es denn geschehen, daß America nach ihm benannt worden ist, aber nicht durch ihn, denn die entdeckten Länder hießen geraume Zeit nur die neue Welt, und der Name America ist erst später in allgemeinen Gebrauch gekommen*).

8. Vasco de Gama.

Während die Spanier in ihrem neuen Indien ungewissen Schätzen nachspürten, die noch erst gefunden wer-

*) Die Ungerechtigkeit, welche dadurch an dem Columbus begangen worden, ist in unseren Tagen durch den Namen, welchen eine Südamericanische Republik von ihm entlehnt hat, einigermaßen wieder gut gemacht.

den sollten, verdoppelten die Portugiesen ihren Eifer, zu den gewissseren Reichthümern des alten Indiens auf dem Wege zu gelangen, den Bartholomäus Diaz eröffnet hatte. Eine Flotte von vier Schiffen unter dem trefflichen Seemann Vasco de Gama sollte die Umschiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung versuchen. Mehr fürchtend als hoffend versammelte sich die Reisegesellschaft, brachte nach damaliger frommer Weise die Nacht vor der Abreise in einem nahen Kloster unter Fasten, Gebet und religiösen Übungen zu, und ging am 9ten Julius 1497 unter Segel.

Aus Unkunde der Meerestücken hatte Vasco de Gama gerade die ungünstigste Jahreszeit gewählt. Das erfuhr er bald zu seinem Schrecken. Er hatte mit heftigen Stürmen, und, nach einigen Berichten, auch mit Meutereien der Schiffsmannschaft zu kämpfen. Aber mit der Ruhe und Standhaftigkeit des Columbus überwand er alle Gefahren, erreichte am 20. November die Südspitze Africa's und lenkte glücklich nach Osten herum. Sodann fuhr er, längs der Küste von Sofala, nach Mosambique, Mombazza und Melinde, dicht unter der Linie, wo er überall schon einen ziemlichen Grad von Cultur und einen blühenden Handel fand. Die Einwohner waren Mohammedaner. An den beiden ersten Orten hatte er mit Verrath und Nachstellungen zu kämpfen; der König von Melinde aber nahm ihn freundlich auf, und gab ihm einen treuen Piloten mit, der ihn siebenhundert Meilen quer über den Ocean, und gerade in den Hafen von Calicut, auf der Malabarischen Küste führte, wo er den 19. Mai 1498 ankerte.

So war also das vielgepriesene wirkliche Indien auf dem neuen Wege gefunden! Würdiges Ziel des kühnen

Männermuthes! Aber Alles, was die Portugiesen sahen, überzeugte sie bald, daß hier mit ihren vier Schiffen keine Eroberung zu machen sey. Die Einwohner lebten in einem blühenden Wohlstande, hatten Manufacturen, Handel, Ackerbau u. s. w. Ein Kaufmann aus Tunis, der sich des Handels wegen dort aufhielt, und Spanisch verstand, freute sich, so unvermuthet Europäer zu finden, und ward durch seine Nachrichten und guten Rathschläge den Portugiesen sehr nützlich. Vasco de Gama ließ sich dem Samorin oder König von Calicut vorstellen, und hatte schon die beste Hoffnung, ein vortheilhaftes Handelsbündniß zu Stande zu bringen, als der Neid der Mohammedaner, die im alleinigen Besitze des Handels in diesem Reiche waren, und von einem solchen Verein großen Nachtheil für sich besorgten, das gute Vernehmen schnell zerstörte. Sie verleumdeten die Portugiesen bei dem Samorin, und Gama mußte eilen, sich und seine Schiffe in Sicherheit zu bringen. Er segelte wieder nach Melinde in Africa, und von da nach Europa zurück. Am 29. August 1499 lief er in den Tajo ein.

König Emanuel von Portugal, Johanns II. Nachfolger, eilte, von Gama's glücklicher Entdeckung den schnellsten Gebrauch zu machen. Eine Flotte von dreizehn Schiffen ward den 8. März 1500 unter den Befehlen des klugen und muthigen Admirals Pedro Alvarez Cabral abgesandt, der den Auftrag erhielt, wenn gütliche Unterhandlungen nichts fruchten sollten, durch die Waffen festen Fuß in Indien zu fassen, und das Christenthum mit Güte oder mit Gewalt auszubreiten. Cabral hielt sich auf dieser Reise westlicher als seine Vorgänger und fand Brasilien in Südamerika. Er nahm das Land mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten für den König

von Portugal in Besitz, und fertigte sogleich eins von seinen Schiffen mit der frohen Botschaft nach Lissabon ab.

Mit den übrigen brach er am 5. Mai 1500 von Brasilien auf, und wandte sich nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Auf diesem Wege ereilte ihn ein entsetzlicher Sturm, und er hatte den Schmerz, mehrere seiner Schiffe, und mit denselben den wackern Entdecker des Caps, Bartholomäus Diaz, vor seinen Augen vom Meere verschlungen zu sehen. Nach vielen Gefahren erreichte er endlich, nur noch sechs Schiffe stark, Melinde, und am 13. September lief er in den Hafen von Calicut ein. Er hatte eine Zusammenkunft mit dem Samorin, erklärte ihm, daß er hergesandt sey, für Gold und Silber Indische Waaren einzukaufen, und bat um eine Niederlage für diese Waaren. Der Samorin gewährte dies anfangs, aber durch die Ränke der Mohammedaner entstanden bald wieder Zwistigkeiten, die Portugiesen wurden in dem eingeräumten Hause angegriffen, und Mehrere erschlagen. Cabral nahm dafür blutige Rache, verbrannte den Indiern mehrere Schiffe und ließ Calicut beschießen. Hierauf ging er unter Segel, sprach bei seiner Beschiffung der Malabarischen Küste bei den kleinen Königen von Cochin und Cananor ein, die ihn aus Eifersucht und Haß gegen den Samorin, dem sie zinspflichtig waren, freundlich aufnahmen, und versah sich bei ihnen mit einer reichen Ladung von Pfeffer und Ingber, mit welcher er am 23. Junius 1501 glücklich in Portugal ankam.

9. Martin Behaim.

(Geb. 1430, gest. 1506).

Auch dieser Mann wird in der Geschichte der Entdecker häufig angeführt, und einige allzu patriotische Deutsche haben ihm gar die Ehre angethan, ihn über Magelhan und Columbus zu setzen. Nach ihren Berichten soll nämlich der Erstere das Daseyn der Meerenge, die jetzt nach ihm genannt wird, aus einer von Martin Behaim gezeichneten Charte zuerst erfahren haben, und der Letztere gleichfalls durch dieses Behaim Anweisungen auf seine großen Ideen geleitet worden seyn. Keins von beiden ist wahr; aber merkwürdig muß uns dennoch dieser Mann seyn, da er unser Landsmann ist, wahrscheinlich den Columbus sehr wohl gekannt hat, und von dem damaligen Kaiser Maximilian I. selbst mit Bewunderung, als der „am weitesten gewanderte Bürger des Reichs" geehrt worden ist.

Er war aus einer alten angesehenen Familie in Nürnberg entsprossen, die noch jetzt daselbst blühen soll. Sein Vater war ein Rathsherr der Stadt. Der Sohn lernte die Handlung, wollte sich als Kaufmann in der Welt umsehen, und hielt sich eine Zeit lang in Salzburg und im Oesterreichischen auf. Von da ging er 1457 nach Venedig. Im Jahre 1477 befand er sich in Mecheln bei einem Kaufherrn Jorius van Dorff, für den er zuweilen die Frankfurter Messe besuchte, auch die Niederländischen Handelsstädte, Antwerpen u. s. w. bereisete. Etwa vier Jahre darauf zog er nach Portugal. Hier, wo um diese Zeit Alles, was Kaufmann hieß, für neue Handelswege und Entdeckungen schwärmte, scheint auch er von dem allgemeinen Eifer hingerissen worden zu seyn, und meh-

rere Seereisen längs der Küste von Africa mitgemacht zu haben. Ausgestattet mit guten mathematischen Kenntnissen, mag er sich bald unter dem Haufen der Seefahrer ausgezeichnet haben; denn wir finden, daß er vom König Johann II. nebst noch einigen geschickten Männern erwählt worden ist, eine Verbesserung zum Nutzen der Schifffahrt vorzunehmen, und daß sie den Gebrauch des Astrolabiums empfohlen haben; ja er ist durch seine Kenntnisse so zu Ehren gekommen, daß ihn der König von Portugal 1485 öffentlich zum Ritter geschlagen, wobei ihm der Herzog Emanuel, nachheriger Thronfolger, den rechten Sporn, der König selbst aber den Degen umgeschnallt hat. Hierauf ließ er sich auf Fayal, einer der Azorischen Inseln, nieder, welche von einer Flamländischen Colonie bewohnt wurde, mit deren Oberhaupt, dem Ritter Jobst de Hürter von Moerkirchen, er schon früher bekannt gewesen seyn muß. Er heirathete dessen Tochter (1486), und scheint von da an weiter keine Seereisen mehr gemacht zu haben.

Aber sein Vaterland noch einmal wiederzusehen und sich daselbst in seinem Glanze zu zeigen, dieser Begierde konnte er nicht widerstehen. Er kam 1491 glücklich nach Nürnberg, und hielt sich über ein Jahr bei seinen dortigen Verwandten auf. Man kann denken, wie die ehrsamen Bürger der alten Reichsstadt, und insbesondere die werthen Vettern und Muhmen, den Mann begafft und ausgefragt haben werden, der sich rühmte, „ein Drittel der Erde" gesehen zu haben. Er beschrieb ihnen auch die Gestalt derselben auf allen ihren Punkten, und das bewog sie, ihn zu bitten, daß er ihnen doch eine Abbildung der Erdkugel zum Andenken hinterlassen möchte. Er that ihnen den Gefallen; es ward eine hölzerne Kugel

von 1 Fuß 8 Zoll im Durchmesser gedrechselt und mit Pergament überzogen; und diese bemalte er nun mit allen Ländern und Inseln, die er gesehen und nicht gesehen hatte, und schrieb mit rother und schwarzer (jetzt gelber) Tinte allerlei Curiosa bei, die er von ihnen wußte. Dieser Globus befindet sich noch gegenwärtig in Nürnberg und ist ein deutlicher Beweis, daß Martin Behaim von Indien, China, Japan ꝛc. ganz und gar keinen deutlichen Begriff gehabt, und nichts weiter davon gewußt hat, als was man aus Marco Polo's, Ptolemäus, Plinius u. A. zum Theil ganz unrichtigen und mit Fabeln vermischten Berichten wissen konnte. Da, wo America liegen sollte, hat er einen großen Haufen Inseln hingepinselt. Erläuterungen sind beigeschrieben, wie folgende:

„Zanziber insula Dise Insel genannt Zanziber hot umbfangen 2000 Meil. Die hott Iren aignen Konigk und Ire besunder Sprach vnd die Inwoner petten Apgotter an. sind gross leutt gleich wan Ir einer hot vier unser man sterck. vnd Ir ainer ist so vil als ander fünf Menschen. sie gin al nacket, vnd sind all schwarz leut, fast vngestallt, mit grosen langen oren, weiten mündern, gros erschreckliche augen, hend zu virmalen grosser dan ander Leut hend ꝛc. ꝛc."

Bei einer Insula Java minor steht unter andern:

„In Konigreich Jambri haben die Leutt Man vnd Frawen hinden schwenz gleich die Hundt. Do wechst übertrefflich vil Specerey vnd allerley Thier alß Ainhörner vnd andere. Im andern Konigreich Fanfur, do wechst der best Camphor in der Welt den man mit Golt abwigt. Daselbst sindt groß gewachsen Paumen (Palmen) da zwischen Holz vnd Rinten auß dem Safft Mehl würdt, daß guet zu essen ist, und Marco

Polo schreibt in seinen dritten Buch an dem 16. Capitel. Er sey fünf Monath in dieser Innsel gewest."

Neben einer andern großen Insel steht geschrieben:

„Angama Insula. Im letzten Buch Marco Polo im 16. Capitel findt man geschrieben, daß das Volckh in dieser Insul Angama genant hab hundts heupt Augen und Zähn gleichwie die Hundte, und das es vast ungestallt Leut sollen sein und wildt. Wan sy vast lieber Menschen Flaisch essen dan ander Flaisch, den Reyß essen sy an Brot statt mit Milch gekocht, sy petten abgötter an, und haben allerley Spezerey fast vil, die bey Inen wachsen und Frücht, die den Früchten in unsern Landten vast ungleich sollen sein."

Bei der großen Insel Zipangu steht eine lange Note, darin es unter andern heißt:

„Hie findt man vil Meer Wunder von Serenen und andern Fischen. Und ob jemand von diesen wunderlichen Volckh und selzamen Vischen im Möer oder Thieren auf dem Erdreich begert zu wissen, der leß die Bücher Plini, Isidori, Aristotiless, Strabonis und Specula Vincenzi und vil anderer Lehrer mer ꝛc."

Ferner:

„Insel Coylur. In dieser Insel Coylur ist Sant Thomas der zwelff bott (Apostel) gemartert worden."

Bei anderen Inseln:

„Alles diß Landt Möer und Inseln landt und Konig sein von den heiligen drey Konigen gegeben gewest dem Kaiser Priester Johann vnd findt etwan al Christen gewest ꝛc."

Bei anderen:

„Die In diesen Inseln wonen, haben schwenz gleich

die Thier wie Ptholomeus schreibt in der Ailfften Tafel von Asia.

Dieser Insell sindt zechen (10) gehaisen Maniole. Doselbst mag kein Schiff faren das eisen an hat, vmb des Magnet Stains willen der doselbst wechst."

Auf diese Weise ist der ganze Globus beschrieben. Die Leser mögen aus diesen Proben sehen, wie man bis auf Columbus Zeiten von den Ländern der andern Hemisphäre dachte. Den untern Raum des großen Weltmeers nimmt noch ein Bericht von der Verfertigung dieses Globus in demselben Deutsch ein, dessen Schluß so lautet: es sey

„solche Kunst und Apfel gepracticirt vnd gemacht worden nach Christi geb. 1492. Der dan durch den gedachten Herrn Martin Beheim gemainer Stadt Nürnberg zu Ehren und Letze (Vergnügen) hinter ihme gelassen hat, sein zu allen Zeiten in gut zu gedenken, nachdem Er von hinnen wieder heim wendet, zu seinem Gemahl, das dann ob 700 mail von hinnen ist: da er hauß hält, vnd sein Tag in seiner Insel zu beschließen, da er daheimen ist."

---

10. Erste Benutzung der neuen Entdeckungen.

Konnte etwas die Spanier locken, ihr Vaterland mit jenen fernen Inseln zu vertauschen, so war es die Freiheit, dort als Besitzer weitläufiger Grundstücke leben zu können. Zum Anbau dieser Ländereien, von denen man jedem Ankömmling aus Europa einen Theil als Eigenthum angewiesen hatte, wurden die Indianer unter die

Colonisten vertheilt. Diese Vertheilungen (repartimientos) brachten namenloses Elend über die unglücklichen Eingebornen. Die Spanier fühlten sich an Fähigkeit und Cultur so erhaben über sie, daß sie gar nichts Böses daran zu thun glaubten, wenn sie sie wie Geschöpfe niederer Art zu täglicher harter Arbeit mit Peitschenhieben und wol noch ganz anderen Barbareien antrieben. Von Spanien aus wurde mehrmals mildere Behandlung der Indianer geboten, aber vergeblich. Die armen Menschen, deren schwache Körper große Anstrengungen nicht gewohnt waren, erlagen in Kurzem unter ihren Leiden und starben so schnell aus, daß von einer Million Menschen, die Columbus zuerst auf Hispaniola vorgefunden hatte, nach funfzehn Jahren kaum noch sechzig tausend übrig waren. Die Meisten von ihnen wurden durch die ungeheure Arbeit in den Bergwerken hingerafft, die jetzt eröffnet worden waren und eine reiche Ausbeute lieferten. Um den Mangel zu ersetzen, schlug Ovando einen trefflichen Weg ein; er schiffte nach den Lucayischen Inseln, lockte die dortigen Wilden unter dem Versprechen, sie in ein weit schöneres Land zu führen, in seine Schiffe, und recrutirte auf diese Art seine Sklaven mit mehr als vierzig tausend betrogener Unglücklichen!

Wo noch in dem Innern der Inseln kleine Horden von Wilden ununterjocht umherirrten, da lauerte man ihnen auf; und versuchten sie es, ihre Freiheit zu vertheidigen, so empfanden sie bald die Zähne der Europäischen Hunde in ihren nackten Schenkeln, oder stürzten unter den Schwertern und Flintenkugeln ihrer Tyrannen hin. Als die Spanier Cuba eroberten, wurde ein Kazike, der Widerstand versucht und sich tapfer gewehrt hatte, nicht anders wie ein Sklave, der sich gegen

seinen Herrn empört, zum Feuertode verurtheilt. Als er schon an den Brandpfahl gebunden stand, wollte ein Mönch noch sein Bekehrungstalent an ihm versuchen, und erzählte ihm viel von den Freuden des Paradieses. „Giebt es auch Spanier dort?" war des Wilden erste Frage. „Ja, war die Antwort, aber nur würdige und gute." — „O geh mir mit den guten! rief der Kazike, die besten taugen nichts. Ich mag nicht in deinem Himmel seyn!"

So grausam und hinterlistig Ovando gegen die Eingebornen verfuhr, so viele Gerechtigkeit zeigte er in der Lenkung der Spanischen Colonie, und so viele Einsicht zur Förderung ihrer Blüthe. Er war es, der das Zukkerrohr auf Hispaniola anpflanzen ließ, dessen Ertrag bald der vorzüglichste Reichthum der Insel wurde.

---

11. Vasco Nugnez de Balboa.

(1510—1517).

Es würde zu weit führen, der vielen Seefahrer einzeln hier Erwähnung zu thun, die von jetzt an die Entdekkungsreisen an den Küsten des festen Landes fortsetzten. Nur bei den vornehmsten können wir verweilen, und zu diesen gehört der eben genannte Balboa. Dies war ein roher Mensch, von ganz gemeiner Herkunft, der aber auf einer Reise nach der Erdenge Darien so ausgezeichnete Beweise von Muth und Klugheit ablegte, daß alle seine Gefährten ihn einstimmig anstatt des Schiffsherrn, der ein unbehülflicher Mensch war, zu ihrem Anführer erwählten. Er machte ihrem Vertrauen Ehre, und stif-

tete die erste Colonie auf dem festen Lande, die er Santa Maria nannte.

Sein nächster Wunsch war nun, sich zu seiner neuen Würde aus Spanien die königliche Bestätigung zu verschaffen. Diese konnte er nicht sicherer hoffen, als wenn er sich mit reicher Beute vor dem Throne einfände. Er trieb daher auf seinen Streifereien von den Wilden so viel Goldblech ein, als er bekommen konnte, und wußte sich diese Menschen durch ein freundliches Betragen so geneigt zu machen, daß sie ihm alles willig hergaben. Einst, als ein junger Kazike die Spanier wegen der Theilung eines Goldhaufens in heftigen Streit gerathen sah, rief er: „Wie könnt ihr doch des unnützen Landes wegen zanken? Wenn euch darnach so sehr verlangt, so dürft ihr nur nach jenem Lande gehen, dort drüben an dem andern Ocean, der sechs Sonnen (Tagereisen) von hier liegt. Doch dazu müßten euer weit mehrere seyn." Er meinte Peru, und der andere Ocean war die Südsee. Balboa eilte, einen treuen Botschafter mit dieser Entdeckung nach Hispaniola zu schicken, und sich den Statthalter durch ein ansehnliches Geschenk geneigt zu machen. Zugleich verstärkte er sich von dort aus mit frischen Kriegern, die von der Aussicht auf große Reichthümer gelockt wurden, an den unaussprechlichen Mühseligkeiten und Drangsalen Antheil zu nehmen, die mit einer ersten Wanderung durch diese ungebahnten Wildnisse, Wälder, Sümpfe und Gebirge verbunden seyn mußten.

Hundert und neunzig kühne Abenteurer setzten sich nun in Marsch, um dem König von Spanien ein Land zu erobern, das von wilden Völkerschaften zahlreich bedeckt war. Balboa's großes Talent, die Gemüther zu beherrschen, zeigte sich auch in seinem Verkehr mit den

Kaziken, die er unterwegs antraf. Er machte sie sich alle zu Freunden, und mehr als tausend Indianer folgten ihm freiwillig, um den Spaniern ihr Gepäck nachzutragen. Die feuchten Niederungen in dieser höchst ungesunden Gegend America's, die breiten Ströme, die hohen Berge, die dichtverwachsenen Wälder, das Geschmeiß zahlloser Schlangen und andern giftigen Ungeziefers, der Mangel an frischem Wasser und an hinreichender Nahrung für so Viele — dies Alles machte diese Reise zu einer der beschwerlichsten, die je unternommen worden sind. Balboa schlug alle Klagen seiner murrenden Gefährten durch seine Theilnahme an ihren Drangsalen nieder. Immer war er der erste, wenn ein Morast zu durchwaten, oder ein Weg durch wildes Gesträuch zu hauen war; kein Zug von Verdrossenheit trübte seine immer heitere Miene.

Indeß waren aus den sechs Sonnen schon fünf und zwanzig geworden, und noch zeigte sich kein Ocean. Natürlich! Man hatte bei aller Anstrengung manchen Tag kaum eine Meile weit vordringen können. Endlich kamen sie an einen hohen Berg. Da sagten die Indianer, wenn sie den erstiegen hätten, so würden sie den Ocean vor sich liegen sehen. Diesen entzückenden Anblick mußte sich der begeisterte Balboa zuerst verschaffen; er ließ seine Leute unten, und stieg allein hinauf. Und siehe, da lag das weite Weltmeer vor seinem trunkenen Auge, und wälzte seine dunkelen Wogen aus unabsehbarer Ferne vom äußersten Horizont herauf. Er breitete die Arme aus, fiel auf seine Knie, und dankte Gott mit heißen Freudenthränen, daß er ihn bis hieher geführt hatte. Seine Gefährten hielten sich nun auch nicht länger, sondern stürzten hinauf, und theilten auf dem Gipfel des Berges

seine Empfindungen und seine Gebete. Dann stieg er hinab an den Strand, ging mit Schwert und Schild bis an die Brust in's Wasser, und nahm mit dem gewöhnlichen Spruche das Weltmeer für den König von Spanien in Besitz.

Dieser Theil der Südsee war ein Meerbusen, der ostwärts von Panama liegt. Auch hier verband Balboa sich die Indianer durch sein biederes Betragen; sie brachten ihm Lebensmittel in Menge, und die Kaziken schenkten ihm Perlen und Gold. Überall bestätigte sich die Sage von dem reichen Goldlande, südwärts von hier, aber auch von dessen mächtigem Könige. Das letztere bewog ihn, umzukehren und Verstärkung zu holen, und so kam er dann im Anfange des Jahres 1514, mit großem Ruhme und noch größeren Reichthümern, in Santa Maria wieder an. Er sandte nun dem Könige Ferdinand einen Bericht von seinen Entdeckungen, welche in Spanien als das endlich aufgefundene Mittel, auf einem andern Wege als die Portugiesen nach Indien gelangen zu können, außerordentliche Freude erregte. Aber immer ist es die Staatskunst mißtrauischer Regenten gewesen, die auch Columbus erfahren hatte, nie einen sehr thätigen und sehr glücklichen Mann zu hoch steigen zu lassen; und so wurde dann die erbetene Statthalterschaft — nicht dem hochverdienten Balboa, sondern einem unendlich schlechtern Manne, Namens Pedrarias Davila, ertheilt. Dieser ging mit funfzehn tüchtigen Schiffen und zwölf hundert Soldaten dahin ab, zu denen sich noch funfzehn hundert Edelleute freiwillig gesellten; denn das Gerücht hatte die Reichthümer jener Länder so vergrößert, daß in Spanien eine Sage ging, man dürfe dort nur ein Netz ins Meer senken, um Gold zu fangen.

Balboa, in ein grobes leinenes Wamms und in Schuhe von geflochtenen Hanfstricken gekleidet, war eben mit einigen Indianern beschäftigt, seine Hütte mit Rohr zu decken, als eine große Gesellschaft Spanischer Herren auf ihn zukam, die ihm die Ankunft des Pedrarias und dessen Ernennung zum Statthalter verkündeten. Balboa, so tief er auch den Undank des Königs empfand, und so laut seine treuen Soldaten murrten, unterwarf sich doch, mit der Mäßigung des Columbus, ohne Umstände den Befehlen des neuen Gebieters, der es sogar auch für gut fand, ihn für die Anmaßung seiner unerlaubten Befehlshaberschaft zur Rechenschaft zu ziehen, und ihm dafür eine ansehnliche Geldstrafe abzufordern.

Pedrarias konnte übrigens die ungeheuren Reichthümer dieses Landes gar nicht finden. Vielmehr litt er an vielen Europäischen Bequemlichkeiten Mangel, und das ungesunde Klima raffte ihm in Kurzem gegen sechshundert Menschen weg. Die übrigen, die er nicht zu beherrschen verstand, durchstreiften wie Räuber das Land, plünderten die Wilden, und betrugen sich so gewaltthätig, daß alle die schönen Freundschaftsverhältnisse, die Balboa mit den Kaziken gestiftet hatte, augenblicklich zerstört wurden.

Ganz gleichgültig konnte indeß Balboa sein so glücklich begonnenes Werk so wenig als Columbus aufgeben. Er machte durch seine Freunde in Spanien noch einen Versuch auf die Gerechtigkeit des Königs, und erhielt wirklich den Adelantado- oder Unterstatthalter-Posten über die Länder an der Südsee. Pedrarias mußte ihm vier Brigantinen bewilligen, mit denen er sein Lieblingsproject, die Entdeckung von Peru, auszuführen eilte. Aber doch war er nicht schnell genug, der Gewalt eines eifersüchtigen Obern zu entfliehen; denn ehe er sich dessen

versah, ward er vor den Statthalter gerufen, eines vorgeblichen Verbrechens beschuldigt, und zum Tode verurtheilt. Die ganze Colonie bat mit Einem Munde für ihn; aber um des Begnadigens willen hatte man ihn nicht festgenommen, und so sahen die Spanier, mit Erstaunen und Schmerz, einen Mann öffentlich hinrichten, den sie alle für fähiger als irgend einen der nach Columbus in der neuen Welt aufgetretenen Befehlshaber hielten, große Entwürfe zu machen und auszuführen.

---

12. Bartholomäus de Las Casas.

(Geb. 1474. gest. 1566).

Ein ehrwürdiger Name! — Die eingebornen Americaner, welche von den Spaniern so hart und gefühllos behandelt wurden, hatten keine wärmere Vertheidiger als die Geistlichen, und besonders als die Dominicanermönche, welche nach der neuen Welt gekommen waren, um dort das Christenthum auszubreiten. Sie predigten mit Eifer und Beredsamkeit wider die Repartimientos, als wider ein Verfahren, welches die natürliche Gerechtigkeit und die Vorschriften des Evangeliums auf gleiche Weise verdammten. Die Colonisten, welche ihren Vortheil allen Rücksichten der Sittlichkeit und Religion voransetzten, waren über diese Predigten höchst unwillig, und verklagten die Dominicaner beim Könige. Dieser erklärte die Dienstbarkeit der Indianer für eine rechtmäßige, und tadelte den Eifer der Dominicaner als einen wohlgemeinten, aber übel angebrachten. Aber auch dadurch ließen sie sich in ihrem Bestreben, das Loos der Unglücklichen zu erleichtern, nicht irre machen.

Diese Menschlichkeit hat besonders den Namen Las Casas verewigt. Auch er war ein nach America herübergekommener Geistlicher, und ein eifriger Verfechter der Freiheit und der Menschenrechte der Indianer. Seinen Predigten zu ihren Gunsten desto mehr Nachdruck zu geben, setzte er seine eignen Sklaven zuerst in Freiheit. Da er in America nicht durchdringen konnte, so unternahm er mit unermüdlicher Beharrlichkeit mehrere Reisen nach Spanien, um Ferdinand, und nach dessen Tode den Nachfolger desselben, Kaiser Karl V., zu rühren. Es wurde auch wirklich eine Commission zur Untersuchung der Sache abgesandt; allein da die Hauptfrage die war: wer die neuen Pflanzungen bearbeiten sollte, wenn man so viele tausend Hände, die nichts kosteten, verabschiedete, so blieb Alles beim Alten.

Noch immer ließ sich indessen Las Casas nicht abschrecken, und machte andere Vorschläge zum Besten der Indianer. Er wollte in Cumana, abgesondert von allen anderen Colonieen, eine eigne Niederlassung stiften, und so zeigen, wie die Eingebornen zu arbeitsamen Menschen gebildet werden müßten. Wirklich wurde der Anfang dazu gemacht, aber die Indianer jener Gegenden, aufs höchste gereizt durch eine von anderen Spaniern so eben verübte schreckliche Verwüstung ihrer Küsten, fielen über die neue Niederlassung her, zerstörten sie und tödteten und verjagten die Spanier (1517). Mißmuthig und beschämt ging Las Casas in ein Kloster, und trat in den Dominicanerorden. Doch ruhten darum seine Bemühungen zu Gunsten der Indianer keineswegs, zogen ihm aber auch neue Anklagen zu. Späterhin wurde er Bischof zu Chiapa in Mexico. Auch in diesem Wirkungskreise war er eifrig bemüht für die Ausführung der Idee,

welche sein ganzes Leben beseelte. Er ermahnte die Beichtväter, keinen Spanier zu absolviren, welcher seinen Americanischen Sklaven die Freilassung verweigerte. Und die sämmtlichen Bischöfe der Neuen Welt billigten auf einer zu Mexico gehaltenen Versammlung diese Lehre. So waren es also die Geistlichen, welche den traurigen Zustand der Americaner nach Kräften milderten.

Unter den Vorschlägen, welche damals gemacht wurden, die zu befreienden Indianer zu ersetzen, war auch der, Negersklaven nach Westindien zu führen, deren stärkerer Körperbau den harten Arbeiten in den Bergwerken und Pflanzungen nicht so schnell erliegen würde. Es war dies schon früher von Einzelnen geschehen, und Las Casas, nur mit dem Gedanken beschäftigt, seinen Indianern eine lastende Bürde abzunehmen, ging auch diese Maßregel ein. Daher ist die Meinung entstanden, daß Er der Urheber des Handels mit Negern nach America sey, die zwar von vielen Geschichtschreibern wiederholt, aber nichts desto weniger ungegründet ist *).

13. Die Eroberung Mexico's durch Ferdinand Cortez.

(1519—1521.)

Die Entdeckungsreisen währten indeß immer fort. Am weitesten nach Süden kam Juan Diaz de Solis, der 1515 ausgesandt wurde, die vermuthete Durchfahrt in die Südsee zu entdecken. Schon glaubte er sie gefunden

*) S. Oeuvres de Don Barthélemi de Las Casas, publiées par Llorente. Paris, 1822.

zu haben, als er bei näherer Untersuchung merkte, daß es nur ein Strom, der La Plata, war, dessen riesenmäßige Breite von mehr als zwanzig Meilen freilich seinen Irrthum sehr verzeihlich machte. Bei einem Versuche, in dieser Gegend zu landen, wurde der unvorsichtige Anführer mit mehreren seiner Leute von den feindseligen Wilden erschlagen, gebraten und verzehrt, worauf die übrigen schnell nach Hause flohen.

Andere Spanier hatten unterdeß von Cuba aus die Küste des großen Mexicanischen Reichs besucht, und sehr günstige Nachrichten von dem Anbau und den Schätzen dieses Landes mitgebracht. Dies bewog den Statthalter von Cuba, Velasquez, einen zuverlässigen Mann dorthin zu senden, der nicht nur so viel Gold als möglich von da zurückbrächte, sondern auch ihm die Ehre erwürbe, die Besitzungen des Königs von Spanien beträchtlich erweitert zu haben. Seiner feigen Gemüthsart war es angemessen, daß er zwar einen thätigen, aber nicht allzuklugen Mann zu diesem Geschäfte suchte, der nur die Arbeit und allenfalls einen billigen Vortheil auf sich nähme, die Ehre aber und den Hauptgewinn ihm überließe.

Man schlug ihm dazu einen tapfern aber armen Edelmann, Namens Cortez, vor, einen raschen Feuerkopf, der ehemals in den juristischen Collegien der Universität Salamanca nicht Stand halten wollen, sondern sich in America eine ihm angemessenere Laufbahn gesucht hatte. Ohne noch ein Commando gehabt zu haben, hatte er sich doch schon bei mehreren Gelegenheiten als einen Mann gezeigt, der sich zu nehmen wisse; und daß er arm war, gereichte ihm gerade in diesem Falle sehr zum Glück, weil Velasquez eben deswegen auf seine Ergebenheit rech-

nete. So erhielt er also seine Bestallung und elf Schiffe, wovon die meisten nur offene Barken waren. Von dem Augenblick an zeigte er in seinen Vorkehrungen zur Abreise eine solche Klugheit und ein so großes Talent, die Herzen zu gewinnen, daß den Velasquez schon seine Wahl zu reuen anfing. Cortez merkte dies nicht so bald, als er schnell absegelte, und seinen ganzen Schiffsvorrath erst in einigen entfernteren Häfen der Insel einnahm, wohin ihn aber die Mißgunst des Velasquez so schnell verfolgte, daß ihn nur die treue Anhänglichkeit der Seinen und die größte Vorsicht und Schnelligkeit vor Balboa's Schicksal retten konnte. Obgleich also mit einer Bestallung versehen, handelte er doch als ein Rebell, denn Velasquez hatte ihm diese wieder abfordern lassen.

Am 10. Februar 1519 verließ die Flotte Cuba, und steuerte auf Mexico zu. Die religiösen Vorbereitungen waren auch hier nicht versäumt worden, und in allen Fahnen war das heilige Kreuz zu sehen. So hofften sechshundert und siebzehn Mann, mit dreizehn Musketen, sechzehn Pferden und vierzehn kleinen Kanonen, ein Land zu erobern, das mehrere Millionen Menschen aufbringen konnte. Die erste Landung geschah bei dem nachherigen Flecken, S. Juan de Ulloa, am 2. April. Als man das Land betreten hatte, fand man allerdings eine weit zahlreichere Bevölkerung und einen höhern Grad von Cultur, als in den bisher besuchten Ländern. Ein besonderes Glück war es, daß man mit den Einwohnern durch eine Indianerin unterhandeln konnte, welche sowohl das Mexicanische verstand, als eine andere Sprache jener Gegenden, deren wiederum ein Spanier mächtig war, da er acht Jahre unter diesen Indianern als Gefangener gelebt hatte. Im Anfang verschaffte den Spaniern schon ihr

bloßes Äußere, ihre Bärte und ihre Bekleidung Ehrfurcht, und die Eingebornen waren lange zweifelhaft, ob sie sie für ihres Gleichen oder für höhere Wesen halten sollten. Man erfuhr, daß alle hier herum wohnende Völkerschaften einem sehr mächtigen Könige, Namens Montezuma, zinsbar wären, der etwa vierzig Meilen von dort in einer großen Stadt wohnte und einen sehr prächtigen Hof hielt. Er hatte Schnellläufer in allen Gegenden seines Reichs, die ihm jeden merkwürdigen Vorfall berichten mußten, und durch diese erfuhr er auch sehr bald die Ankunft der wunderbaren Fremden. In Kurzem erschienen Gesandte von ihm an Cortez, welche diesem reiche Geschenke brachten, und ihn fragten, was er begehre. Cortez nannte sich einen Abgesandten des großen Königs der Spanier, der einen wichtigen Auftrag an die Person des Mexicanischen Königs habe. Nach einiger Zeit erschienen sie wieder, ersuchten ihn im Namen ihres Herrn, das Reich zu verlassen, und fügten ihrer Bitte noch größere Geschenke als das erste Mal hinzu. Aber sie bedachten nicht, daß sie ihn gerade durch das nur näher lockten, wodurch sie ihn zur Rückkehr zu bewegen suchten. Cortez bestand auf dem Besuch, rückte immer weiter vor, und machte Anstalten zu Anlegung eines Forts im Mexicanischen Gebiete.

Indem er aber selbst so mächtig vorwärts strebte, wußte er nicht, ob er auch auf gleiche Begeisterung bei seinen Leuten rechnen dürfte. Das zu erfahren, wagte er zwei kühne Schritte. Einmal erwählte er aus den in dem neuen Fort Veracruz sich niederlassenden Colonisten eine obrigkeitliche Behörde, welche im Namen des Königs die Gerichtsbarkeit ausüben sollte. Vor dieser legte er feierlich seine Bestallung und seinen Befehlshaberstab

nieder, und ersuchte die Mitglieder, nach ihrer besten Einsicht den Würdigsten im Heere zum Feldherrn zu wählen. Man kann leicht denken, daß der Befehlshaberstab in keines Andern als in seine Hände wieder zurückkam. Aber noch war er immer nicht der Treue des ganzen Heeres gewiß, denn es gab mehrere sehr eifrige Freunde des Velasquez darunter, die nicht aufhörten, insgeheim auf seinen Sturz hinzuarbeiten. Kraft seiner neu verstärkten Autorität ließ er die Hauptmeuterer gefangen setzen, und um den Seinigen alle Gelegenheit zum Rückzug abzuschneiden, bewog er sie mit seltener Ueberredungskunst, alle ihre Schiffe zu zertrümmern. So ließen sich, in einem Anfall von Heroismus, der in der Geschichte fast ohne Beispiel ist, sechshundert Menschen freiwillig in ein fremdes Land einsperren, und sich selbst alle Wege zur Flucht verschließen.

Cortez rückte nun weiter in das Land hinein. Die gute Mannszucht, die er hielt, die Würde, mit der die Spanier einherschritten, die Reiter, die man mit ihren Pferden für ein monströses Ganzes hielt, der Donner des Geschützes — alles dieses erfüllte die Mexicaner mit Furcht und Achtung vor den mit übermenschlichen Kräften begabten Fremden. Der Kazike von Zempoalla, längst unzufrieden mit der drückenden Herrschaft Montezuma's, ergriff begierig die Gelegenheit, das verhaßte Joch abzuschütteln, und verband sich mit Cortez förmlich. So friedlich verstanden sich die Tlascalaner, eine kriegerische Völkerschaft, die ihre Unabhängigkeit gegen das Mexicanische Reich tapfer behauptet hatte, nicht dazu; aber nachdem ihre Ueberzahl gegen die Spanische Kriegskunst vergeblich gestritten hatte, sie in mehreren Treffen besiegt worden waren, schlossen sie Frieden, und erkann-

ten sich, nach Cortez Verlangen, als Vasallen der Castilischen Krone. Diese Völkerschaften brachten den Spaniern Lebensmittel in Überfluß, und Cortez ermangelte nicht, sich ihre Oberhäupter durch kleine Geschenke zu verbinden, indeß er ihnen bei jeder Gelegenheit zeigte, wie gefährlich es sey, ihn zu reizen. So ließ er, auf einen bloßen Verdacht einer geheimen Untreue, funfzig Tlascalanern die Hände abhauen. Furchtbare Verhältnisse, in denen solche Grausamkeit nothwendig scheint.

Doch dieses war nur ein kleines Vorspiel zu weit größeren tragischen Auftritten. In Cholula, dem nächsten Gau wohin sie kamen, mußte beinahe eine ganze Völkerschaft untergehen, damit die fünfhundert Spanier*) ihr Leben erhielten. Cortez erfuhr durch seine Dolmetscherin, daß die Cholulaner ihn nur darum so willfährig eingelassen hätten, um ihn desto sicherer in der Nacht zu überfallen, und Mann für Mann zu ermorden. Sogleich bemächtigt er sich der Oberhäupter, hält sie in Verwahrung, und läßt plötzlich seine Soldaten unter die Einwohner einhauen, und ihre Häuser anzünden. Sechstausend Menschen sollen hier ums Leben gekommen seyn, die Übrigen flohen. Jetzt eröffnet er den Häuptern die Ursache dieses Verfahrens, tadelt sie, läßt sie aber wieder frei, und befiehlt ihnen, die Entflohenen zurückzurufen und die Hütten wieder aufzubauen. Sie betrugen sich nun wie rechtmäßig gestrafte Kinder, und waren ihm in Allem gehorsam. Keiner dieser Stämme hing jedoch so sehr an ihm, als die Tlascalaner. Diese waren ihm zu Tausenden gefolgt und bereit, mit ihm gegen Mon-

*) Die Uebrigen waren nämlich als Besatzung in dem Fort zurückgeblieben.

tezuma zu fechten. Welch ein Vortheil! Cortez Heer ward dadurch so ansehnlich verstärkt, daß er kein Bedenken trug, gerade auf die Hauptstadt loszugehen.

Diese zeigte sich ihnen endlich in ihrer ganzen Ausdehnung, mit ihren weißen Häusern und Tempeln, bewundernswürdig genug für ein Volk, das weder Zugvieh noch Eisen kannte. Die Spanier schätzten die Zahl der Einwohner etwa auf sechzigtausend. Die Stadt lag auf einer Insel in einem See, und man konnte nur auf langen Dämmen zu ihr kommen. Cortez drang vorsichtig auf einem dieser Dämme vor, und stand mit seinem ganzen Heer in der Stadt, ehe Montezuma mit sich einig geworden war, ob er ihn als Freund oder Feind empfangen sollte. Endlich erschien er selbst auf einem kunstreichen Tragsessel, umringt von seinen Großen, die in eine Art von kattunenen Mänteln gekleidet, und, zur Freude der Spanier, mit Goldblechen reichlich behängt waren. Er staunte die seltsamen weißen und bärtigen Gäste an, und begrüßte den Cortez so höflich, daß die Mexicaner, welche von dem stolzen Monarchen noch nie dergleichen gesehen hatten, steif und fest glaubten, die Fremden müßten von übermenschlichem Ursprunge seyn. Bei der nächsten Zusammenkunft erzählte Montezuma dem Cortez eine unter den Mexicanern allgemein geglaubte Sage, ihre Vorfahren seyen aus sehr fernen Ländern gekommen, der Anführer sey aber wieder zurückgekehrt, mit dem Versprechen, einmal wieder zu kommen, und ihre Gesetze zu verbessern. Dies deute er auf die Spanier. Cortez erhielt ihn in dem Glauben, daß diese Sage jetzt erfüllt werde, und quartirte sich mit den Seinen in ein weitläufiges steinernes Gebäude ein, das er unvermerkt so viel als möglich befestigte. Geladene Kanonen und die

sorgfältigsten Wachen sicherten ihn vor jedem Überfall. — So hatten sich fünfhundert Wagehälse glücklich bis in die Mitte eines unabsehbaren Reichs gedrängt, in welchem sie sich nun entweder als Oberherren behaupten, oder bis auf den letzten Mann todtschlagen lassen mußten. Wenn aber einmal ein kühnes Wagstück begonnen ist, so kann es nur durch fortgesetzte Kühnheit vollendet werden. Cortez war der Mann, die verwegensten Schritte mit einer Festigkeit zu thun, als handelte die eherne Nothwendigkeit selbst durch ihn. Wollte er der völlige Beherrscher dieses Landes werden, so mußte etwas Entscheidendes geschehen. Der König selber mußte ihm freiwillig seine Würde abtreten, und um ihn dahin zu bringen, mußte man ihn im Angesichte seines Volks gefangen nehmen.

Nur die beherzte Seele eines Cortez konnte einen solchen Plan entwerfen, vor dem selbst mehrere seiner Officiere erschraken; nur eine so kluge Besonnenheit, als die seine, konnte ihn glücklich ausführen. Der König hatte ihm schon mehrere Besuche abgestattet und von ihm Gegenbesuche erhalten, als Cortez eines Tages, nach genauer Verabredung mit seinen Soldaten, sich mit seinen besten Officieren in die Wohnung des Königs begab. Sein erstes Gespräch betraf einen ihm sehr unangenehmen Vorfall. Ein Mexicanischer Feldherr hatte die mit den Spaniern verbündeten Völker angegriffen, und die Besatzung von Veracruz war Letzteren zu Hülfe gekommen. In einem Treffen war ein Spanier lebendig gefangen und getödtet, und dessen Kopf nach der Hauptstadt gesandt worden, um allen Mexicanern zu zeigen, daß die Fremden so gut sterblich wären als andere Leute. Cortez stellte dem Könige dieses feindselige

Verfahren als eine so ungeheure Beleidigung seines Herrn, des Königs von Spanien, vor, und nahm dabei eine so ernsthafte, ja fürchterliche Miene an, daß Montezuma erzitterte. Er erklärte ferner, der gerechte Verdacht geheimer Feindschaft, in den er sich dadurch gesetzt habe, könne nur durch einen ganz ungewöhnlichen Beweis von Vertrauen und Ergebenheit wieder ausgelöscht werden. Montezuma versprach, er wolle jenen Feldherrn sogleich zurückberufen, und ihn den Spaniern zur beliebigen Bestrafung ausliefern. Cortez antwortete, das sey ganz gut, aber damit könne er noch lange nicht zufrieden seyn. Es sey kein anderes Mittel, sich in dem Zutrauen der Spanier wieder herzustellen, als daß er sich freiwillig entschlösse, eine Zeitlang mitten unter ihnen zu wohnen. Montezuma erblaßte, gewann aber bald seine Fassung wieder, und antwortete wie ein Mann, der seine Würde kennt. Cortez ward immer ernster. Drei Stunden ward hin und her geredet; endlich rief ein rascher Spanischer Officier; „Wozu die Umstände? Fort mit ihm, oder niedergestoßen." Der König erschrak über die Stimme und Geberde des Mannes, und fragte, was er gesagt habe. Als er es erfuhr, zitterte er heftiger, und nach langem Schwanken — ergab er sich. Als er hinausgeführt ward, lief das staunende Volk zusammen, entschlossen, die Behandlung, die ihr Gebieter erdulden mußte, zu rächen; er aber winkte mit den Händen und nahm eine heitere Miene an, um seine Unterthanen glauben zu machen, es sey sein eigener Entschluß. Cortez unterließ übrigens nichts, was dem tiefgebeugten Monarchen seinen Zustand erträglicher machen konnte, und begegnete ihm mit ausgezeichneter Höflichkeit. Seine ehemaligen Räthe hatten zu seinem Verbannungsorte täglich

freien Zutritt. Jener Mexicanische Feldherr wurde bald nachher mit seinen vornehmsten Hauptleuten, zum Entsetzen aller Mexicaner, lebendig verbrannt, und das auf einem Scheiterhaufen, den man aus lauter Mexicanischen Waffen aufgethürmt hatte.

Um sich der Herrschaft noch gewisser zu versichern, bewog Cortez den König, seine klügsten Räthe abzusetzen, und schwächere dagegen anzunehmen. Unter dem Vorwand, ihm einen Begriff von Europäischer Schiffbaukunst zu geben, worauf er ihn lange neugierig gemacht hatte, ließ er zwei Brigantinen zimmern und in den Mexicanischen See stoßen, wodurch er sich schlau genug des ganzen Gewässers um die Stadt versicherte. Endlich, nachdem er den armen König durch alle Stufen der Erniedrigung geführt hatte, muthete er ihm geradehin zu, sich für einen Vasallen des Königs von Spanien zu erklären, und einen jährlichen Tribut zu entrichten. Bei dieser Forderung brach der unglückliche Mann in Thränen aus. Aber was konnte er jetzt noch verweigern? Die Unterwerfungsförmlichkeit, die Cortez so feierlich als möglich einrichtete, ging vor sich, vor den Augen des ganzen Volks, welches darüber in tiefe Trauer versenkt schien.

Bei allem Unglück belebte den Montezuma noch immer die Hoffnung, seine gefürchteten Gäste würden bald abziehen, da ihr Auftrag nun ausgerichtet sey. Cortez ließ ihn bei diesem Glauben, und sagte, man müsse nur erst die gehörigen Schiffe bauen. Eigentlich aber wartete er nur auf Verstärkung aus Spanien, wohin er schon vor neun Monaten Berichte gesandt hatte. Freilich wußte er nicht, daß sein Feind Velasquez eben dadurch von allen Vorgängen Kunde erhalten, und daß von daher ein Gewitter über ihn heraufzog, das ihn mit

einem Schlage um alle Früchte seiner Klugheit und seines Muthes zu bringen drohte.

Als Velasquez nämlich erfahren hatte, daß Cortez sich von aller Verpflichtung gegen ihn völlig losgemacht, und welches Land er im Begriff sey zu erobern, ließ er, von Schmerz, Scham und Rachsucht ergriffen, eine Flotte von achtzehn Schiffen mit achthundert Mann Fußvolk, achtzig Reitern, zwölf Kanonen und vielen Musketen und Armbrüsten ausrüsten, und sandte sie nach der Küste von Mexico. Narvaez, einer seiner Officiere, dem er den Befehl übergab, hatte den Auftrag, den Cortez in Ketten nach Cuba zu schicken, und an seiner Stelle die Eroberungen fortzusetzen. Welche Lage für Cortez!

Er versuchte zuerst, den Narvaez zu gewinnen; aber dieser junge Held träumte viel zu süß von den Lorbeern, die er sich von Cortez erfechten wollte, als daß er sie sich hätte sollen abkaufen lassen. Also mußte es Krieg seyn, und hier galt es nur Sieg oder Tod. Cortez bestellte sein Haus in Mexico, ließ eine mäßige Besatzung zurück, und überredete den Montezuma, er reise seinen Freunden entgegen, sich mit ihnen zu besprechen. So zog er mit einer Handvoll Leute gegen einen wenigstens dreifach stärkern Feind.

Sein Glück war, daß Narvaez ein unkluger und wenig gewandter Mensch war, der weder von seinen Soldaten noch von den Indianern Vertrauen und Achtung zu erzwingen verstand, und daß folglich jene ihm verdrossen folgten, diese ihm alle ersinnliche Hindernisse in den Weg legten. Als nun gar geheime Boten vom Cortez im Lager des Narvaez herumschlichen, und aus den Goldsäcken ihres Herrn freigebig Geschenke spendeten, so konnte es nicht fehlen, daß wenigstens schon die

Hälfte der Soldaten auf Cortez Seite war, ehe noch eine Schlacht geliefert ward. Aber nicht die Künste der Schlauheit allein sollten gelten; ein angestrengter Marsch brachte die braven, versuchten Krieger des Cortez ihren Feinden schneller auf den Hals, als diese berechnet hatten. In einer stockfinstern Nacht durchwateten sie den breiten Fluß, der sie noch vom Feinde trennte, und ein schrecklicher Überfall brachte die sicher Schlummernden so in Verwirrung, daß sie nicht wußten, wo oder wie stark der Feind sey. In wenig Augenblicken war alles schwere Geschütz in Cortez Händen, und ward nun gegen Narvaez Heer gerichtet. Dieser fuhr selbst mit blinder Tapferkeit unter die Feinde, ward aber sogleich tödtlich verwundet. Cortez bot Allen, die sich ergeben würden, Pardon an, und so hatte der ganze Krieg ein Ende, ehe die Morgenröthe anbrach.

Wohlverstärkt mit frischen Truppen und gutem Kriegsbedarf brach nun Cortez nach der Hauptstadt auf, wo seine Gegenwart sehr nöthig war. Denn der in Mexico zurückgelassene Befehlshaber hatte indeß Cortez Strenge nachahmen wollen, ohne seine Klugheit zu besitzen, und es damit sehr schlimm gemacht. Selbst um eines bloßen Verdachtes willen hatte er bei einem festlichen Tanze viele Vornehme überfallen und ermorden lassen. Darüber gerieth die ganze Stadt in Aufruhr, und selbst Cortez schnellste Dazwischenkunft konnte die Gährung nicht dämpfen. Jetzt kam es zur förmlichen Schlacht, und die vorher so scheuen und nachgiebigen Mexicaner fochten jetzt für ihre Götter, ihren Heerd, ihre Weiber und Kinder mit der Erbitterung und Wuth der Verzweiflung. Cortez zog sich in seine Verschanzung zurück, that einige Ausfälle, verlor aber viele Spanier, und wurde selbst

in der linken Hand verwundet. In dieser Noth wollte er seine Rettung durch den Montezuma versuchen, den er zuletzt ziemlich vernachlässigt hatte. Er bewog ihn, sich in seinem Königsschmuck oben auf der Mauer zu zeigen, aber der König erschien nicht sobald, als das wüthende Volk ihn mit Verachtung anschrie, und einen Hagel von Steinen und Pfeilen auf ihn schleuderte. Schwer am Kopf verwundet, sank der Unglückliche nieder, und starb nach wenigen Tagen (1. Jun. 1520).

Die Mexicaner zogen täglich mehr Volk aus der umliegenden Gegend in die Stadt, und die Spanische Verschanzung ward nun mit blinder Wuth unaufhörlich berennt. Neben derselben stand ein hoher Thurm, von welchem sie durch Steinwerfen den Spaniern ungeheuern Schaden thaten. Vergebens waren alle Versuche, sie von diesem Thurm zu vertreiben, bis Cortez selbst, trotz seiner Wunde, sich den Schild an den linken Arm binden ließ, und an der Spitze seiner Tapfersten hinaufstürmte. Seine Riesenkraft schmetterte Jeden nieder, der ihm begegnete, aber dennoch floh man ihn nicht. Zwei Mexicanische Jünglinge, nach einem Heldentode durstend, umfaßten ihn, als er nahe am Rande des Thurmes stand, und wollten ihn mit sich hinabreißen. Nur seine Stärke und Gewandtheit retteten ihn; er rang sich los, und so stürzten sie allein hinunter. Nach langer Anstrengung glückte es den Spaniern, Feuer in den Thurm zu werfen, und dies schreckte die Feinde für diesmal zurück.

Aber an eine längere Behauptung seines Platzes dachte Cortez nun nicht mehr. Er gab geheime Befehle, und um Mitternacht trat der ganze Haufe in größter Stille den Rückzug an. Sie waren eben auf dem schmalen Damme zusammengedrängt, als von allen Seiten

durch die dichte Nacht ein Hagel von Pfeilen und Steinen auf sie herflog. Der See wimmelte von Kähnen. Die Bemühung der Spanier, ihre Schätze zu retten, vermehrte noch die tödtliche Verlegenheit dieses gepreßten Haufens. Am Morgen nach dieser schrecklichen Nacht (noch jetzt in Mexico noche triste genannt) fand Cortez kaum noch die Hälfte seiner Leute beisammen, und konnte sich der Thränen nicht enthalten, da er sie musterte. Viele der bravsten Officiere waren theils erschlagen, theils ertrunken; von den treuen Tlascalanern wurden zweitausend vermißt; viele Krieger hatten die Mexicaner lebendig erhascht, um sie den Göttern zu opfern. Alles Geschütz und Pulver war verloren, fast alle Pferde fehlten, und von den großen Schätzen war nur sehr wenig gerettet.

Cortez ward auch in dieser Noth der einzige Trost und das Vorbild seiner tief betrübten Soldaten. Er theilte alle Entsagungen und Beschwerden mit ihnen, und heiterte sie durch seine ruhige Fassung auf. Aber noch war nicht das Schlimmste überstanden. Am sechsten Tage ihres Rückzugs nach Tlascala, als sie sich in der Nähe von Otumba befanden, sahen sie auf einmal von einer Anhöhe herab die ganze weite Ebene vor sich mit Mexicanern bedeckt. Sieg oder Tod konnte auch hier nur die Losung seyn. Cortez ließ seinen Soldaten zum Besinnen keine Zeit, sondern führte sie nach einer kräftigen Anrede blindlings ins Treffen. Sie hieben ein wie Verzweifelte, aber ihre geringe Anzahl verlor sich fast in den unzählbaren Schaaren, von denen sie umringt und beinahe erstickt wurden. Da erblickt Cortez die große Reichsfahne, und plötzlich fällt ihm ein, was er einmal in Mexico gehört hat, daß von dem Schicksal dieser Fahne

der Ausgang jeder Schlacht abhange. Augenblicklich spornt er sein Pferd, und sprengt mit einigen tapferen Gefährten auf dies Palladium zu. Den Anführer, der es trägt, rennt er mit der Lanze nieder, die anderen Spanier verscheuchen die übrigen Feinde umher, und Cortez trägt die Fahne im Triumph von dannen. Dies sehen und sinnlos entfliehen, war den Mexicanern eins. Die Hülfe kam den Spaniern so unerwartet, daß sie sie auf die Rechnung der Heiligen schrieben. Am folgenden Tage (8. Jul.) rückten sie hierauf in das treue Tlascala ein.

So mühsam Cortez indeß dem Untergange entronnen war, bestand er doch fortwährend darauf, diese ungeheure Feindesmasse zu bezwingen, und ihr ganzes weitläufiges Reich zu erobern. Aber eine solche Beharrlichkeit ist nicht Jedermanns Sache. Viele seiner Soldaten schalten ihn einen Tollkühnen, dem sein Leben nichts werth sey, und waren höchst unzufrieden mit seinen neuen Entwürfen. Cortez hatte alle seine Klugheit und Ueberredungskunst nöthig, die schon ausbrechende Meuterei zu stillen. Um die Fortschritte der Unzufriedenheit zu hemmen, eilte er, seinen Truppen Beschäftigung zu geben, indem er mit ihnen die einzelnen Feindeshaufen verfolgte und plünderte, die sich noch in der Gegend sehen ließen. Ein Vertrauter war längst nach Hispaniola abgeschickt, um Pulver und Gewehre zu kaufen, und Abenteurer anzuwerben, indeß das Glück, die Freundin muthiger Männer, ihm Verstärkungen zuführte, von wo er sie nicht erwartet hatte.

Die erste bestand in zwei Schiffen aus Cuba, die dem Narvaez (der bereits umgekommen war) Mund- und Kriegsvorrath zuführen sollten. Es war der bekannten Ueberredungskunst des Cortez ein Leichtes, Mann-

schaft und Ladung für sich zu erobern, was ihm dann auch zweitens bei einem Kauffartheischiffe gelang, das mit Spanischen Waaren des Handels wegen hieher gekommen war. Drittens erschienen bald darauf drei Schiffe, die vom Statthalter in Jamaica auf Entdeckungen ausgesandt waren, aber nichts hatten ausrichten können. Mit Freuden ließen sich auch diese anwerben, und traten in Cortez Dienste über.

Dieser dankte nun alle Unzufriedenen aus Narvaez Heere ab, und schickte sie nach Veracruz; mit den Übrigen aber (fünfhundert funfzig Mann, vierzig Pferde, achtzig Musketen und Armbrüsten und neun Kanonen) trat er fröhlichen Muths den 28. December seinen Marsch nach Mexico wieder an, von zehntausend Tlascalanern und anderen verbündeten Indianern begleitet. Um die Hauptstadt mit Erfolg angreifen zu können, waren durchaus Schiffe erforderlich, ohne welche die Spanier den See nicht beherrschen konnten. Cortez ließ die einzelnen Bestandtheile in den Wäldern von Tlascala zimmern, eine Arbeit, welche unter den ungeübten Händen, die dazu angewandt werden mußten, nur langsam von Statten ging. In der Zwischenzeit bewarb er sich mit großer Klugheit und gutem Erfolge um die Freundschaft der benachbarten Gaue, welche sämmtlich mit der Mexicanischen Herrschaft unzufrieden waren. Endlich erschienen achttausend Tlascalanische Sklaven, welche die Balken, Bretter, Masten der Schiffe auf ihren Schultern trugen. Nun wurden die Brigantinen mit vieler Feierlichkeit vom Stapel gelassen, und ein siegreiches Gefecht gegen eine zahllose Menge Mexicanischer Canoes bewährte ihre Überlegenheit. Zunächst ließ Cortez die Wasserleitungen, die nach der Hauptstadt führten, zerstören. Um ganz sicher

zu seyn, schloß er die Stadt von drei Seiten ein, und ging sehr langsam und vorsichtig zu Werke; denn der jetzt herrschende König, Guatimozin, ein Neffe Montezuma's, war ihm als ein sehr kluger und beherzter Mann bekannt. Endlich setzte er auf den 3. Julius 1521 einen Hauptsturm fest. Der Plan war mit großer Überlegung entworfen, jeder Officier erhielt seinen Posten, und um im schlimmsten Fall einen sichern Rückzug zu haben, erhielt einer der neu hinzugekommenen Officiere den Befehl, die Brücke in dem Damme, den sie passiren mußten, zu decken. Dieser leichtsinnige Mensch aber, welcher sich einbilden mochte, er werde bei der Plünderung zu kurz kommen, wenn er draußen die Brücke hütete, vergaß allen Gehorsam, und mischte sich hitzig unter die Fechtenden. Guatimozin bemerkte sogleich den Fehler, ließ die Brücke abbrechen, und dann einen allgemeinen Angriff auf die vordringenden Spanier machen. Durch den Schall einer großen, dem Kriegsgott geweihten Trommel mit religiöser Begeisterung erfüllt, drangen die Mexicaner so muthig vorwärts, daß die Spanier sich zurückziehen mußten. So kamen sie zu der Kluft in dem Damme. Das Gedränge war so groß, daß die Vordersten haufenweise in die Öffnung hineingestoßen wurden und so mit ihren Leibern die Brücke ergänzten! Während dieser Stopfung ergriffen die Mexicaner die Hintersten, vierzig an der Zahl, die nicht vorwärts konnten, und schleppten sie, nachdem die Nacht hereingebrochen war, lebendig nach dem Tempel, schlitzten ihnen den Leib auf, rissen ihnen das Herz aus, und opferten es ihren Göttern. Die geretteten Spanier sahen mit Grausen aus der Ferne diesem teuflischen Opferfeste zu, sie sahen die freudetrunkenen Mexicaner jubelnd in dem

hell erleuchteten Tempel tanzen, und glaubten die brüllenden Schlachtopfer an den Stimmen zu erkennen. Ihr Haar sträubte sich empor. — Cortez hatte in allem etwa sechzig der Seinigen eingebüßt.

Dieser Verlust schlug ihn indeß auch noch nicht nieder. Er verhielt sich nur eine Zeit lang in seinen Verschanzungen stille, um die Prophezeihung der heidnischen Priester zu Schanden zu machen, als würden die Spanier binnen acht Tagen alle vertilgt sein. Der gänzliche Mangel der Mexicaner an eisernen Waffen, die Hungersnoth in der Stadt und die Treulosigkeit der ringsum wohnenden Stämme — diese Umstände machten es fünfhundert Europäischen Abenteurern möglich, ein großes Reich umzustürzen, welches lange das Schrecken seiner Nachbarn gewesen war. Cortez nahm nach und nach drei Viertheile der Stadt ein, und legte sie in Asche. Guatimozin suchte sich durch die Flucht zu retten, er ward aber eingeholt, und vor Cortez gebracht. „Ich habe gethan, sprach er mit Würde, was einem König ziemte; ich habe mein Volk aufs äußerste vertheidigt. Jetzt bleibt mir nichts übrig, als der Tod. Fasse diesen Dolch, und stoße ihn mir ins Herz."

Er blieb gefangen. Gleich darauf ergab sich auch der Rest der Hauptstadt (13. Aug. 1521). Die Soldaten, die eine unermeßliche Beute gehofft hatten, fanden sich sehr getäuscht. Sie trauten es den Besiegten zu, daß sie ihre Schätze wol aus Rachsucht in den See geworfen haben könnten, und waren barbarisch genug, viele der Vornehmsten auf die Folter zu spannen, um die Stellen zu erforschen, wo das meiste Gold versenkt sey. Auch der edle Guatimozin ward entkleidet, gefesselt, und neben einen seiner Vertrauten auf glühende Kohlen gelegt.

Doch keine Marter konnte ihm ein Geständniß abpressen, während sein minder standhafter Unglücksgenosse die Henker schon befriedigen zu wollen schien. Tadelnd sagte Guatimozin mit Spartanischer Selbstbeherrschung: „Liege ich denn auf Rosen?" — Cortez kam dazu, schämte sich des unwürdigen Anblicks, und befreite die Leidenden.

Während dieser Begebenheit hatte sein Feind Velasquez in Cuba nichts unterlassen, was den Zorn des Kaisers (Karls V., des damaligen Beherrschers von Spanien) gegen ihn reizen konnte; und so erschien denn, eben als die völlige Eroberung des Reichs beendigt war, ein königlicher Commissar, Tapia, mit weitläufigen Vollmachten versehen, den Cortez gefangen zu nehmen, sein Vermögen einzuziehen und sein Verfahren zu untersuchen.

Tapia war ein einfältiger Mensch, den Cortez auf den ersten Blick durchschaute. Dieser stellte sich sehr ehrerbietig gegen ihn, sprach mit der tiefsten Ehrfurcht von dem Kaiser, und machte den guten Mann so verwirrt, daß er gar nicht wußte, wie er ihm billigerweise beikommen sollte, und am Ende wieder davonging. Cortez wandte sich nun selbst mit einer treuen Erzählung seiner Thaten und einem reichen Geschenk an den Kaiser, und bat um die wohlverdiente Statthalterschaft. Karl, selbst ein unternehmender Krieger, ward von Bewunderung seiner kühnen Thaten hingerissen und bewilligte ihm seine Bitte.

Cortez ließ darauf Mexico wieder aufbauen, die Ländereien vertheilen, und die Bergwerke untersuchen. Die unmenschliche Verschenkung der Eingebornen und ihre barbarische Behandlung in den Goldminen wurde auch hier eingeführt, wo sie dieselben schrecklichen Folgen wie auf den Inseln hatte. Vor dem Eingange jedes Schachtes lagen die Leichname der entseelten Mexicaner zu Hun-

derten und verpesteten die Luft, während von den vielen Geiern, die sich nach diesen reichen Futterplätzen drängten, die Erde von fern wie mit einem schwarzen Tuche bedeckt schien. Jede Empörung, durch welche die gekränkte Freiheit ihre Menschenrechte herzustellen suchte, ward als Sklaventrotz angesehen und grausam bestraft. In einer einzigen Provinz wurden einmal sechzig Kaziken und vierhundert Mexicanische Edle verbrannt, und ihre Weiber und Kinder zum Anblick dieses höllischen Schauspiels gezwungen. Auf einen geringen Verdacht wurde endlich auch der edle Guatimozin und mit ihm die sonst den Spaniern so treuen Kaziken von Tezcuco und Tacuba gehängt, welche dem Cortez Mexico hatten erobern helfen.

Ganz allein ward indessen dem Cortez die Einrichtung der neuen Erwerbschaft doch nicht überlassen. Es ward ihm von Spanien aus eine Regierungsbehörde zugeordnet, mit der sich aber der freie Herrschergeist dieses außerordentlichen Mannes nicht wohl vertragen konnte. Die Klagen und Anschwärzungen bei Hofe fingen nun wieder an, und es erschienen immer neue Untersuchungscommissarien, die den Statthalter vor ihren Richterstuhl zogen. Zu stolz, sich in dem Lande, das der Schauplatz seiner Siege gewesen war, einem schimpflichen Verhör zu unterwerfen, wollte er lieber selbst den Kaiser antreten. Er erschien 1528 in Spanien mit einer Pracht, die seiner Würde angemessen war, eine Reihe Mexicanischer Edlen in seinem Gefolge. Karl empfing ihn mit Auszeichnung, und überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen; aber ihn ganz unbeschränkt zu lassen, wagte er doch nicht mehr. Er unterwarf die bürgerliche Regierung von Mexico einer eigenen Behörde, und überließ ihm nur das

Kriegswesen, und das Geschäft, auf neue Eroberungen auszugehen.

Mißmüthig ging Cortez zurück, und zerstreute sich durch neue Züge. Nach unendlichen Mühseligkeiten entdeckte er 1536 die große Halbinsel Californien, und nahm den größten Theil des Golfs, der sie von Neuspanien trennt, in Augenschein. Im Jahr 1540 reisete er abermals nach Spanien, fand aber die Herren am Hofe sehr verändert. Seine Verdienste schienen hier längst vergessen zu seyn, und nach vielen fruchtlosen Bemühungen bei Ministern und Günstlingen, starb er, wie Columbus, vor Gram über den Undank seines Herrn, im zwei und sechzigsten Jahre seines Alters (2. Dec. 1547).

Die Furcht, daß es einem dieser Feldherren einfallen und gelingen möchte, sich zum Herrn der von ihm eroberten Provinzen aufzuwerfen, erklärt diesen Undank und dieses Mißtrauen, ohne es zu rechtfertigen. Auch auf die nachherige Benutzung dieser Länder ist dieser Umstand nicht ohne nachtheiligen Einfluß geblieben.

---

14. Ferdinand Magelhan.

Während der Eroberung Mexico's durch Cortez ereignete sich eine andere Begebenheit, die nicht weniger merkwürdig ist. Der so lange vergeblich gesuchte westliche Weg nach Indien wurde glücklich gefunden. Der Ruhm dieser Entdeckung gebührt dem Portugiesen Magelhan, der nach vielen tapferen Thaten in Ostindien, aus Erbitterung über erlittene Ungerechtigkeiten, den Dienst sei-

nes Königs verlassen, und sich nach Spanien gewandt hatte. Hier machte er sich gegen den König Karl anheischig, ihm einen Weg nach Ostindien durch America zu entdecken, und erhielt eine Flotte von fünf Schiffen, mit denen er am 10. August 1519 die Küsten von Sevilla verließ.

Er hatte zweihundert vier und dreißig Mann am Bord, über die er sich ausdrücklich des Recht über Leben und Tod hatte ertheilen lassen, wohl eingedenk der Widersetzlichkeit, die Columbus von seinen eigenen Leuten hatte erfahren müssen. Von den Canarien wandte er sich sogleich südlich, und untersuchte jede Bai an der Küste von Südamerica. Erst am 12. Januar 1520 erreichte er die Mündung des La Plata. Von nun an hatte er mit rauher Witterung und gefährlichen Klippen zu kämpfen, und als er den achtundvierzigsten Grad südlicher Breite erreicht hatte, sah er sich genöthigt, in den Hafen St. Julian (31. März) einzulaufen, und daselbst den Winter abzuwarten, der bekanntlich jenseits der Linie in unsere Sommermonate fällt.

Hier geschah, was er längst befürchtet hatte. Diejenigen seiner Leute, welche daheim in Spanien Weiber und Kinder zurückgelassen hatten, sahen keinen Grund, warum sie sich Tag für Tag in unbekannten Weltgegenden, auf stürmischen Meeren, allen Gefahren um eines Abenteurers willen Preis geben sollten, der sich die Grille in den Kopf gesetzt hatte, eine Straße durch America aufzusuchen, deren Daseyn ihnen sehr gleichgültig war. Es entstand eine furchtbare Empörung, sie vergriffen sich an den Anführern der Schiffe, und wählten andere, von denen sie zurückgeführt seyn wollten. Mit großer Klugheit und mit Hülfe einiger wenigen Getreuen ergriff Ma-

gelhan hierauf die Haupt-Rädelsführer, und ließ sie hängen und nachher viertheilen; ein Priester aber und noch ein Officier, welche das Volk heimlich aufgehetzt hatten, wurden allein in der öden Wildniß zurückgelassen, als die Schiffe abfuhren.

Endlich erreichte er nahe am Feuerlande die erwünschte Straße. Seine Freude war unbeschreiblich; doch wurde sie ihm durch den Verlust eines Schiffes verbittert, das er ausgesandt hatte, eine Bai zu untersuchen, und das sich nachher nicht wieder zu ihm finden konnte. Ein anderes hatte ihm ohnehin schon früher ein Sturm zerschmettert. Zwanzig Tage kreuzte er hierauf in dieser krummen und höchst gefährlichen Straße, die noch jetzt seinen Namen führt, und am 27. November 1520 erblickte er endlich — mit nicht geringerer Freude als einst Balboa auf seiner Bergspitze — die unermeßliche Südsee. Ein günstiger Wind trieb ihn nun quer durch diesen weiten Ocean so ununterbrochen fort, der Himmel war so unveränderlich heiter, daß Magelhan bewogen wurde, dies Meer das stille (pacificum) zu nennen. Während einer Zeit von drei Monathen und zwanzig Tagen glitten die drei Schiffe so fort, ohne Land zu sehen. Wie hätte er auf eine solche Fahrt gefaßt seyn können? Die Lebensmittel gingen ihm aus, frisches Wasser fehlte gänzlich, und die Sonne schoß ihre Strahlen fast senkrecht auf die Köpfe der Schiffenden. Kein Wunder, daß fast die ganze Mannschaft erkrankt war, als man endlich am 6. März 1521 — abermals mit tausend Freudenthränen — eine kleine fruchtbare Inselgruppe erreichte. Magelhan nannte sie **los Ladrones**, weil er die Eingebornen sehr diebisch fand, und so heißen sie noch jetzt. Das klarste Wasser und ein Überfluß von

erfrischenden Früchten in diesem heitern Klima stellte alle seine Kranken in kurzem völlig her. Er segelte darauf nach den von ihm so genannten Philippinen, und das war das ungehoffte Ziel seiner Reise. In einem unglücklichen Gefecht mit den feindseligen Wilden fand er hier durch einen Indianischen Spieß seinen Tod (26. April 1521).

Der Rest der kleinen Mannschaft setzte nun auf zwei Schiffen die Reise fort, und erreichte am 8. November die große Insel Borneo. Von da kamen sie nach Tidor, einer der Molukken, wo sie schon Portugiesen fanden, die sich über ihre Ankunft nicht wenig wunderten. Hier mußte sich die Mannschaft des einen höchst beschädigten Schiffes an die Portugiesen ergeben, das andere Schiff aber trat mit einer guten Ladung Molukkischer Gewürze, die es in der Eil eingenommen hatte, die Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und so weiter nach Spanien an, wo es, nach vielen Unglücksfällen, am 7. September 1522 glücklich in den Hafen einlief, von welchem es vor drei Jahren ausgesegelt war. So wurde die erste Reise um die Welt vollbracht.

---

15. Die Spanier in Peru.

Seit Balboa's kühnen Zügen richtete der Golddurst seine Augen unaufhörlich nach jenem Lande, das nach allen Aussagen der Indianer des Goldes Vaterland seyn sollte, und es auch wirklich ist. Der nichtswürdige Mörder des Balboa, Pedrarias, war aber zu feig, um selbst eine Unternehmung zu wagen, und zu eifersüchtig, um An-

deren Vorschub zu thun; und so unterblieben alle Versuche, bis sich zuletzt ein Triumvirat zusammenfand, das sich erbot, auf eigene Kosten eine Reise in jenes Land zu unternehmen. Das konnte der Statthalter nicht füglich verhindern, und so gab er den Anlaß zu neuen kühnen Thaten, die ein Sauhirtenjunge und ein Findling verrichteten.

Franz Pizarro war als der Bastard eines hartherzigen Edelmanns und einer gemeinen Dirne früh in die Fremde gestoßen worden, und hatte im Kampfe mit harten Schicksalen nichts von den zärtlichen geselligen Empfindungen eingesogen, welche diejenigen Kinder mit in die Welt nehmen, welche aus einem wohlgeordneten Vaterhause und aus den Armen liebevoller Eltern in dieselbe übergehen. Daher finden wir in seinem ganzen Leben keine Spur von Wohlwollen und Treue. Nachdem er als Knabe die Schweine gehütet, trieb ihn sein feuriger Geist in den Krieg nach Italien, und zuletzt nach America, wo er mit Cortez und Balboa bald bekannt wurde. Den Letztern hatte er auf seinen Zügen begleitet, und hier hatte er schon ausgezeichnete Proben von Verstand und Tapferkeit abgelegt. Nicht viel geringere Talente und etwas mehr Gutmüthigkeit besaß sein Waffenbruder Diego de Almagro, der seine eigenen Eltern nicht einmal anzugeben wußte. Der dritte Mann im Kleeblatt war ein Priester, Hernando de Luque, der das Geld zum Zuge hergeben wollte, das er sich in der neuen Welt erworben hatte, und sich dafür das erste neue Bisthum in Peru versprechen ließ.

Almagro wandte gleichfalls sein Vermögen daran, und Pizarro, der nichts hatte, erbot sich dafür, das schwerste Geschäft, den Anführerposten, zu übernehmen.

Almagro sollte ihm von Zeit zu Zeit Hülfe zuführen, und die Beute sollte unter alle Drei gleich vertheilt werden. Der Vertrag wurde auf eine geweihte Hostie beschworen, von welcher jeder der drei Verbündeten ein Stück verzehrte.

Am 14. November 1525 segelte hierauf Pizarro mit einem Schiffe und hundert und dreizehn Mann aus dem Meerbusen von Panama ab, die Ostküste nach Süden hinunter zu besuchen. Er hatte gerade die ungünstigste Witterung getroffen, und kam in siebzig Tagen kaum so weit, als jetzt ein Seemann in siebzig Stunden kommt. Die ganze Fahrt ging so langweilig von Statten, man war so oft genöthigt, auf kleinen Inseln Monate lang um der Kranken willen still zu liegen, denen das äußerst feuchte, fast giftige Klima Mark und Leben aussog, daß sicherlich aus dem ganzen Zuge nichts geworden wäre, hätte nicht Almagro fleißig Verstärkungen an Mannschaft und Lebensmitteln gesandt, und wäre nicht Pizarro selbst ein Mann von so unbeugsamen Charakter gewesen. Mit größeren Beschwerden, als diese Reise verursachte, hatte noch keiner der vorigen Entdecker gekämpft, aber Pizarro's starker Geist überwand sie alle. Endlich kam er auf der Küste von Peru an (1526). Er fand aber das Land so bevölkert und bebaut, daß er nicht daran denken konnte, sich mit seiner Hand voll Menschen hier festzusetzen. Er handelte daher von den Wilden bloß eine Menge goldner und silberner Gefäße für Europäische Kleinigkeiten ein, und nahm ein Paar junge Peruaner mit, die er im Spanischen unterrichten lassen wollte, um sie künftig zu Dollmetschern gebrauchen zu können. So kam er nach drei mühseligen und fast unnütz hingebrachten Jahren in Panama wieder an.

Da von dem Statthalter noch immer keine Unterstützung zu erlangen war, so reisete er geradezu nach Spanien, trat den Kaiser Karl an, und machte ihm von seinen ausgestandenen Drangsalen eine so rührende, von den Reichthümern Peru's hingegen eine so reizende Schilderung, daß der Kaiser, dem es ohnehin nur einen Titel kostete, den kühnen Mann sogleich zum Statthalter des zu erobernden Landes ernannte, und ihm freie Vollmacht ertheilte, seine Officiere und die übrigen Beamten selbst zu wählen, wofür Pizarro versprach, die Kosten der Unternehmung mit seinen Freunden ganz allein zu tragen. Cortez, der sich eben damals in Spanien befand, hörte nicht sobald von dem Vorhaben, als er seinem alten Kriegsgefährten sogleich eine Geldsumme vorschoß, und ihn mit seinem besten Rath unterstützte.

Die Unternehmung ward nun 1531 mit drei kleinen Schiffen und hundert und achtzig Mann begonnen. Nach einer leichtern Fahrt landete Pizarro an der Peruanischen Küste. Im Vertrauen auf seine wenigen Musketen und Kanonen und auf seine sechs und dreißig Pferde, die jenen Menschen eine wunderbare Erscheinung waren, wandte er keine von Cortez Klugheitsmaßregeln an, sondern brach wie ein beutegieriger Löwe in die schüchternen Horden ein. Die Menschen wurden verscheucht, und ihre Hütten geplündert, in denen sich Gold in ungeheurer Menge fand. Als dies letztere bekannt ward, wurde es dem Almagro in Panama leicht, eine Menge frischer Rekruten anzuwerben und nachzuschicken. Am Flusse Piura ward hierauf die erste Colonie angelegt, die man St. Michael nannte.

Bei einem so ungestümen Verfahren wäre es wol unmöglich gewesen, ein volkreiches Land, das sich gegen

dreihundert Meilen längs der Seeküste hin erstreckte, mit einigen hundert Menschen in so kurzer Zeit zu erobern, wenn nicht ein innerer Zwist gerade jetzt das Reich zerrüttet gehabt hätte. Kurz vor der Spanier Ankunft war der König (Ynka, auch Sohn der Sonne genannt) Huana Kapak gestorben, der als ein kriegerischer Mann das benachbarte Königreich Quito erobert, und außer seiner rechtmäßigen Gemahlin, gesetzwidrig aber vielleicht staatsklug, eine Tochter des Königs von Quito geheirathet hatte. Von dieser hatte er einen jüngern Sohn, Namens Atahualpa, von jener einen ältern, Huascar. Beide Söhne hatten sich nach des Vaters Willen in die sämmtlichen Länder theilen sollen, aber das wollte Huascar nicht, und so gährte das unglückliche Reich im vollen Bürgerkriege. Atahualpa, dem das Heer seines Vaters zu Gebote stand, hatte so eben seinen Stiefbruder gefangen bekommen, und alle übrige Sprößlinge aus dem Geschlecht der Ynkas ermorden lassen.

Dieser innern Noth des Reichs verdankte es Pizarro, daß man ihn so tief eindringen ließ, ohne ihm Widerstand entgegenzusetzen. Huascar hörte nicht sobald von den neuen Ankömmlingen, als er ihnen Hülfe bittende Gesandte entgegenschickte, worauf Atahualpa, dem dabei nicht wohl zu Muthe war, sich gleichfalls die Spanier, und zwar durch kostbare Geschenke, geneigt zu machen suchte. Dem Letztern ließ Pizarro sagen, er sey geneigt, ihm beizustehen, nur müsse er ihn erst sprechen, denn er sey der Abgesandte eines großen Königs, und habe ihm wichtige Dinge zu eröffnen. Er ging ihm darauf nach Caxamalka entgegen, einem Peruanischen Flecken, in welchem man einige seltsame steinerne Gebäude, dem Anschein nach einen Sonnentempel und einen

Pallast, neben einander fand. Pizarro verwandelte mit einiger Nachhülfe diese festen Steinmassen in eine Verschanzung, ließ einen Graben davor ziehen, und pflanzte seine zwei Kanonen vor den Eingang hin. Er hatte sich nun einmal den Cortez zum Muster genommen; ihm in der Gefangennehmung des Montezuma nachzuahmen war sein heißester Wunsch, und die vertrauensvolle Gutmüthigkeit des Ynka machte ihm die Ausführung leicht.

Auf Pizarro's freundschaftliche Einladung hatte der Ynka ihm einen Besuch versprochen, und erschien auch wirklich mit einer Pracht und einem so wohlgeordneten, fein bekleideten Hofstaate, daß die Spanier ihn nicht ohne Bewunderung betrachten konnten. Pizarro's Feldpater, Vincenz Valverde, trat hervor, und hielt eine Anrede in Spanischer Sprache an den Ynka, worin er ihm die Geschichte von der Schöpfung, dem Sündenfall, der Menschwerdung, dem Leiden und der Auferstehung Jesu, der Ernennung des heiligen Petrus zum Statthalter Christi in Rom, und von der großen Länderschenkung des Papstes Alexander erzählte, dann ihn aufforderte, sich dem christlichen Glauben, dem Papst und dem König von Spanien zu unterwerfen, und zuletzt ihn bedrohte, im Weigerungsfalle den Ungehorsam schrecklich zu bestrafen.

Dinge dieser Art mußten schon an sich einem Peruaner höchst fremd und seltsam klingen, wurden es aber in einem noch höhern Grade durch die verworrene und ungeschickte Uebertragung des unwissenden Dollmetschers. Was jedoch Atahualpa von dieser übel angebrachten Rede verstehen konnte, beantwortete er mit Vernunft und Mäßigung. Der Pater gerieth darüber in Wuth, schlug immer auf sein Brevier, und schrie: Hier steht's! hier

steht's! — Ruhig nahm der Ynka das Buch, hielt es — unbekannt mit Europäischer Schreibekunst — ans Ohr, und sagte: „Es schweigt, es sagt mir nichts," und warf es gleichgültig auf die Erde. „Ha, rief bei diesem Anblick der erboste Priester, so verhöhnst Du Gottes allerheiligstes Wort? Christen, habt Ihr's gesehn? Auf, zum Gewehr! zum Gewehr! Rächet diese Entheiligung an den ruchlosen Hunden!" Pizarro winkte, und im Augenblick waren alle Säbel entblößt, die nächsten Peruaner um den Ynka wurden niedergehauen, er selbst von Pizarro fortgeschleppt, indeß draußen die beiden Kanonen losgebrannt wurden, die mehr durch den plötzlichen Aufblitz des Feuers und den entsetzlichen Knall, als durch ihre verheerenden Wirkungen einen solchen Schrecken verbreiteten, daß ein Heer von vielleicht dreißigtausend Menschen, welches in der Ebene stand, sich sogleich zerstreute und eiligst floh. Aber der Fanatismus der Spanier war mit diesem Triumph noch nicht zufrieden. Die Reiterei schwang sich auf die Pferde, setzte den Fliehenden nach, und metzelte so lange unter sie, als der Tag erlaubte. Man rechnet auf viertausend Peruaner, die an diesem Tage ermordet seyn sollen. Die Beute an Gold und Silber war unermeßlich.

Der unglückliche Ynka, den die erste Überraschung in ein dumpfes Erstarren versetzt hatte, sah sich bei seinem Erwachen mit unaussprechlicher Angst von allen Freunden verlassen, mitten im Kreise der furchtbaren Fremdlinge, die sich an seinem Anblick weideten. Er weinte, zitterte, und wußte nicht, was er thun, was er sagen sollte. Als er aber sah, mit welcher Begierde die Spanier in dem erbeuteten Golde wühlten, erbot er sich, ihnen von diesem Zierrath (denn weiter hatte dies gelbe

Metall keinen Werth in seinen Augen) das ganze Zimmer voll, so hoch man reichen könnte, zu verschaffen, wenn man ihn dafür in Freiheit setzen wollte. Die Spanier erstarrten vor freudiger Bestürzung über dieses Versprechen. Pizarro hielt ihn beim Worte, zog in der angegebenen Höhe einen schwarzen Strich um alle vier Wände des zwei und zwanzig Fuß langen und sechzehn Fuß breiten Zimmers, und gab ihm sein Wort, ihn ganz gewiß frei zu lassen, wenn er sein Versprechen erfüllte.

Es wäre den Peruanern, nachdem sie sich von dem ersten Schrecken erholt hatten, ein Leichtes gewesen, noch jetzt die wenigen Spanier zu überwältigen; aber ihre Liebe zu dem gefangenen König war so groß, daß sie seinetwillen die furchtbaren Feinde lieber gar nicht reizen wollten. Sie beeiferten sich dagegen, die von ihm verlangten goldenen Gefäße aus allen Häusern und Tempeln im ganzen weiten Reiche herbeizuholen, und alle Tage kamen einige selbst aus den entferntesten Gegenden mit ihren Schätzen an. Huascar, der noch von Atahualpa's Leuten gefangen gehalten wurde, hörte nicht sobald von diesen Dingen, als er dem Pizarro noch mehr versprechen ließ, wenn er ihn frei machen wolle. In dieser mißlichen Lage glaubte der geängstete Atahualpa, daß ihm kein Ausweg übrig bleibe als seinen Stiefbruder ermorden zu lassen. Nichts hätte dem Pizarro erwünschter seyn können, als diese Mordthat, denn sie gab ihm einen herrlichen Vorwand, sein Wort zu brechen. Als nämlich nach langem Zusammentragen das große Zimmer wirklich bis an den Strich voll Goldes war, und der hoffende Inka nun frei zu seyn begehrte, erhielt er zu seinem tödtlichen Schrecken die Antwort, daran sey nun gar nicht mehr zu denken.

Unterdessen führte Almagro seinem Freunde neue Abenteurer zu, denn Alles wollte nun in Peru dienen. Wirklich stellt auch die Geschichte kein Beispiel von einer solchen Belohnung der Soldaten auf. Nach vorgenommener Theilung sämmtlicher Schätze, fielen auf jeden Reiter acht tausend Pesos (damals wenigstens eben so viel Friedrichsd'or), auf jeden Fußgänger die Hälfte, und auf die Officiere verhältnißweise ungeheure Summen.

Dem Pizarro war übrigens sein Gefangener längst ein lästiger Gast gewesen, und er beschloß, ihn in bester Form Rechtens aus der Welt zu schaffen. Es ward ein Gerichtstag angesetzt, Schreiber und Advocaten wurden bestellt, Zeugen verhört, der Proceß mit allen in Spanien üblichen Förmlichkeiten eröffnet. Pizarro und Almagro saßen persönlich zu Gericht. Das Ergebniß war, daß der Ynka, als Usurpator, Brudermörder, Götzendiener, Polygamist und Aufruhrstifter gegen den König von Spanien, schuldig befunden wurde, lebendig verbrannt zu werden. Alle Anwesende, auch Valverde, unterschrieben das Urtheil, das sogleich vollzogen werden sollte. Der Ynka erblaßte vor Schrecken, da er's vernahm. Er flehte um Gnade, weinte, bat, man möchte ihn nach Spanien senden, der König werde ja menschlicher seyn; vergebens, Pizarro befahl, ihn augenblicklich zum Richtplatz zu führen. Es geschah. Unterweges gesellte sich Valverde zu ihm, und wollte ihn bekehren; er versprach ihm Linderung der Strafe, wenn er sich noch zum Gott der Christen wende. Die Hoffnung des Lebens lockte den Armen, er ward getauft, und dafür kurz vor der Verbrennung — am Pfahle erdrosselt. — Selbst unter den Abenteurern, aus welchen Pizarro's Krieger bestanden, fehlte es nicht an Männern, welche diese Fre-

velthat laut als eine Schändung des Spanischen Namens verdammten. Aber ihre Stimme war nicht durchgedrungen.

Die Auflösung aller Regierungsverhältnisse im Peruanischen Reiche, welche auf die Hinrichtung des Atahualpa folgte, machte es dem Pizarro möglich, auf Cuzco, die Residenz des Ynka, loszugehen, und sie in Besitz zu nehmen. Das Gerücht von den außerordentlichen Reichthümern Peru's lockte immer mehr Spanier dahin, die vor Begierde brannten, an dem Glücke ihrer Landsleute Theil zu nehmen. Almagro erhielt nun auch vom Spanischen Hofe, was er sich gleich anfangs ausbedungen, aber von Pizarro nicht erhalten hatte, eine eigene Statthalterschaft über zweihundert Meilen Landes südlich von Pizarro's Gebiet. Bei näherer Kenntniß des Landes ergab sich, daß Cuzco schon zu Almagro's Bezirk gehöre, und darüber entstand Streit. Pizarro stellte sich indessen zur Nachgiebigkeit bereit, und so trat Almagro seinen Zug über die wildesten und höchsten Gebirge nach Chile an, einen der beschwerlichsten und undankbarsten, die je gemacht worden sind. Gold fand er wenig, und das Volk war so streitbar, daß an eine Niederlassung noch nicht zu denken war.

Pizarro richtete unterdeß die Regierung in Peru ein, baute eine neue Hauptstadt, das heutige Lima (1535) und vertheilte nach alter Weise Ländereien und Eingeborne unter seine Spanier. Viele Officiere zerstreuten sich mit kleinen Trupps im Lande umher, theils um das Innere kennen zu lernen, theils um Gold zu suchen. Dies benutzte ein übrig gebliebener Sprößling aus dem Geschlecht der Ynkas; er sammelte seine Völker, und trieb die kleine Spanische Besatzung in Cuzco so in die

Enge, daß sie dem Verhungern nahe war. Da erschien der auf die Nachricht von diesen Vorfällen aus Chile zurückgekehrte Almagro und schlug die Peruaner; da er aber gekommen war, sein Recht an Cuzco geltend zu machen, so nahm er auch die Spanische Besatzung gefangen, an deren Spitze zwei Brüder Pizarro's, Ferdinand und Gonzalo, standen. Er hatte um so mehr Ursach, diesen Theil von Pizarro's Gebiet für sich zu fordern, da das wilde Chile gegen das reiche und schöne Peru gar nicht in Vergleich kam; und daß er mit Gewalt nahm, was ihm gebührte, war ein Beweis, daß er Pizarro's Charakter kannte. Seine Freunde riethen ihm sogar, dessen Brüder hinrichten zu lassen, und gegen ihn selbst nach Lima vorzurücken, weil jener ihm sonst zuvorkommen werde, doch das schien ihm zu hart.

Aber diese Menschlichkeit ward sein Verderben. Der eine Bruder entwischte ihm, und Pizarro schlug vor, den andern, Ferdinand, als Gesandten nach Spanien zu schicken, damit der König den Streit entscheide. Almagro, der gern Alles zum Guten lenken wollte, traut dem Manne noch einmal, der ihn schon mehrmals betrogen hat, und läßt Ferdinand los. Kaum war dies geschehen, so stellte Pizarro die befreiten Brüder an die Spitze eines Heeres, mit welchem sie gegen Cuzco aufbrachen. Sie lieferten dem alten, kranken, fünf und siebzigjährigen Almagro im Angesichte aller Peruaner eine blutige Schlacht (26. Apr. 1538), siegten, nahmen und plünderten Cuzco, stellten den gefangenen Almagro als einen Verräther vor Gericht, und uneingedenk, daß derselbe Mann ihnen ihr Leben, welches in seiner Gewalt gewesen, geschenkt habe, ließen sie ihn zum Tode verdammen, im Gefängniß erdrosseln, und dann öffentlich enthaupten.

Die Spanische Regierung, die zuerst durch Almagro's Freunde diese schändliche That erfuhr, sandte sogleich einen einsichtsvollen Mann, Don Christoval Vaca de Castro, Richter im königlichen Gerichtshofe zu Valladolid, ab, die Sache zu untersuchen, und im Falle, daß Franz Pizarro nicht mehr am Leben sey, als königlicher Statthalter aufzutreten. Ferdinand Pizarro, der gleich darauf am Throne erschien, konnte selbst durch sein großes Geschenk die Sache nicht hindern, sondern wurde vielmehr selbst zurückbehalten, und mußte über zwanzig Jahre im Gefängnisse schmachten.

Gonzalo Pizarro, der andere Bruder, welcher Statthalter von Quito war, versuchte unterdessen die Entdeckung des Landes jenseit der Andesgebirge mit drei hundert und vierzig Soldaten und viertausend Indianern, die ihr Gepäck tragen mußten. Die üppige Vegetation in diesen feuchten Gegenden hemmte so sehr alles Fortschreiten, daß man sich durch die Bäume durchdrängen, und sich Schritt vor Schritt erst mit dem Schwerte Bahn durchs Gesträuch machen mußte. Wo die Wälder aufhörten, gingen die Sümpfe an. Dabei fand man wenig Lebensmittel, nirgends angebautes Land, überall unzählbares giftiges Ungeziefer, und die einfallende Regenzeit von zwei Monaten brachte das Ungemach auf den höchsten Gipfel. Endlich, fast nach einem Jahre täglichen angestrengten Wanderns, kamen die kühnen, standhaften Männer an den Napo, einen der großen Flüsse, die sich in den Marañon oder Amazonenfluß ergießen. Mit vieler Mühe ward hier eine Barke gezimmert. Sie faßte aber nur funfzig Mann, und über diese erhielt ein gewisser Franz Orellana den Befehl, mit dem Auftrage, die Ufer dieses Flusses bis an den Marañon zu unter-

suchen, und dann Bescheid zu bringen. Dieser aber, froh, des beschwerlichen Durchkriechens der Wälder und Sümpfe überhoben zu seyn, beredete seine Gefährten, mit ihm nach Spanien zu ziehen, und setzte einen einzigen, der so treulos nicht seyn wollte, ans Land aus. Dann ruderte er kühn den Marañon hinab, tauschte Lebensmittel von den Wilden ein, und erreichte die Insel Cubagua, wo er Spanische Schiffe antraf, die ihn und die Seinen aufnahmen. Es beliebte diesem Abenteurer, von seiner Reise wunderbare Fabeln auszubreiten, z. B. von einer Amazonen-Republik, einem Eldorado, wo die Dächer mit Gold- und Silberblech gedeckt wären, u. dergl. Die armen Zurückgebliebenen warteten indessen so lange auf ihn vergebens, bis jener Ausgesetzte sich unter tausend Todesängsten und Gefahren zu ihnen durchgewunden hatte. Ihren Zorn und ihr Schrecken kann man sich vorstellen. Sie waren über zweihundert Meilen von Quito entfernt. Wurzeln, wilde Beeren, dann ihre Hunde und Pferde, und zuletzt Ungeziefer und das Leder von ihren Sätteln und Degengehenken war ihre Nahrung. Der Rückweg war fast noch schrecklicher, als die Hinreise. Die viertausend Indianer kamen alle um, von den Spaniern kamen nur achtzig nach Quito zurück, und diese nackt und todtenbleich. Zwei lange Jahre hatte der Zug gedauert.

Franz Pizarro hatte indeß seinen Haß auf alle Freunde des hingerichteten Almagro ausgedehnt, und sie fast in Armuth verschmachten lassen, während er seine eigenen Anhänger mit Gütern überhäufte. Die Anzahl jener war in Lima allein groß genug, um einen weniger zuversichtlichen Tyrannen besorgt zu machen; er aber wies selbst jede freundschaftliche Warnung mit stolzem Vertrauen auf

seine Furchtbarkeit zurück. Die Mißvergnügten versammelten sich täglich in der Wohnung des jungen Almagro, eines schönen und beherzten Jünglings, der einen äußerst klugen Officier, Namens Juan de Herreda, zum Hofmeister hatte. Mit größter Vorsicht wird ein Plan zur Ermordung des Tyrannen entworfen, und Tag und Stunde der Ausführung festgesetzt. An einem Sonntage (26. Jun. 1541) um die Mittagszeit, wo sich in den heißen Klimaten Alles der Ruhe überläßt, stürzen achtzehn Verschworne, Herreda an ihrer Spitze, auf die Straße, rufen laut: „Lange lebe der König, aber der Tyrann sterbe!" und dringen in den Pallast des Statthalters ein. Pizarro war eben vom Tische aufgestanden, und unterredete sich noch mit einigen Freunden, als ein Edelknabe hereinstürzte, und die Gefahr anzeigte. „Verriegle die Thür!" rief Pizarro einem Officier zu; aber dieser, der schon durch des Pagen Nachricht den Kopf verloren hatte, und die Verschwornen kommen hörte, ging ihnen verwirrt entgegen, und fragte sie, was sie wollten. Ein Stoß durch den Leib war die Antwort. Als sie hineindrangen, sprangen einige der Anwesenden aus den Fenstern, andere zogen sich mit Pizarro in ein inneres Zimmer zurück. Hier erhob sich ein hitziges Gefecht, der alte Pizarro vertheidigte den Eingang mit Schwert und Schild, und focht mit allem Feuer eines jungen Kämpfers. „Getrost, Kameraden! rief er, unsrer sind noch immer genug, diese Verräther zu züchtigen." Nach langem Kampfe fiel endlich sein Stiefbruder, Alcantara, neben ihm, dann seine übrigen Begleiter, und zuletzt empfing auch er, an Kräften erschöpft und fast athemlos, einen tödtlichen Lanzenstoß in die Kehle. Sein Tod war seines Lebens würdig; er erlag der rohen Gewalt, und

keine Thräne floß um ihn, der selber nie das Mitleid gekannt hatte.

Die Mörder eilten nun mit blutigen Schwertern durch die Straßen von Lima, und machten Allen bekannt, was geschehen sey. Eine Menge bis dahin verborgener Freunde des Almagro kamen hervor, und führten den Sohn desselben im Triumph durch die Stadt, verlangten auch von den Obrigkeiten und dem Heere, ihn für Pizarro's Nachfolger zu erkennen. Darüber entstanden indessen noch viele Weitläufigkeiten, und indem der junge Almagro sich schon rüstete, die Widerspenstigen mit gewaffneter Hand zu zwingen, kam der oben erwähnte Vaca de Castro an. Dieser zeigte seine Vollmachten und sein Statthalterdiplom vor. Der Name des Königs und sein eigenes festes Benehmen verschafften ihm Achtung und Anhang. Nur Almagro widersetzte sich gewaltthätig, ward aber bald unterdrückt, auf der Flucht ergriffen, und zu Cuzco öffentlich enthauptet (1542).

---

16. Unruhen in Peru nach Pizarro's Tode.

(1543 — 1548.)

Bisher hatte sich der Spanische Hof gar nicht planmäßig um die neuen Eroberungen bekümmert, sondern dieselben Privatleuten überlassen. Nun aber dachte er allmählig darauf, die Regierung der verschiedenen Reiche nach einem übereinstimmenden Plane zu organisiren, und die Statthalter durch Einsetzung großer Gerichtshöfe in ihrer Macht mehr zu beschränken. Zu gleicher Zeit nahm man auf die Vorstellungen des menschenfreundlichen Las Casas Rücksicht, und suchte durch Gesetze die Freiheit der

Indianer sicher zu stellen. Der Kaiser befahl, einen königlichen Audienzhof zu Lima einzurichten, und ließ ein eigenes Gesetzbuch für die Americanischen Reiche entwerfen. Die großen Landbesitzungen, welche bei der Vertheilung an die ersten Spanischen Eroberer gekommen waren, sollten sehr beschränkt werden, und nach dem Tode derselben gänzlich an die Krone zurückfallen; die Indianer sämmtlich in Freiheit gesetzt werden.

Um diese Grundsätze und Gebote, deren Verkündigung in America bei den Pflanzern natürlich den größten Unmuth erregte, in Ausübung zu bringen, wurde nach Mexico ein Oberintendant, nach Peru ein neuer Vicekönig, Don Blasco Nugnez Vela, gesandt. Jener nahm die auf den bestehenden Zustand der Colonie nothwendige und billige Rücksicht und suchte mit großer Vorsicht die eingeschlichenen Mißbräuche nach und nach zu heben; dieser, ein rechtschaffener und muthiger, aber unbiegsamer, stolzer und harter Mann, wollte die königlichen Befehle in ihrer ganzen Strenge sofort in Ausübung gebracht wissen, und Alles auf einmal umstürzen. Er war kaum an's Land gestiegen, als er schon alle Peruaner in Freiheit zu setzen befahl. In allen Städten, durch welche er kam, wurden die vom Pizarro eingesetzten Beamten ihrer Güter und Leibeigenen beraubt, mehrere Officiere wurden eingesperrt, manche gar hingerichtet, und selbst der weise Vaca de Castro ward gefesselt und ins Gefängniß geworfen.

Dieses Verfahren verursachte eine allgemeine Bestürzung und Entrüstung. Aller Augen waren jetzt auf den Gonzalo Pizarro gerichtet, der den Ehrgeiz und die Tapferkeit seines Bruders, aber nicht dessen kluge Besonnenheit besaß. Er erhielt auffordernde Briefe von

allen Seiten, und als er in Cuzco erschien, ward er mit lautem Geschrei als der Retter der Colonie empfangen. Sie bevollmächtigten ihn, ihre Beschwerden dem großen Gerichtshofe in Lima vorzutragen, und als er dahin reiset, ziehen sie ihm in großen Haufen bewaffnet nach. Den Unterkönig findet er schon verbannt, die Richter des Audienzhofes hatten dessen Einmischung in ihre Geschäfte selbst nicht ertragen können; aber den Gonzalo Pizarro an der Spitze von zwölfhundert Mann in die Stadt zu lassen, waren sie eben so wenig gesonnen. Carvajal dagegen, sein entschlossener Freund, bricht in der Nacht ein, und erzwingt mit gewaffneter Hand Pizarro's Anerkennung als Statthalter.

Unterdeß hatte der Unterkönig seine Freiheit wieder erlangt, und sich nach Tumbez begeben, von wo aus er sein Ansehn wieder geltend zu machen suchte und Anhänger gewann. Die Zahl derselben wuchs in dem Maße, als Pizarro sich durch Willkühr und Grausamkeit die Gemüther entfremdete. Dieser aber, entschlossen, das was er einmal errungen mit Gewalt zu behaupten, zog gegen die Königlichen, schlug sie am 18. Januar 1546, und rückte im Triumph in Quito ein. Der Unterkönig selbst war im Treffen ehrenvoll gefallen. Jetzt war Pizarro Herr von ganz Peru, und da er auch sogar in Panama und Nombre de Dios eine Besatzung hatte, so war er zugleich Meister aller gewöhnlichen Zugänge der Spanier zu diesem Reiche.

Carvajal drang daher in ihn, eine Tochter der Sonne zu heirathen, Indianer und Spanier durch Geschenke und Ehrenstellen sich zu verbinden, und sich so zum Oberherrn von Peru aufzuwerfen. Er stellte ihm vor, daß nach dem, was er bereits gethan habe, gar nichts anders

mehr möglich sey. Aber dazu fehlte ihm die Entschlossenheit seines Bruders; er wollte lieber mit dem sicherern Statthalterposten zufrieden seyn. So erhielt der Spanische Hof Zeit genug, kluge Maaßregeln zu ergreifen. Es wurde zur Herstellung der Ordnung in Peru ein Geistlicher gewählt, der ein Rath der Inquisition war, aber ein Mann von der größten Rechtschaffenheit und Einsicht und von beispielloser Uneigennützigkeit; sein Name war Pedro de la Gasca. Er verlangte nur die Würde eines Präsidenten des Gerichtshofes zu Lima, aber eine unbeschränkte Vollmacht. Am 26. Mai 1546 segelte er ab, nur mit einem kleinen Gefolge. Seine Priesterwürde, sein ehrwürdiges Ansehen und sein entschiedenes, edles Benehmen verschafften ihm überall Achtung. In Panama und Nombre de Dios brachte er Pizarro's Befehlshaber theils durch Vorstellungen, theils durch große Versprechungen auf seine Seite, und die übrigen Officiere und Soldaten folgten dem Beispiele. Die ganze Flotte in Panama ergab sich ihm. Er zog nun Truppen und Geschütz zusammen, und machte eine königliche Amnestie für alle Aufrührer bekannt, die sich jetzt noch zu ihm wenden wollten. Da nun jedes Volk eine tief eingewurzelte Liebe zu seinem rechtmäßigen Könige hegt, so bewirkte Gasca's milder Aufruf Wunderdinge. Arm und wehrlos, wie er gekommen war, hatte er binnen einem Jahre eine Macht um sich versammelt, mit der er dem Pizarro kühn entgegen gehen konnte. Ernst und sanft, wie ein Vater, der zu strafen, nicht wie ein Rächer, der zu vertilgen gekommen, rückte er in Peru ein. Seine beständigen Aufforderungen und Proclamationen entrissen dem Pizarro immer mehr Anhänger, und noch an demselben Tage, da die Heere zusammenstießen (9. Apr. 1548),

gingen mehrere der bedeutendsten Officiere zu den königlichen Truppen über, und der größte Theil der Soldaten folgte ihnen. Das entschied die Sache ohne Blutvergießen. Pizarro und sein Freund Carajal wurden gefangen, jener geköpft, dieser gehängt.

Mit eben dieser Mäßigung und Vorsicht führte der weise Gasca nun allmählig eine neue Gütervertheilung ein, und hinderte das harte Schicksal der Peruaner, ohne den Spaniern die nothwendigen Dienste derselben gänzlich zu entziehen. Die anfangs murrenden Soldaten wurden theils durch neue Entdeckungsreisen beschäftigt, theils durch Ehrenstellen gewonnen, und so ging Alles gut. Bei allen Belohnungen, die er hatte austheilen müssen, erübrigte La Gasca doch noch eine Summe von 1,300,000 Pesos, die er dem Kaiser mitbringen konnte. Er sehnte sich nämlich, nach Vollendung seines Werks, wie Timoleon, in den Privatstand zurück, und verließ Peru so arm als er es betreten hatte, aber allbewundert wegen seiner Weisheit und Tugend. Der Kaiser machte ihn nachher aus Dankbarkeit zum Bischof von Palencia, wo er seine letzten Tage in Ruhe verlebte.

Zum Schlusse dieses Abschnitts mögen hier noch folgende Angaben stehen, um zu zeigen, wie ungemein der Werth des Geldes in einem Lande fällt, wo die edlen Metalle so gemein sind. Kein Soldat wollte zuletzt mehr in Peru dienen, der nicht ein Pferd und ganze Säcke voll Goldes bekam. So gab Gonzalo Pizarro einmal 600,000 Pesos her, um tausend Mann anzuwerben. Gasca wandte gar 900,000 Pesos auf die Truppen, die er gegen Pizarro führen wollte, und dem Commandanten von Panama versicherte er für seinen Abfall von Pizarro einen Strich Landes von 200,000 Pesos jährlicher

Einkünfte. Pizarro und Carvajal waren nicht minder ausschweifend in Gütervertheilungen gewesen, und um immer neues Gold aufzubringen, hatten sie unter ihren Gegnern wahre Proscriptionen angestellt.

---

17. Die Portugiesen in Ostindien.

Um nicht die Folge der Americanischen Begebenheiten zu unterbrechen, ist von dem Erfolge von Vasco de Gama's und Cabrals Zügen nach Ostindien (S. 50.) noch nichts erzählt. Aber während der Bemühungen der Spanier in America waren die Portugiesen in jenem Lande auch nicht müßig gewesen, und was sie dort gethan, soll nun kurz nachgeholt werden.

Cabral hatte theils die Macht des Samorin von Calicut an sich sehr groß, theils aber auch den Einfluß der dort handelnden Mohammedaner so bedeutend gefunden, daß der König Emanuel entweder den Indischen Handel ganz aufgeben, oder eine Macht hinschicken mußte, die dem Samorin sammt seinen Mohammedanern Trotz bieten konnte. Er wählte das Letztere. Im März 1502 ward der wackere Gama mit zwanzig Schiffen ausgesandt, mit denen er sich und dem Portugiesischen Namen in Indien bald Achtung verschaffte. Er beschoß die Hauptstadt Calicut einen ganzen Tag lang, und nahm mehrere Saracenische Schiffe weg, auf denen er eine so reiche Beute, selbst an Gold, Perlen und Edelsteinen fand, daß er, überflüssig für seine Fahrt belohnt, nach Lissabon zurückkehrte, wo er den 10. November 1503 ankam.

Noch vor seiner Rückkehr segelten schon wieder drei Geschwader nach Indien. Diese fanden den Samorin be-

schäftigt, den König von Cochin für seine feste Anhänglichkeit an die Portugiesen zu züchtigen. Schon hatte er diesen aus seinem Reiche verjagt, als jene ankamen, und ihn zurücktrieben. Der Beherrscher von Cochin ward nun wieder in sein Reich eingesetzt. Aus Dankbarkeit erlaubte er den Portugiesen, ein kleines hölzernes Fort an seiner Küste zu erbauen, und das ist die erste Niederlassung der Portugiesen in Ostindien. Nachdem beide Flotten sich mit Indischen Gütern reich beladen hatten, dachten sie auf den Rückzug. Aber was sollte aus dem Fort werden? Dies zu vertheidigen, blieb ein Mann von ausgezeichnetem Heldenmuth, Eduard Pacheco Pereira, mit zwei Schiffen und hundert und funfzig Mann zurück, und verrichtete dort Thaten, die an das Wunderbare gränzen.

Kaum waren nämlich die beiden Flotten abgesegelt, so erschien der Samorin von Calicut schon wieder mit seiner ganzen Land- und Seemacht, um diesmal den Beherrscher von Cochin völlig zu vertilgen. Er sah das kleine Fort, und dabei zwei kleine Schiffe, nur von einer Handvoll Menschen besetzt. Auch hatte er Schießgewehr (die Mohammedaner versorgten ihn damit) und ein Heer von vierzigtausend Mann. Welch ein Verhältniß! Nur äußerst glückliche Stellungen, klug ersonnene Kriegslisten, und die weit größere Vollkommenheit des Europäischen Kriegswesens konnte das kleine Häuflein so lange aufrecht erhalten; dennoch muß man erstaunen, daß der brave Pereira sich fünf Monathe lang in dieser verzweifelten Lage gegen eine solche Übermacht vertheidigen konnte. Da endlich erschien Hülfe aus Portugal. Pereira's That fand so allgemeine Bewunderung, daß man ihn bei seiner Rückkehr nach Lissabon mit lautem Jubel empfing, und ihn in Procession in die Domkirche führte, wo ihm

der Bischof von Viseo eine Lobrede hielt. Auch er gehörte zu den uneigennützigen Helden, denen schon am Ruhme genügt; er hatte ein ansehnliches Geschenk des dankbaren Beherrschers von Cochin ausgeschlagen, und bloß um ein schriftliches Zeugniß seiner dort verrichteten Thaten gebeten. Der König gab ihm nachher eine Befehlshaberstelle in Guinea. In diesem erlag seine Redlichkeit den Ränken seiner Feinde, und auf eine verleumderische Anklage ward er in Ketten auf den Bau geschickt. Die Zeit entdeckte seine Unschuld, man gab ihn wieder frei, dachte aber nicht weiter an seine vormaligen Verdienste, und ließ ihn in Armuth sterben.

So klein Pereira's hölzernes Fort auch seyn mochte, so hatten doch die Portugiesen nun einmal in Indien Fuß gefaßt, und dachten wol bald weiter zu kommen. Die nächste Flotte, welche ausgerüstet ward, bestand schon aus zwei und zwanzig Schiffen, und hatte Anweisung, nicht wieder zu kommen, sondern dort die neuen Ansiedelungen zu decken. Ihr Führer, Don Francesco de Almeida, empfing das erste Diplom eines Indischen Unterkönigs, und machte seiner neuen Würde Ehre. Er benahm sich nicht anders, als ob ganz Indien sein wäre, und that auch alles mögliche, es wirklich dahin zu bringen. Er erbaute mehrere Festungen, setzte Waarenpreise, und verlangte von den Indischen Fürsten, mit denen er Verträge schloß, Anerkennung der Portugiesischen Oberhoheit und einen jährlichen Tribut. Lorenzo Almeida, der Sohn des Vicekönigs, kam bis nach Ceylon, und brachte eine reiche Ladung Zimmt mit zurück. Dieser junge Held hatte schon vorher in einer Seeschlacht, an der Spitze von elf Schiffen, zweihundert feindliche in die Flucht getrieben, die der Samorin mit Anstrengung aller seiner

Kräfte ausgerüstet hatte, da er jetzt inne wurde, daß die Portugiesen es nicht bloß auf den Seehandel, sondern auf Eroberungen anlegten *). Er rechnete besonders auf die Unterstützung des mächtigen Sultans von Ägypten, dem damals auch ein Theil von Syrien gehörte, und der durch die Ausbreitung des Handels der Portugiesen beträchtlich litt, weil diese, nicht zufrieden in Indien reiche Ladungen einzunehmen, die Sperrung des Persischen und Arabischen Meerbusens beabsichtigten, und also die Quelle von Reichthümern, welche ihm durch diesen wichtigen Zwischenhandel zuflossen, zu vernichten drohten. Die Venetianer, dadurch nicht weniger beeinträchtigt und bedroht, wollten den Todesstoß, der einem ihrer ergiebigsten Handelszweige drohte, auf alle Weise abwenden, und unterstützten den Sultan mit Kanonen und anderen Bedürfnissen zum Kriege. Anfangs schien das Glück den Mohammedanern zu lächeln. Der ihnen an der Spitze einiger Schiffe entgegengesandte Lorenzo Almeida erlag ihnen, die allerdings anders fochten als die Indier, in einem Seegefechte, und starb nach der ruhmvollsten Vertheidigung den Heldentod. Aber der Vicekönig rächte den Tod seines Sohnes auf das vollständigste. Nachdem er Verstärkungen aus Portugal erhalten hatte, griff er die Feinde an, und erfocht einen glänzenden Sieg. Die Mohammedanische Flotte wurde fast gänzlich vernichtet (3. Febr. 1509). Noch in demselben Jahre wurde Almeida nach Portugal zurückgerufen. Er, der in Indien so große und ruhmwürdige Thaten verrichtet, hatte das Unglück auf der Rückreise an der Africanischen Küste von

*) Barros, in der Deutschen Bearbeitung von Soltau, Th. I. S. 295.

wilden Hottentotten, mit denen die Portugiesen ins Handgemenge gekommen waren, erschlagen zu werden.

Dem Almeida folgte in der Statthalterschaft Alfons von Albuquerque, ein außerordentlicher Mann, der den größten Männern seines Jahrhunderts mit Recht zugezählt wird. Er trieb die Macht der Portugiesen aufs höchste. Schon ehe er Statthalter ward, hatte er ein Geschwader angeführt, mit dem er den wichtigen Staat von Ormus angriff. Ormus liegt auf einer kleinen, unfruchtbaren Insel, da diese aber den Eingang in den Persischen Meerbusen beherrscht, so war sie der Sitz eines wichtigen und ausgebreiteten Handels geworden. Albuquerque's Erscheinung brachte den Herrscher von Ormus zu dem Versprechen, der Krone Portugal einen jährlichen Zins zu zahlen (1507). Als er fragen ließ, wie er es mit dem Tribute halten sollte, den er bisher dem Könige von Persien hatte zahlen müssen, schickte ihm Albuquerque einige Degenspitzen und Kanonenkugeln, diese sollte er den Persischen Gesandten überreichen, und ihnen dabei sagen, in solcher Münze bezahlten die Schutzgenossen des Königs von Portugal, wenn jemand anders ihnen Tribut abforderte. Schon hatte Albuquerque den Bau einer Festung angefangen, als er den König treulos erfand, und zum Schwerte griff. So ungleich der Kampf war, würde er doch wol Ormus unterworfen haben, wenn ihn nicht drei seiner Hauptleute mit ihren Schiffen verlassen hätten. Ein zweiter Zug gegen die Insel, den er im nächsten Jahre unternahm, war nicht glücklicher. Doch schwur er im Weggehen, sich nicht eher den Bart abnehmen zu lassen, als bis er Ormus wiedergewonnen hätte.

Als er bald darauf Generalcapitain wurde, überließ sich sein großer Geist den kühnsten Entwürfen, um die

Portugiesen zum herrschenden Volke an den Küsten und in den Gewässern von Indien zu erheben. So große Hindernisse ihm auch das Mißtrauen des Portugiesischen Hofes, der, um Einen Mann nicht allzumächtig werden zu lassen, in Indien mehrere Statthalterschaften errichten wollte, dann der Neid, die Eifersucht und der böse Wille seiner Untergebenen in den Weg legten; seine Klugheit und Standhaftigkeit überwanden Alles. Er dachte auf einen bequemen Mittelpunkt der Herrschaft in Ostindien, und erwählte mit großer Einsicht Goa dazu, dessen Lage auf einer kleinen Insel in der Mitte der Malabarischen Küste sich trefflich dazu eignet, den ganzen Handel derselben zu beherrschen. Die Stadt ward eingenommen (1510), aber bald erschien Hidalchan, der Beherrscher derselben, ein Vasall des Königs von Decan, an der Spitze eines Heeres von sechzigtausend Mann und belagerte die Portugiesen. Alboquerque mußte die Stadt räumen und sich auf seine Schiffe begeben, bis ihn die Ankunft von Verstärkungen aus Europa in den Stand setzte, einen abermaligen Angriff zu machen. Am 25. November 1510 eroberte er Goa zum zweiten Male, und traf nun alle Anstalten, um sich im Besitze desselben zu befestigen, und es zum Hauptsitze der Portugiesischen Macht in Ostindien zu erheben. Mehr als einmal bewährte sich in der Folge Alboquerque's Weisheit bei der Wahl dieses Ortes, denn in mancher drohenden Gefahr verdankten die Portugiesen allein dem Besitz von Goa die Erhaltung ihrer Macht in Indien. Almeida hatte sein Augenmerk hauptsächlich auf die Herrschaft zur See gerichtet; Alboquerque hielt die Behauptung derselben für unmöglich, wenn sie nicht in wohlbefestigten Besitzungen auf dem Lande eine sichere Grundlage hätte.

Im nächsten Jahre (1511) unternahm er einen Zug gegen Malacca, den wichtigsten Stapelplatz des Hinterindischen Handels. Die Eroberung dieser Stadt, die mit einer zahllosen Menge von Geschütz vertheidigt wurde, kostete den achthundert Portugiesen, welche sie unternahmen, außerordentliche Anstrengung. Zweimal mußte Albuquerque den Angriff von Neuem beginnen, und als er schon in die Stadt eingedrungen war, wurde noch neun Tage innerhalb derselben gefochten*). Albuquerque sorgte sogleich für die Anlage starker Befestigungen, und traf so weise Einrichtungen zum Schutze des Handels, daß die fremden Schiffe nur noch zahlreicher nach Malacca strömten als vorher. Jetzt ward auch den mächtigsten Königen Indiens der Portugiesische Name furchtbar; Albuquerque empfing zu Malacca Gesandtschaften aus Siam, Java und Sumatra, deren Beherrscher seine Freundschaft suchten. Ein Theil der Flotte drang weiter vor, und kam bis zu dem Vaterlande der feinsten Gewürze, den Molukken.

Von Glück und Sieg gekrönt eilte der unermüdliche Mann nach Goa zurück, welches er von den Feinden angegriffen und hart bedrängt fand. Mit Hülfe einiger aus Europa angelangten Verstärkungen schlug er die Belagerer und befreite die Hauptstadt. Selbst von Abyssinien und Ormus kamen jetzt Gesandte an den großen Albuquerque; nahe und fern schienen die Fürsten mit einander zu wetteifern, sich um die Freundschaft des Königs von Portugal zu bewerben.

Dem ausdrücklichen Befehle des Königs Emanuel und seinem eignen Gelübde zufolge, unternahm Albo-

*) Barros a. a. O. Th. II. S. 196.

querque 1515 einen Zug gegen Ormus, dessen König den Tribut, zu dem er sich verpflichtet, nur sehr unwillig entrichtete, und den Portugiesen die von Alboquerque angelegte Festung nicht einräumen wollte. Alboquerque's schneeweißer Bart war indessen so lang geworden, daß er ihm bis über den Gürtel hinabreichte. Mit sieben und zwanzig Schiffen, die funfzehnhundert Mann Portugiesen und siebenhundert Indier an Bord hatten, erschien er vor Ormus, zwang den König, ihm die Festung zu überliefern, und sein eigenes Geschütz herzugeben, um sie zu besetzen. Damit beschloß er die lange Reihe seiner glänzenden Thaten; denn als er nach Goa zurücksegeln wollte, erhielt er unterweges von seinem Könige — seine Entlassung, nach der schon oben erwähnten Politik der Herrscher. Und noch hätte ihn dieser Schlag nicht so geschmerzt, wären nicht mit dem neuen Oberbefehlshaber zugleich zwei Menschen zur Bekleidung ansehnlicher Posten nach Indien gekommen, die er einst zur Strafe ihrer Unthaten als Gefangene nach Portugal geschickt hatte, und die vorzüglich an seinem Sturze Schuld waren. Schon entkräftet von einer gefährlichen Krankheit, empfing er durch diese Nachricht vollends den Todesstoß. Zitternd schrieb er noch auf dem Schiffe an den König: „Dies ist der letzte Brief, Señor, den ich an Ew. Hoheit in tödtlichen Zuckungen schreibe, nachdem ich so viele mit froherem Herzen an Sie geschrieben habe, so oft es mir gelungen war, Ihnen Dienste zu leisten. Ich habe in diesem Lande einen Sohn, er heißt Blas d'Alboquerque. Ich flehe Ew. H. an, ihn den Lohn für die Dienste seines Vaters ernten zu lassen. Was Indien betrifft, so wird es selbst für sich und mich sprechen." — Er wollte Goa gern noch einmal sehen; er sah es, und

entschlummerte kurz vorher, ehe sein Schiff in den Hafen einlief (16. Sept. 1515). Alboquerque war von schöner Gestalt, seine Züge waren freundlich und einnehmend; im Zorn aber war sein Blick furchtbar. Im Umgang war er munter und angenehm, und sehr reich an witzigen Einfällen. Seine Soldaten betrauerten ihren Vater in ihm; die Bewohner der von ihm bezwungenen Städte verdankten ihm die Einführung einer guten polizeilichen Ordnung und besserer Gesetze; die besiegten Völker rühmten dankbar seine Menschlichkeit und Mäßigung. Doch wird ihm vorgeworfen, daß sein Zorn, der, wenn er gereizt ward, mit großer Heftigkeit ausbrach, ihn zuweilen zu übereilten Todesurtheilen und Grausamkeiten verleitet habe. Viele Jahre nach seinem Tode wünschte man, seine Gebeine in Lissabon zu haben, aber die Einwohner von Goa konnten nur erst nach langem Streit durch einen päpstlichen Befehl bewogen werden, diesen theuern Überrest ihres großen Statthalters herauszugeben, dessen Schatten sie bei den Bedrückungen, die sie von seinen Nachfolgern erfuhren, oft mit Wehmuth anriefen.

Nach Alboquerque's Tode wurden die Entdeckungen und Eroberungen noch weiter ausgedehnt. Die Portugiesen machten sich zu Herren der Molukken, errichteten Niederlassungen auf Ceylon und der Küste Coromandel, und Factoreien auf den Sundischen Inseln; 1535 eroberten sie das wichtige Diu; 1542 kamen sie nach Japan, und knüpften dort, so wie später auch in China, einen einträglichen Handelsverkehr an. Dennoch muß die Verwaltung Alboquerque's als die schönste Blüthe der Portugiesischen Herrschaft in Indien betrachtet werden. Von den Befehlshabern, die nach ihm kamen, waren

die Meisten nicht im Stande, ihn zu ersetzen; ihre Führung diente nur, den Verlust dieses außerordentlichen Mannes recht fühlbar zu machen. Noch gaben zwar die Portugiesen Proben großen Heldenmuthes, die einheimischen Fürsten, die es versuchten, wider sie aufzustehen, fühlten ihren tapfern Arm; aber die Begeisterung der ersten Zeit, die so bewundernswürdige Thaten vollbracht, erlosch allmählig, und machte niederen Leidenschaften Platz. An die Stelle des alten Heldeneifers trat bald ein höchst verderblicher Kaufmannsgeist. Je leichter es war, große Reichthümer zu erwerben, je mehr stieg die Habsucht; erschlaffende Weichlichkeit und Üppigkeit nahmen überhand; in der Verwaltung wurden grobe Mißbräuche herrschend, die wichtigsten Posten nach Reichthum, Gunst und Familienverbindungen vergeben*). So bereitete sich schon früh im Innern der Portugiesisch-Indischen Herrschaft ein Verderben vor, welches den späterhin von außen her gegen sie geführten Stößen leicht gemacht hat, sie umzustürzen, und bis auf wenige Trümmer ihrer ursprünglichen Größe zu zerstören.

18. Schlußbemerkung.

So hatten die Europäer in einem halben Jahrhundert Entdeckungen und Eroberungen gemacht, die Alles übertrafen, was die Grübeleien früherer Zeit vermuthet und ihre Einbildungskraft sich vorgemalt hatte. Es war, als ob die alten Mährchen mit allen ihren Wundern und

*) Saalfeld Geschichte des Portugiesischen Kolonialwesens in Ostindien, S. 264.

Schätzen in die Wirklichkeit hätten treten wollen. Neue Meere thaten sich auf, und ließen Länder von ungeahneter Größe aus ihrem Schooße emporsteigen; Menschen, Thiere und Pflanzen zeigten seltsame, unerhörte Gestaltungen. Die Fülle und Üppigkeit der Erzeugnisse, welche die glühende Sonne der Tropenländer reifen ließ; der unermeßliche Reichthum, welchen die Erde in ihrem Schooße verschloß — Alles schien den Entdeckern die Erfüllung von Träumen anzudeuten, welcher müßige, nur dem Sinnengenuß fröhnende Menschen zu allen Zeiten als dem höchsten Ziele ihrer Wünsche nachtrachteten. Aber die Ruhe des Menschen ist nur in seinem Innern, sein Reichthum nur in dem, was sein Fleiß erzeugt. Der Pflanzer, der in beiden Indien in mühelos erworbenen Schätzen schwelgen wollte, verlor darüber, was allein den Genuß der Reichthümer würzen und veredeln kann, des Geistes Spannkraft und Streben nach Vervollkommnung; der Europäer, dem daheim wuchern sollte, was Sklavenhände für seine Landsleute jenseit des Meeres einsammelten oder der Natur abgewannen, durfte deswegen die Hände nicht müßiger in den Schooß legen, als wenn er seinen Gewinn auf den längst bekannten Wegen des Verkehrs und Kunstfleißes gesucht hätte. Nichts desto weniger war die Einwirkung dieser großen Entdeckungen auf das Europäische Leben unermeßlich. Die vielen Naturerzeugnisse, die entweder in Europa noch ganz unbekannt waren, oder doch nun in weit größerer Fülle dahin kamen, erzeugten neue Bedürfnisse, und mit diesen eine größere Rührigkeit, die sich in allen Gewerben und Geschäften bis in die untersten Klassen der Gesellschaft hinab spüren ließ; der Handel bekam einen neuen Schwung, wuchs an Ausbreitung und Mannich-

faltigkeit außerordentlich, und umschlang die Völker mit immer engeren Banden; die Masse von edlen Metallen, die alljährlich nach Europa strömte, bewirkte im Geldwesen und Verkehr, in den Einnahmen und Ausgaben der Staaten, den Preisen der Dinge u. s. w. große, überall fühlbare Veränderungen; die Colonieen wurden in den Verhältnissen der seefahrenden Staaten Europa's zu einander ein Punct von äußerster Wichtigkeit, entzündeten langwierige Kriege, gaben zur Vergrößerung des Seekriegsstandes Anlaß, und dadurch den Kämpfen auf dem Meere eine erhöhte Bedeutung. Und neben allem diesem vielfach bewegten Streben des Handels und der Politik machte die Wissenschaft ruhigere, aber nicht weniger glänzende Eroberungen; die Erd- und Naturkunde haben in allen früheren Jahrhunderten zusammengenommen nicht so viele Bereicherungen erhalten, als ihnen jetzt plötzlich zuströmten und ihren Gesichtskreis unermeßlich erweiterten.

II.

Die Portugiesen.

1. Johann II.

(Reg. 1481—1495.)

Nachdem wir nun die glücklichen Eroberungen der Spanier und Portugiesen in fernen Welttheilen verfolgt haben, kehren wir zu dem Anfange unsers Zeitraums zurück, um nun auch nach der Ordnung die inneren Ver-

änderungen zu beobachten, welche beide Reiche während desselben erfahren haben. Portugal wird den Anfang machen.

Johann II. war der Sohn und Nachfolger Alfons V. (Th. VI. S. 398), der zwar Tanger erworben, aber an der fehlgeschlagenen Aussicht, Castilien zu erwerben, Kraft und Muth verschwendet hatte. Mit größerer Energie ergriff und hielt Johann II. die Zügel der Regierung. Feurig, in der Blüthe seiner Mannskraft *) und mit dem Drange nach voller Selbstständigkeit, brannte er vor Begierde, die damals in Portugal wie in den meisten Ländern Europa's übermäßige und schädliche Gewalt des hohen Adels zu brechen und die Königsgewalt zu erheben. Er zwang die Vasallen, nicht bloß für ihre Personen, sondern auch für die ihnen untergebenen Leute die Huldigung zu leisten, nahm den Großen manche vormals an sie veräußerte oder verschenkte Krongüter und Gefälle, über die sie keine völlig gültigen Rechtstitel aufweisen konnten, und verordnete, daß den Königlichen Gerichten auch die Städte des Adels unterworfen seyn, daß die peinliche Gerichtsbarkeit nur der Krone und nirgends dem Adel zustehen, und daß sämmtliche Richterstellen nur mit Rechtsgelehrten besetzt werden sollten. Als der Adel über diese gewaltsamen Neuerungen in Gährung gerieth, und das Haupt desselben, der Herzog Ferdinand von Braganza, des Königs Verwandter **) und Schwager,

*) Als er einst mit seiner Gemahlin zu Fuß nach dem Zwinger gehen wollte, wilde Stiere zu besehen, sprang einer derselben wüthend heraus, und rannte ihm entgegen. Alles floh, er aber trat unerschrocken vor die Königin, und erlegte das grimmige Thier mit seinem Degen.

**) Sein Großvater Alfons, der erste Herzog von Braganza, war ein natürlicher Sohn König Johanns des Unächten.

sich geheimer Empörung verdächtig machte, ließ ihm der König den Proceß machen, bei dem er selbst zu Gerichte saß, und ihn auf öffentlichem Markte hinrichten (1483). Die übrigen Glieder des Hauses Braganza ergriffen die Flucht. Ob der Herzog aller Vergehungen, deren er angeklagt ward, wirklich schuldig gewesen, und deswegen den Tod verdient habe, ist zweifelhaft, aber nicht minder kann man bezweifeln, ob Johann, wie die Sachen einmal lagen, auf anderm Wege zu seinem Ziele gelangen konnte.

Inzwischen brannte der Adel vor Begierde, sich zu rächen. Eine Verschwörung gegen des Königs Leben ward von dem Herzog Jakob von Viseo, einem Brudersohn König Alfons V. und Schwager Johanns, eingeleitet. Johann ward gewarnt, und entwaffnete zweimal, bloß durch seinen festen Blick und seine Fassung, die ausgesandten Mörder. Endlich, um sich Ruhe zu schaffen, ließ er den Herzog eines Abends zu sich rufen, und als dieser in sein Zimmer trat, redete er ihn mit angenommener Munterkeit an: „Vetter, wenn Euch jemand wollte ermorden lassen, was thätet Ihr?" Bestürzt antwortete der Herzog nach einigem Nachdenken: „Ich würde sehen, ob ich ihm nicht zuvorkommen könnte." — „Recht, mein Freund! rief der König, Du hast Dir selbst das Urtheil gesprochen!" und in demselben Augenblick stieß er ihm rasch seinen Dolch zu wiederholten Malen in den Leib. Die Mitverschwornen wurden nun alle eingezogen und hingerichtet. Seitdem wagte der Adel keine Versuche mehr, seine ehemaligen Rechte wiederherzustellen, vielmehr bequemte er sich aus Furcht zu mancher Demüthigung, die der triumphirende König für ihn zu ersinnen Vergnügen fand.

Mit gleicher Heftigkeit umfaßte Johann II. die reizenden Plane zur Ausdehnung der Portugiesischen Macht und des Handels an der reichsten Küste von Africa. Er war in diesem Punkte so eifersüchtig auf seine Nachbarn, daß er auf die Nachricht, es wären drei seiner Schiffleute, welche das Äthiopische Meer befahren hatten, nach Castilien gegangen, diesen mit größter Hast nachsetzen ließ. Zwei derselben wurden auf der Stelle niedergehauen, den dritten aber, welcher ihm lebendig zurückgebracht ward, ließ er lebendig viertheilen. — Er war es, der den kühnen Diaz aussandte, und dem entdeckten Vorgebirge den reizenden Namen gab. Er war es endlich auch, der den Columbus abwies; aber er hatte allerdings gute Gründe, lieber den einmal betretenen sichern Weg nach Indien zu verfolgen, als an die Aufsuchung eines neuen und ungewissen vielleicht vergebliche Summen zu wagen.

Er hatte den Schmerz, seinen Sohn und bestimmten Nachfolger sterben zu sehen, und war nun darauf bedacht, den Thron einem natürlichen Sohne zuzuwenden. Er fand aber dabei so viele Schwierigkeiten, daß er starb (24. Oct. 1495), ohne diesen Zweck erreicht zu haben, und das Königreich dem nächsten ächten Erben, dem Herzog Emanuel von Beja, einem Bruder des getödteten Herzogs Jakob von Viseo, hinterlassen mußte.

2. Emanuel.

(1495 — 1521.)

Dieser König ist der Glückliche genannt worden, und glücklich war er auch in der That, und was mehr ist, auch werth es zu seyn. Mit dem Eifer seines Vorgängers,

die Portugiesische Macht zu erhöhen, verband er eine festere Einsicht in die Mittel dazu, und einen sanften, wohlwollenden Sinn, der sich an dem zunehmenden Wohlstande seines Volkes innig erfreuen konnte. Eine unbeschränkte Freigebigkeit, viele gute Stiftungen und die Sorge für eine bessere Rechtspflege machten ihn seinen Unterthanen so werth wie einen Vater, und wenn er Geldes bedurfte, so steuerten sie ihm reichlich und gern.

Die Kriege mit den Mauren in Africa setzte er fort, doch ohne großen Erfolg. Die glänzendste Seite seiner Regierung sind die kühnen Seereisen und die Eroberungen der Portugiesen in Indien, von denen oben weitläufiger geredet worden ist. Unter ihm fand Vasco de Gama den neuen Seeweg und Cabral Brasilien; unter ihm begründeten Almeida und Alboquerque die Herrschaft der Portugiesen in Ostindien, und breiteten sie von Babelmandeb bis an die Meerenge von Malacca aus. Die Schätze des reichsten Landes der damals bekannten Erde flossen in Lissabon zusammen; alle handelnden Nationen mußten die Producte der Gewürzinseln und den größten Theil ihrer Seide und Baumwolle von den Portugiesen kaufen. Venedig und Spanien sahen mit Eifersucht auf das so schnell emporgekommene Volk, dessen sonst wenig bedeutender König jetzt Gesandtschaften von Abyssinien und vom Perser-Schach empfing. Mit einem Worte, es war das goldene Zeitalter der Portugiesen, und es stand zu erwarten, daß bei einer weisen Benutzung dieser herrlichen Umstände das kleine Portugal sich zu einem sehr hohen Range unter den Nationen emporschwingen werde.

Eine allgemeine Begeisterung belebte Alt und Jung, sich durch ritterliche Unternehmungen und Seezüge einen Namen zu machen. Dieser Geist theilte sich selbst dem

andern Geschlechte mit, und ein gleichzeitiger Schriftsteller sagt, daß die Frauen am Hofe nicht leicht einem Edelmanne ihre Gunst geschenkt hätten, der nicht einen Zug nach Indien, oder doch gegen die Mauren gethan hatte.

3. Johann III.

(1521 — 1557.)

Auch unter Emanuels Sohn, Johann III., währten die Entdeckungen der Portugiesen in Indien fort, wie oben erzählt worden ist. Die Begeisterung, welche sich der ganzen Nation für diese Thaten bemächtigt hatte, strömte damals auch in den Gesängen eines reichbegabten Geistes aus. Luis de Camoens (gest. 1579), der selbst in Indien gefochten, und sein Leben hindurch mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, besang in seinem berühmten Heldengedicht, der Lusiade, die Entdeckung Indiens durch Gama und die dortigen Großthaten der Portugiesen mit einer solchen Fülle von poetischer Kraft und Phantasie, mit einer so feurigen Vaterlandsliebe, daß er im vollsten Sinne des Wortes ein nationaler Dichter geworden ist, und, nach der Bemerkung eines geistreichen Kunstrichters, seinem Volke und uns mit Recht statt vieler anderen Dichter und einer ganzen Litteratur gelten kann *).

Schon während Emanuels Regierung hatte der kühne Magelhan seine Reise um die Welt gemacht, und den Spaniern einen neuen Weg zu den Molukken gewiesen. Er hatte sogar die Meinung ausgebreitet, als gehörten diese reichen Gewürzinseln kraft der päpstlichen Theilung

*) Fr. Schlegel Werke, Bd. II. S. 97.

zu dem Bereich der Spanischen, und nicht der Portugiesischen Entdeckungen. Seitdem hatten die Seefahrer beider Nationen unaufhörlich Händel mit einander; und es hätte darüber vielleicht ein hitziger Krieg ausbrechen können, wäre nicht Karl V. in andere weitläufige Fehden verwickelt gewesen. Dies und sein beständiger Geldmangel verschaffte dem König von Portugal gute Bedingungen. Er kaufte nämlich dem Kaiser seine Ansprüche ein für allemal mit 350,000 Ducaten ab (1529). Das Portugiesische Gold gefiel Karln so wohl, daß er sich einige Jahre früher (1526) eine Schwester Johanns III. zur Gemahlin ausgebeten hatte, um seinen sehr verfallenen Finanzen durch die damals unerhörte Aussteuer von 900,000 Kronen aufzuhelfen, die seine Portugiesische Braut ihm zubrachte.

Johann III. that während seiner langen Regierung viel zur Verbesserung der innern Staatsorganisation. Er führte ordentliche Reichsbehörden und Reichsgerichte ein, und vereinigte das Großmeisterthum aller Ritterorden auf ewig mit der Krone; ein wichtiger Schritt zur Erhöhung der königlichen Gewalt, indem er dadurch nicht nur seine Einkünfte vermehrte, sondern auch die Abhängigkeit des Adels von einer andern Macht als der der Krone vernichtete.

Aber er that auch etwas, das seinem Lande unendlichen Schaden gebracht hat, den er freilich nicht berechnen konnte. Er führte die Inquisition und die Jesuiten ein; diese, um sie zu Bekehrern der Africanischen und Asiatischen Nichtchristen zu gebrauchen, jene aus übelverstandenem Religionseifer, um die heimlichen Juden aufzuspüren, die trotz allen Vertreibungen noch in großer Anzahl im Lande lebten; vielleicht auch wol, um ein all-

gefürchtetes Tribunal in der Nähe zu haben, das ihm nöthigen Falls auch in weltlichen Dingen gegen ungehorsame Unterthanen seinen Arm lieh. Beide, Jesuiten und Inquisition, legten dem Volke geistige Fesseln an, und lähmten dadurch seine Kraft; und daher ist es zum Theil gekommen, daß die schöne Blüthe der Portugiesen unter Emanuels Scepter durchaus keine Frucht hinterlassen hat.

Schade um diesen herrlichen Anfang! Schon unter Johanns Regierung sank der Flor von Portugal wieder. Es ist ein Unglück für ein Land, wenn der ihm zuströmende Geldreichthum den Erwerb durch Ackerbau und Gewerbfleiß überwiegt, denn der Reichthum bleibt alsdann in den Händen Weniger; die Masse des Volkes hat keinen Antheil daran. Aber eben die Leichtigkeit oder doch die lockende Aussicht, in Indien schnell und ohne Mühe Schätze zusammenzuhäufen, welche zu zahlreichen Auswanderungen reizte, entzog dem Landbau und den Gewerben die nützlichsten Hände, und minderte auch bei den Zurückbleibenden die Lust daran. Die Bevölkerung nahm ab, und mit ihr die Kräfte des Staats.

---

4. Sebastian.

(1557 — 1578.)

Zu allem Unglück starb Johann III. ohne einen regierungsfähigen Nachfolger zu hinterlassen. Sein einziger Sohn war vor ihm gestorben, und hatte ein Knäblein hinterlassen, das nun, drei Jahre alt, zum König ausgerufen ward. Noch schlimmer war es aber, daß der junge Sebastian den Jesuiten zur Erziehung anvertraut

ward, und daß diese das Reich bis zu seiner Großjährigkeit verwalteten.

Sebastian wuchs unter schwärmerischen Phantasieen auf, sich durch Besiegung der Ungläubigen ein unsterbliches Verdienst zu erringen. Daher war die erste Unternehmung des Jünglings ein Feldzug gegen die Mauren. Er wollte den Muley Mahomet, der aus dem Besitze der Reiche von Fez und Marocco von einem seiner Verwandten, Muley Moluch, verdrängt worden war, wieder auf den Thron setzen. Vergebens stellten ihm seine Räthe, ja selbst der König von Spanien, das Mißliche dieses Zuges vor, denn Muley Moluch hatte eine sechsfach größere Macht auf den Beinen, als Sebastian hinüberführen konnte, und war dabei auch selbst ein tapferer und einsichtsvoller Feldherr. Das Unglück, das nachher wirklich erfolgte, ward ihm vorausgesagt, aber der feurige Jüngling war taub gegen alle Warnungen und Bitten.

An einem glühend heißen Tage (4. Aug. 1578) traf das glücklich übergesetzte Heer in der Ebene von Alcassar in Africa mit dem feindlichen zusammen. Es begann eine fürchterliche Schlacht, in welcher zwölftausend Portugiesen erschlagen worden seyn sollen. Vom Könige konnte Niemand sichere Nachricht geben. Er hatte sich mit wilder Tapferkeit am Ende der Schlacht in die Feinde gestürzt, und sich zuletzt aus den Augen der wenigen Begleiter, die dem Tode entrannen, verloren. Einige Gefangene wollten indeß seine Leiche erkennen, die denn auch zu Alcassar begraben worden seyn soll. Auch wird erzählt, der König sey schon gefangen gewesen, aber als sich ein blutiger Streit über seinen Besitz erheben wollte, von einem Maurischen Officier niedergehauen worden.

5. Portugal mit Spanien vereinigt.

(1580 — 1640.)

König Emanuels dritter Sohn, der alte sieben und sechzigjährige Cardinal Heinrich, bestieg jetzt den Thron, that aber auf demselben nichts weiter, als daß er untersuchte, wer nach ihm hinaufsteigen sollte, da es eine ziemlich verwickelte Frage war, wem unter den verschiedenen Verwandten des königlichen Hauses der Vorrang gebühre. Er war aber in seinen Untersuchungen noch nicht weit gekommen, als der Tod ihn abrief. Die vorzüglichsten Thronbewerber waren: der mächtige König von Spanien, Philipp II., als Sohn der ältesten Tochter König Emanuels; Antonio, Prior zu Crato, Sohn des Herzogs Ludwig von Beja, der Emanuels zweiter Sohn gewesen; Ranuccio Farnese, Erbprinz von Parma, und Katharina, vermählte Herzogin von Braganza, welche von Emanuels jüngstem Sohne, dem Herzoge von Guimaranez, abstammten. Gegen die Letzte wandte Philipp ein, daß sie ein Weib, gegen den Erbprinzen von Parma, daß er erst ein Urenkel Emanuels, und gegen den Prior Antonio, daß er ein Bastard sey. Ob Herzog Ludwig, wie Antonio behauptete, sich seiner Mutter heimlich habe antrauen lassen, war wenigstens zweifelhaft. Indeß lief das Volk, aus Nationalhaß gegen die Spanier, dem Antonio zu, und rief ihn zum König aus; der Adel aber mißgönnte ihm diese Würde, und war auch zum Theil von Philipps Unterhändlern bestochen, der übrigens die beste Ausführung seines Rechts von einem vier und zwanzigtausend Mann starken Heere unter der Anführung des Herzogs von Alba, eines der ersten Feldherren seiner Zeit, erwartete. Gewalt mußte entscheiden, und da ward denn An-

tonio's ungeübter Schwarm von Philipps wohldisciplinirten Truppen leicht besiegt (1580). Doch der Sieg genügte diesem noch nicht, sein Nebenbuhler mußte für immer vernichtet seyn. Er ward also für einen Empörer erklärt, und 80,000 Thaler wurden auf seinen Kopf gesetzt. Dennoch entrann er, fast durch ein Wunder, den gierigsten Nachforschungen. In Setubal nahm ihn ein Schiffscapitain auf, der ihn nach Calais brachte. Von hier aus suchte er bald Frankreich bald England in sein Interesse zu ziehen; beide Mächte sandten ihm auch wirklich Flotten zu Hülfe, aber die Französische ward 1582 bei den Azoren geschlagen, und die Englische sah sich, nach einem vergeblichen Versuche auf die Hauptstadt Lissabon, zum Rückzug genöthigt (1589), und so mußte Antonio zuletzt seine Hoffnung aufgeben. Er starb 1595 zu Paris in Dürftigkeit, und in steter Furcht vor Meuchelmördern, welche von Philipps ausgesetzter Belohnung gelockt werden könnten.

So besaß nun zwar König Philipp II. das reiche Portugal, aber keinesweges die Herzen der Portugiesen. So freundlich und mild er auch bei seinem prächtigen Einzug in Lissabon erschien (1581); so viele Geschenke und Bewilligungen er es sich auch kosten ließ, den Adel für sich zu gewinnen, so ward er doch als Spanier verabscheut. Auch wurde die Spanische Regierung immer willkührlicher und raubsüchtiger, und dieser harte Druck, verbunden mit dem Einflusse der Jesuiten und der Inquisition, lähmte die Geisteskraft der lebendig emporstrebenden Portugiesen dergestalt, daß sie von nun an eine eben so kraftlose und geringe Nation wurden, als sie unter Emanuels Scepter eine große und glückliche zu werden versprochen hatten.

Weil Spanien damals mit den Niederlanden in beständiger Fehde lebte, so hörte nun auch, seitdem Portugal Spanisch war, der Handel Lissabons mit den Holländern auf, welche bisher von da aus ganz Europa mit Ostindischen Waaren versehen hatten. Dieser höchst einträglichen Erwerbsquelle beraubt, schiffte dies muthige und betriebsame Volk nun geraden Weges nach Ostindien, um die Waaren, die es nicht mehr in Lissabon erhalten konnte, aus der Quelle selbst zu holen. Im Jahre 1595 gingen die ersten Schiffe der Holländer nach Indien, nicht lange nachher errichteten sie daselbst ihre berühmte Handelscompagnie, und vertrieben die Portugiesen aus den reichen Molukken. Das wichtige Ormus ging 1622 wieder verloren. Auch nach Brasilien und Guinea verbreiteten sich die Holländischen Waffen; der Japanische Handel ward 1638 ganz zernichtet, und bald darauf ging auch noch Malacca, das der große Alboquerque mit Gefahr seines Lebens erobert hatte, an die Holländer über. — So waren für die Portugiesen die großen Anstrengungen ihrer berühmten Helden gänzlich verloren, und Gama's, Pereira's, Almeida's und Alboquerque's Thaten waren vergebens gethan.

---

6. Die falschen Sebastiane.

(1585 — 1598.)

Die allgemeine Sehnsucht, das Spanische Joch abzuschütteln, veranlaßte mehrere seltsame Entwürfe, die auf die Ungewißheit des Todes jenes unglücklichen Königs Sebastian gebaut wurden. Man stellte nach einander drei Menschen auf, die dem Sebastian einigermaßen ähnlich

sahen; listige Pfaffen und Hofleute gaben ihnen Unterricht, wie sie ihre Rollen recht natürlich spielen könnten, und so zogen sie dann durch ihr Äußeres und durch ihre Erzählungen von wunderbaren Schicksalen, die sie in der Maurischen Gefangenschaft erlebt haben wollten, die Aufmerksamkeit nicht weniger Menschen auf sich. Der letzte dieser Betrüger täuschte sogar durch sein künstliches Spiel eine Spanische Prinzessin, die ihn mit ihren eigenen Juwelen unterstützte. Nachher zeigte es sich, daß er eigentlich ein Pastetenbäcker war. Die Spanische Regierung ließ ihn hängen, dann viertheilen. Dasselbe Schicksal hatten auch seine beiden Vorgänger erfahren.

Nicht so entschieden und allgemein ist der vierte dieser Sebastiane von den Geschichtschreibern für einen Betrüger erklärt worden. Im Jahre 1598 ließ sich nämlich in Venedig ein Mann sehen, den mehrere dort anwesende Portugiesen beim ersten Anblick für den König erkennen wollten, und der nicht bloß Figur, Gang und Stimme, sondern selbst eine Narbe an seiner rechten Augenbraune und eine große Warze am Fuße mit dem wahren Sebastian gemein gehabt haben soll. Die Entdeckung machte in Venedig so großes Aufsehen, daß der dasige Spanische Gesandte die Regierung anging, die Sache zu untersuchen. Man zog ihn ein und verhörte ihn scharf. Er sagte aus, er sey wirklich wofür man ihn halte; schwer verwundet und betäubt sey er auf dem Schlachtfelde bei Alcassar liegen geblieben, und der Gefangenschaft wunderbar entronnen. Aber er habe es nicht über sein Ehrgefühl vermocht, sich in dem Zustande eines Bettlers seinem Volke wieder zu zeigen, und so habe er, nach einer kümmerlichen Wallfahrt, mehrere Jahre in Georgien als ein Klausner gelebt. Zuletzt sey die Begierde in ihm erwacht, Freunde und Landsleute

noch einmal wiederzusehen, und darum sey er nach Venedig gekommen. — Er sprach so freimüthig, so seiner Sache gewiß, und erinnerte den Rath von Venedig an so specielle Dinge, die er einst in Briefen mit demselben verhandelt hatte, daß man ihn drei Jahre in Verwahrung behielt, ohne ihn einen Betrüger zu nennen. Die Portugiesen thaten alles Mögliche, ihn frei zu bekommen, der Doge meinte aber, sie wären im Stande einen Neger für den König Sebastian zu erklären, wenn sie sich um diesen Preis von dem Spanischen Joche befreien könnten *). Indeß ließ auch König Heinrich IV. von Frankreich den Rath von Venedig ersuchen, ein ganzes Volk nicht länger über dessen König in Ungewißheit zu lassen. Die Folge davon war, daß man ihn los ließ, ihm aber befahl, in acht Tagen die Republik zu verlassen. Er nahm nun den Weg nach Portugal über Florenz, doch der Großherzog lieferte ihn nach Neapel aus, welches damals den Spaniern gehörte. Die Untersuchungen fingen von Neuem an; der Vicekönig erklärte ihn für einen Betrüger, und verdammte ihn zu den Galeeren, beschloß aber doch, ihn nach Spanien zu senden. Als das Schiff sich der Küste näherte, ward Alles in Portugal rege, so daß man ihn sogleich auf das nächste Spanische Schloß S. Lucar setzen mußte. Hier ist er auch bald nachher gestorben, man weiß nicht wie; aber gerade dies geheimnißvolle Ende ist von Manchen als ein Zeugniß für die Wahrheit seiner Aussage angesehen worden.

*) Daru histoire de Venise, T. IV. p. 147.

III.

Die Spanier.

1. Ferdinand und Isabella.

(1474 u. 1479 — 1516.)

Wir haben die Geschichte von Spanien im vorigen Bande (S. 397.) bis zu dem Zeitpuncte geführt, wo durch die Vermählung Ferdinands von Aragonien, welcher den Beinamen des Katholischen erhielt, und Isabellens von Castilien der Grund zur Vereinigung beider Reiche gelegt ward. Beide regierten gemeinschaftlich, doch so, daß jedes Reich noch immer seine besondere Verfassung behielt, auch nicht ohne eine gewisse Spannung, indem Ferdinands Einfluß auf die Regierung von Castilien durch ein besonderes Übereinkommen beschränkt ward. Darin waren sie indessen einig, daß ihre Macht in beiden Reichen möglichst unabhängig von dem Adel und der hohen Geistlichkeit gemacht werden müsse, und sie wußten die Zeitumstände zur Erreichung dieses Zweckes mit Klugheit zu benutzen. Daher sehen wir denn in Spanien dasselbe Schauspiel, welches sich um diese Zeit auch in den übrigen Staaten von Westeuropa darstellt, die Erhebung der königlichen Gewalt zur Unumschränktheit auf den Trümmern der Feudalaristokratie. Im Allgemeinen bedienten sich Ferdinand und Isabella der nämlichen Mittel, die Johann II. von Portugal zu gleichem Zwecke anwandte. Sie wußten die Besetzung der Bisthümer an sich zu bringen; um einen allgemeinen Landfrieden einzuführen, wurde dem Adel die richterliche Gewalt genommen, und die Gerichtshöfe wurden mit

Rechtsgelehrten besetzt. Von den Bürgern jeder Stadt ward unter königlicher Sanction eine stehende Miliz errichtet, welche theils für die gute Ordnung und Ruhe in den Städten selbst, theils für die Sicherheit der Landstraßen wachen, und besonders den Gewaltthätigkeiten räuberischer Edelleute steuern sollte. Sie hieß die heilige Brüderschaft (la santa hermandad). Auch die unter dieser Regierung eingeführte Inquisition hat öfters diese Zwecke befördern helfen. Die Inquisition hatte zwar schon bei ihrer Entstehung im dreizehnten Jahrhundert auch nach Spanien den Weg gefunden; jetzt aber wurde sie neu begründet und befestigt, und mit einer weit größern Ausdehnung ihrer Macht erhielt sie die schreckliche Gestalt, in welcher sie Jahrhunderte die Geißel Spaniens war. Spanien hatte durch die zahlreichen Mauren und Juden, die dort lebten, einen nichtchristlichen Bestandtheil von großer Bedeutung in seiner Bevölkerung, und Ferdinand glaubte, daß politische Einheit ohne Glaubensübereinstimmung nie wurzeln könne. Dazu gesellte sich mißverstandner Religionseifer und Habsucht. Die Juden hatten durch die außerordentlichen Reichthümer, in deren Besitz sie waren, einen allgemeinen Haß auf sich geladen, der öfters in Aufstände ausbrach, in welchen viele derselben als Opfer der Volkswuth fielen. Diesen blutigen Verfolgungen zu entgehen, traten sie häufig zum Christenthum über, aber der Glaube, den sie aus Menschenfurcht ergriffen hatten, konnte in ihrem Herzen nicht Wurzel fassen. Die neuen Christen (Marranos genannt) geriethen in den Verdacht, heimlich noch der Religion ihrer Väter anzuhangen, und Mehrere wurden des Rückfalls überführt. Eine treffliche Gelegenheit für Ferdinand, sich durch die Schätze der verurtheilten Marranos zu bereichern.

Zunächst für diesen Zweck sollte ihm das Inquisitionstribunal, welches er in Castilien, wo das heilige Gericht schon eine lange Zeit gänzlich geruhet hatte, zu erneuern beschloß, behülflich seyn, und der Papst Sixtus IV. genehmigte eine Einrichtung gern, welche der Kirchenherrschaft in Spanien eine neue Stütze versprach *). Isabella wollte anfangs ihre Zustimmung nicht geben; da man es dieser frommen Königin aber als eine Gewissenssache darstellte, so ließ sie sich überreden. Im Jahre 1481 begann das neue Gericht seine Wirksamkeit, und ließ sich trotz der lauten Unzufriedenheit vieler Spanier, die an mehreren Orten in schwer zu dämpfende Aufstände ausbrach, darin nicht stören. Die Inquisition wurde jetzt ein bestehendes Tribunal, und 1483 trat der Dominicaner Thomas von Torquemada als erster Generalinquisitor von Spanien auf, ein so blutdürstiger Priester, daß er die Angeklagten zu Tausenden dem Feuertode übergab, und noch weit Mehrere mit lebenswierigem Gefängniß, Einziehung der Güter und anderen schweren Bußen bestrafte. Die Begierde nach Schlachtopfern war so groß, daß das ganze gerichtliche Verfahren aus einem Gewebe von Chikanen gegen den Angeklagten bestand; Alles war bei diesem heillosen, die Menschheit entehrenden Ketzergerichte darauf abgesehen, den Verdächtigen die Reinigung zu erschweren, oder ganz unmöglich zu machen. Der leiseste Verdacht oder das falsche Zeugniß eines Feindes konnten in die scheuslichen Inquisitionskerker führen; dem Beklagten wurde sein Kläger nicht genannt, viel weniger unter die Augen gestellt; und wer, um der Strafe zu

*) Llorente histoire critique de l'inquisition d'Espagne. T. I. p. 143. Sonst nahm man gewöhnlich an, daß Sixtus IV. widersprochen, und nur sehr ungern eingewilligt habe.

entgehen, oder weil er sich keiner Schuld bewußt war, kein Geständniß ablegen wollte oder konnte, auf den harrten die Höllenschmerzen der ausgesuchtesten Martern. Die Vollstreckung der Urtheile, Autos da fé (actus fidei, Glaubenshandlungen), wobei außer den zum Feuertode Verdammten auch alle übrige Verurtheilten durch öffentliche Aufführung der Schande Preis gegeben wurden, geschahen mit möglichstem äußeren Pompe und in Gegenwart des Hofes, damit Spanien nie vergesse, welch eine große Rolle die Ausrottung der Ketzerei in seinem kirchlichen und Staatsleben spiele. Diese Ausrottung und die Art, wie die Inquisition dabei zu Werke ging, hat ihm Hunderttausende seiner Einwohner gekostet*) und der freien Geistesthätigkeit schwere Fesseln angelegt. Von den Königen aber ist dieses so hoch gestellte, ja geheiligte Tribunal der Ungerechtigkeit zur Vermehrung ihrer Macht benutzt worden. Denn da die Inquisitoren königliche Beamte waren und die Krone das Recht hatte, sie einzusetzen und zu entlassen, so standen sie ganz unter ihrem Einflusse, und das Gericht diente ihr als das bequemste Werkzeug, sich jedes Verdächtigen zu entledigen, sobald sich nur ein bezahlter Schurke bereit finden ließ, ihn Ketzereien halber zu verklagen, die ihm vielleicht nie in den Sinn gekom-

*) Nach der Berechnung von Llorente sind von der Gründung der Inquisition 1481 bis 1498, so lange Torquemada Generalinquisitor war, lebendig verbrannt worden 8,800 Personen, im Bilde (Entflohene) 6,500, mit anderen Strafen belegt 90,000. Die Gesammtzahl aller Opfer der Spanischen Inquisition bis zu ihrer Auflösung in unseren Tagen giebt derselbe Schriftsteller so an: lebendig Verbrannte 31,912, im Bilde Verbrannte 17,659, mit harten Bußen Belegte 291,450. In neueren Zeiten ist die Zahl der Verurtheilten immer mehr im Abnehmen gewesen, und unter der Regierung Karls IV., des vorletzten Königs, ist kein Einziger mehr den Feuertod gestorben.

men waren. Kein Grande, selbst kein Erzbischof konnte sich dieser furchtbaren Macht entziehen. Auch der Vortheil von den verfügten Gütereinziehungen fiel der Krone anheim.

Ein anderer Kunstgriff Ferdinands war, daß er sich nach und nach das Großmeisterthum der drei zahlreichen Ritterorden Spaniens übertragen ließ, und dasselbe auf ewig mit der Krone verband. Dadurch verschaffte er sich den unmittelbarsten Einfluß auf alle ständische Berathschlagungen, ja selbst auf die Schicksale der größten adeligen Familien im Lande.

Er war es ferner, der das einzige noch übrige Reich der Mauren in Spanien, Granada, ihnen abnahm und zu Castilien schlug (1492), welches ihm, obschon bürgerliche Unruhen in Granada und Zwistigkeiten in der königlichen Familie sein Unternehmen begünstigten, einen blutigen langwierigen Krieg gekostet hat, den aber die Religiosität des Zeitalters für so rühmlich und verdienstlich achtete, daß Französische und Deutsche Ritter nach Spanien kamen, um als Freiwillige gegen die Ungläubigen zu fechten, ja daß Isabella diesen Feldzügen persönlich zu Pferde beiwohnte, und die Streiter ermunterte. Die ersten Bedingungen, die man den Mauren in Granada für die Unterwerfung versprach, waren von der Art, daß ihnen völlige Religionsfreiheit zugesichert wurde; aber sieben Jahre nachher brach man auch diese Zusage, und legte ihnen die Wahl vor, sich entweder taufen zu lassen, oder bei Todesstrafe das Land zu räumen. Viele wanderten aus; Andere wurden aus Zwang Christen, und gaben, im steten Verdacht des Unglaubens oder auch als öffentlich Abtrünnige, der Inquisition reichlichen Stoff zu Verfolgungen, welche die hart Gedrückten öfters zu Aufständen reizten, die nur mit Mühe gedämpft werden

konnten. Die Juden hatte schon früher ein gleiches Loos betroffen. Kaum war Granada erobert, so ließen Ferdinand und Isabella eine Verordnung ergehen, daß alle Juden ihrer Länder, die sich nicht taufen lassen wollten, dieselben innerhalb eines Monaths verlassen sollten. Man erlaubte ihnen zwar, ihre Güter zu verkaufen, da sie aber Gold, Silber und Edelsteine nicht sollten mitnehmen dürfen, so war diese Erlaubniß nur eine scheinbare. Die Anzahl der damals ausgewanderten Jüdischen Familien wird, wahrscheinlich übertrieben, auf 170,000 angegeben. Sie zogen nach Portugal, Frankreich, Italien und Africa; aber Unzählige fanden auf der Reise durch ansteckende Krankheiten und anderes Ungemach ihren Tod. Johann II. von Portugal nahm an 80,000 dieser vertriebenen Juden in sein Reich auf; sein Nachfolger Emanuel aber — durch die Vorstellungen der Spanischen Regierung, zur Ausrottung des Judenthums behülflich zu seyn, bewogen — befahl ihnen ihre noch nicht vierzehn Jahre alten Kinder wegzunehmen und im Christenthume zu erziehen. Aus Verzweiflung ermordeten viele Juden ihre Kinder und andere sich selbst. Diejenigen, die das Reich nicht verließen, oder in der festgesetzten kurzen Frist nicht verlassen konnten, bekannten sich, wenigstens dem Scheine nach, zum Christenthume. Mit solchen Zwangsmitteln wähnte man die Lehre des Evangeliums auf eine Gott wohlgefällige Weise auszubreiten.

Der Zeitpunkt, da Granada erobert und der Maurische Krieg beendigt wurde, war, wie wir wissen, eben derselbe, den die Freunde des großen Columbus benutzten, um ihm Isabellens Bewilligung und Beistand zu seiner kühnen Unternehmung auszuwirken. Als das Entdeckungswesen nun einigermaßen in Gang gekommen war, be-

nutzten Ferdinand und Isabella auch diese Gelegenheit, sich mancher Unterthanen, selbst aus dem Adelstande, zu entledigen, indem sie sie als Colonisten nach America schickten. Indem aber die Furcht die Spanischen Könige abhielt, ihren Americanischen Unterthanen eine freie und glückliche Existenz zu verstatten, zogen sie nicht nur aus jenen reichen Besitzungen nur einen verhältnißmäßig sehr kleinen Gewinn, sondern sie zwangen auch die Colonisten, ihre Bedürfnisse fremden Schleichhändlern abzukaufen; und so floß aus den reichen Goldquellen America's in der Folge mehr in die Holländischen und Englischen Kanäle, als in das Spanische Bette.

Außer den Bemühungen, welche Ferdinand anwandte, seine Macht von innen zu befestigen, war er auch bei aller Gelegenheit darauf bedacht, sie von außen zu erweitern. Geschickte Minister und tapfere Feldherren begünstigten seine Unternehmungen. Er war ein Fürst von Entschlossenheit, Festigkeit und Einsicht, aber ohne Gerechtigkeit und Treue, und über die Mittel zu seinem Ziele zu gelangen nicht sehr bedenklich. Auch in anderen Ländern, z. B. in Frankreich, regierten damals Könige, die nicht besser dachten als er, mithin galt es, wer von allen falschen Spielern der falscheste seyn, und die Anderen trotz ihrer Vorsicht überlisten könnte.

Der damalige König Friedrich von Neapel machte unter andern eine schlimme Erfahrung von diesem Verfahren Ferdinands. In Neapel war man mit der Regierung unzufrieden. Ewige Gährungen, die Folgen einer erbärmlichen Verwaltung, herrschten in diesem schönen Lande. Dem König Ludwig XII. von Frankreich schien diese Stimmung günstig, sich Neapels zu bemächtigen. Alte Ansprüche darauf sollten diesen politischen Handel zu einem Rechts-

ſtreite machen. Ferdinanden zu beruhigen, wurde ihm ein Antrag zur Theilnahme gemacht (22. Nov. 1500). Beide kamen alſo überein, die Eroberung des Landes gemeinſchaftlich zu übernehmen, und ſich nachher in den Beſitz zu theilen.

Der Vertrag blieb aber weislich vor dem König Friedrich von Neapel geheim, und dieſer fürchtete Niemanden als die Franzoſen. Ferdinands Feldherr, Gonſalvo von Cordova, der mit einem Heere in Sicilien ſtand, ſtellte ſich, als ob er ihm gegen die Franzoſen beiſtehen wollte, und Friedrich, der nicht ahnete, wie entſetzlich er betrogen war, räumte den Spaniern ſogar einige Feſtungen ein. Erſt als die Franzoſen erſchienen, merkte er den Betrug, aber nun war es zu ſpät. Er ergab ſich, doch nicht dem Verräther, ſondern Ludwigen, der ihm einen Aufenthalt in Frankreich anwies, und ihm bis an ſeinen Tod (1504) ein Jahrgeld von 30,000 Livres zahlen ließ.

In Taranto vertheidigte ſich noch der Sohn des abgeſetzten Königs mit rühmlicher Tapferkeit. Gonſalvo von Cordova bekämpfte ihn lange vergebens. Endlich beſchwor er ihm mit dem feierlichſten Eide ſeine vollkommenſte Freiheit, wenn er die Stadt gutwillig übergeben wollte. Der Prinz ging den Vertrag ein, aber kaum war Gonſalvo Herr der Feſtung, ſo ließ er Jenen gefangen nehmen und ſchickte ihn nach Spanien. Man ſieht, auch die Diener waren in die Grundſätze des Herrn eingeweiht.

So ſchnell war dies Königshaus untergegangen, bei weitem ſchneller, als das Land wieder beruhigt ward. Denn Ferdinand kannte ſeine Vortheile zu gut, um dabei ſtehen zu bleiben. Er wandte die Staatskunſt, die

ihm einen Theil Neapels verschafft hatte, nun gegen Ludwig selbst, um das Ganze zu erhalten. Ein bei der Theilung des Landes entstandener Streit wurde zu einem völligen Bruche fortgeführt. Gonsalvo erhielt, ehe die Franzosen sich dessen versahen, Verstärkung über Verstärkung. Daß die Neapolitaner, und die übrigen Italiener dazu, die Franzosen gern ganz aus dem Lande haben wollten (sie machten auch noch beschwerliche Ansprüche auf Mailand), das wußte er sehr gut, und darauf rechnete er bei seinem Plan. Sein Feldherr Gonsalvo rückte vor, und die Franzosen, die ohnehin unter sich selbst uneinig waren, mußten weichen. Ludwig XII., den die unerwarteten Gewaltthätigkeiten sehr befremdeten, wollte nun auch seinen Feldherren Verstärkung schicken, aber das verhinderte Ferdinand, indem er zu unterhandeln anfing. Sein Schwiegersohn, der Erzherzog Philipp von Österreich, ein Sohn des Kaisers Maximilian, kam nach Frankreich, und schloß am 5. April 1502 mit Ludwig zu Blois einen Vergleich ab, vermöge dessen Philipps Sohn Karl künftig Ludwigs Tochter Claudia heirathen, und Beide das Königreich Neapel besitzen sollten. Während Ludwig nun alle Verstärkung seiner Italienischen Truppen zurückhielt, und seinem Feldherrn Waffenstillstand gebot, überfiel Gonsalvo die sicheren Franzosen, behauptete, daß er von Philipp keine Befehle annehmen könne, und verwies dessen Abgeordnete nach Spanien. Hier hielt Ferdinand sie absichtlich so lange auf, bis Gonsalvo die Franzosen, die noch immer ohne Hülfe blieben, völlig aus Neapel hinausgeschlagen hatte, und dann nahm er von dem ganzen Königreiche Besitz (1503). Ludwigs Anstrengungen, sich mit Waffengewalt wieder in Besitz des Verlorenen zu setzen, blieben vergeblich,

und Ferdinand erklärte, der Erzherzog habe die ihm ertheilte Vollmacht überschritten, so bestimmt dieser auch versicherte, seine Vollmacht sey ganz uneingeschränkt und frei gewesen. Ferdinand behielt Neapel trotz aller Verwünschungen Derer, die er darum betrogen hatte.

Auch ihm war aber noch eine bittere Kränkung aufbehalten. Diese begann, als seine Gemahlin, Isabella von Castilien, starb (26. Nov. 1504). Castilien fiel dadurch keineswegs an Ferdinand, sondern an dessen Tochter Johanna, deren Gemahl eben jener ihm verhaßte Philipp war. Man kann denken, wie schwer es einem Manne wie Ferdinand werden mußte, eine Regierung aufzugeben, an die er so lange gewöhnt war, und sich nun wieder auf sein kleineres Aragonien zu beschränken. Vergebens berief er sich auf das Testament seiner Gemahlin, vermöge dessen er bis zur Großjährigkeit seines ältesten Enkels die Regentschaft in Castilien haben sollte: die Ständte haßten ihn zu sehr, und erklärten sich einstimmig für Philipp von Österreich, der auch wirklich den königlichen Titel annahm.

Voll boshaften Grimms wandte er sich nun nach Frankreich, söhnte sich mit Ludwig XII. aus, und begehrte dessen achtzehnjährige Schwestertochter, Germaine de Foix, zur Gemahlin. Obschon drei und funfzig Jahre alt, hoffte er doch noch, einen Erben aus dieser Ehe zu sehen, und diesem (nicht den Söhnen des verhaßten Philipp) wäre alsdann Aragonien zugefallen. Das sollte seine Rache seyn. Aber es fügte sich anders. Der junge Philipp (erst acht und zwanzig Jahre alt) starb plötzlich (25. Sept. 1506), und seine Gemahlin Johanna, die ihn wegen seiner Schönheit schwärmerisch geliebt hatte, und über seine häufige Untreue schon vorher schwermüthig

geworden war, verfiel nun über seinen Tod in völligen Wahnsinn. Sie hatte während seiner Krankheit sein Bett nicht verlassen, und der Leichnam war kaum begraben, so mußte er wieder aus der Gruft genommen, und, prächtig angekleidet, in ihr Zimmer gesetzt werden. Hier richtete sie unverwandt die Augen auf ihn, und wiederholte sich immer das Mährchen, das ein Carthäuser ihr erzählt hatte, von einem Könige, der nach vierzehn Jahren wieder aufgelebt sey. Sie litt dabei aus alter Eifersucht kein weibliches Geschöpf in ihrem Zimmer, und ward selbst ohne Hebamme von einer Tochter entbunden. Als sie eine Reise machte, mußte der geliebte Leichnam mitgenommen werden, und unzählige Mal ließ sie nachsehen, ob er noch immer schlummere. Dabei vermied sie die Städte und das Reisen bei Tage; eine Wittwe, sagte sie, deren Sonne untergegangen sey, müsse auch die Sonne des Himmels meiden. Einmal wollte sie in einem Kloster Herberge nehmen; als sie aber erfuhr, daß es ein Nonnenkloster sey, mußte weiter gefahren werden. Nur mit großer Mühe konnte sie endlich bewogen werden, den schon halb verweseten Leichnam in der Carthäuserkirche zu Miraflores bei Burgos beisetzen zu lassen. Die unglückliche Frau beharrte in diesem Zustande des Wahnsinns funfzig Jahre, denn sie starb erst kurze Zeit vor ihrem ältesten Sohne, dem berühmten Kaiser Karl V., den 12. April 1555.

So mußte denn nach Philipps Tode bis zur Volljährigkeit seines ältesten Sohnes Castilien durch einen Verweser verwaltet werden, und der Cardinal Ximenez, Erzbischof von Toledo, wußte die Stände zu bewegen, den König Ferdinand zum Regenten anzunehmen. Auch in Italien spielte Ferdinand fortwährend eine be-

deutende Rolle, und behauptete sein Ansehen gegen den Papst Julius II. kühn. Die Päpste hatten bisher immer das Königreich Neapel als ein Lehn der Römischen Kirche angesehen; Ferdinand suchte die Belehnung gar nicht nach. Der Papst schickte in Sachen eines Klosters Commissarien ins Neapolitanische; Ferdinand ließ ihnen sagen, wenn sie nicht sogleich wieder nach Hause gingen, würde er sie aufknüpfen lassen. Er starb am 23. Januar 1516, ohne von seiner zweiten Gemahlin Germaine Kinder zu hinterlassen, so daß er nun also Aragonien dennoch an die Erben Philipps übergehen sehen mußte.

2. Karl I.

(König 1516, resignirt 1556.)

1519 Kaiser unter dem Namen Karl V.

Die Regierung der Spanischen Reiche würde indeß nach Ferdinands Tode unbedenklich in die Hände seiner Tochter Johanna gefallen seyn, wenn diese nicht an jener unglücklichen Gemüthskrankheit gelitten hätte. Dies bewog die Castilischen Stände zu dem Beschlusse, den ältesten Sohn der Königin, Karl *), zum Regenten anzunehmen, wann dieser das gehörige Alter erreicht haben würde, bis dahin aber, nach Ferdinands Verordnung, den Cardinal Ximenez als Reichsverweser. Ximenez war in seiner Jugend Rechtsgelehrter, später aber in den Minoritenorden getreten, wo er sich durch seine seltene Gelehrsamkeit und die großen Eigenschaften seines Gei-

*) Johanna hatte von ihrem Gemahle Philipp zwei Söhne, Karl und Ferdinand, und vier Prinzessinnen.

stes so auszeichnete, daß er zum Erzbischofe von Toledo und Cardinal emporstieg. Während das Volk ihn wegen der fortwährenden äußersten Strenge seines Wandels und der Reinheit seiner Sitten als einen Heiligen verehrte, zeigte er, durch Ferdinand und Isabella zu großem Antheil an den öffentlichen Geschäften gerufen, sich als tiefschauenden, für das Wohl des Landes rastlos thätigen Staatsmann nicht minder bewundernswürdig; ja sein geistliches Amt hielt ihn nicht ab, sich 1509 an die Spitze eines Kriegszugs wider die Mauren in Africa zu stellen. Er nahm ihnen Oran, und fügte seinem übrigen Ruhme auch die Lorbeern des Kriegers hinzu.

Erzherzog Karl, damals sechzehn Jahre alt, befand sich eben in den Niederlanden, dem Erbe seines Vaters Philipp (Th. VI. S. 257), als sein Großvater Ferdinand starb. Voller Vorliebe für dieses sein Vaterland (er war zu Gent den 24. Febr. 1500 geboren) eilte er eben nicht sehr, sein neues Erbe persönlich zu besuchen; und die Niederländer, die von der Abwesenheit ihres glänzenden Gebieters manchen Nachtheil für sich fürchteten, hätten ihn lieber gar nicht fortgelassen. Wirklich dauerte es auch über anderthalb Jahre, ehe die Spanier ihren neuen Herrn zu sehen bekamen; und es hätte leicht geschehen können, daß diese Nachlässigkeit und andere Unvorsichtigkeiten, die der junge Monarch sich während dieser Zeit entwischen ließ, ihn ganz um den Spanischen Thron gebracht hätten, wenn er nicht an dem alten, fast achtzigjährigen Ximenez einen eben so treuen als klugen Diener gehabt hätte. Karl hatte den Cardinal Adrian von Utrecht, seinen ehemaligen Lehrer, schon einige Monate vor Ferdinands Tode nach Spanien gesandt, mit Vollmacht, nach dem Ableben dieses Monarchen das König-

reich an seiner Statt zu verwalten. Ximenez verständigte sich mit ihm, und ließ ihm den Titel, die Geschäfte aber betrieb er fast allein. Er bot nicht nur seine ganze Kraft auf, den immer noch unbändigen Adel im Zaume zu halten, sondern auch die Unbesonnenheiten unschädlich zu machen, die Karls Niederländische Rathgeber in dessen Namen begingen. Sie wollten ihn gleich zum König von Spanien und Neapel ausgerufen haben, welches ganz verfassungswidrig war, so lange Johanna noch lebte. Ximenez that Vorstellungen, aber da Karls Räthe nicht davon abgingen, so entschloß er sich, es durchzusetzen. Die Stände von Castilien wurden versammelt. Sie erhoben über den Vorschlag ein gewaltiges Geschrei. Ximenez, der sich schon durch unzählige Beispiele von Beharrlichkeit eine Stellung verschafft hatte, als ob ihm nichts abgeschlagen werden könne, sagte kurz und mit seinem gewöhnlichen Nachdruck: „Es ist nicht mehr die Rede vom Berathschlagen, sondern vom Gehorchen; unser Herr will es, und ich werde es heut befehlen, daß er in Madrid und in den anderen Städten zum König ausgerufen werde." Es geschah, trotz allem Murren, durch ganz Castilien; nur in Aragonien, wo die Stände damals noch im Besitz ihrer größeren Freiheiten waren, und wo ein Ximenez fehlte, galt Karl noch immer für nichts weiter als für einen Prinzen von Spanien.

Was die Gemüther noch mehr beunruhigte, waren die Gerüchte, die sich in Spanien von dem Charakter des jungen Königs verbreiteten. Man sagte, er zeige äußerst wenig Geist, sey vielleicht nicht besser mit Verstande begabt, als seine Mutter Johanna, und hange so völlig von seinen Niederländischen Günstlingen, und besonders von seinem Erzieher und ersten Minister, dem

Herrn von Chievres, ab, daß sich Spanien von seiner Regierung keine andere als eine unglückliche Zukunft versprechen dürfe. Voll von solchen bösen Ahnungen richtete ein Theil des Spanischen Adels seine Augen auf Karls Bruder, den Erzherzog Ferdinand, der in ihrem Lande (in Guadalupe) erzogen wurde, und den schon der verstorbene Großvater immer Karln vorgezogen hatte. Ximenez, um auch von dieser Seite Böses zu verhüten, versicherte sich dieses Prinzen, indem er ihn nach Madrid kommen ließ, wo er ihn und seine Gesellschafter immer unter den Augen hatte. Den Großen kürzte er viele Gnadenbewilligungen, die sie unter der vorigen Regierung erhalten hatten, so daß diese höchst erzürnt ihn durch Abgeordnete befragen ließen, wer ihm die Vollmacht gegeben habe, sich solche Dinge herauszunehmen. Er zeigte diesen Ferdinands Testament und Karls Bestätigungen; aber man warf ihm mit größter Hitze ein, daß seine Anmaßungen über diese allgemeinen Vollmachten hinausgingen. Während des Gesprächs hatte er sie unvermerkt an ein Fenster geführt, von welchem man einen großen Haufen Geschützes und eine zahlreiche Mannschaft unter Waffen übersehen konnte: „Seht da die Macht, rief er, die ich vom Könige empfangen habe; damit regiere ich Castilien und werde es regieren, bis Euer und mein Herr von seinem Reiche selbst Besitz nehmen wird.“ Auf diese Überraschung war die Gesandtschaft nicht vorbereitet gewesen, und jeder Gedanke, sich einem solchen Manne gewaltthätig zu widersetzen, verschwand.

Außer diesen kühnen Schritten wandte Ximenez seine Aufmerksamkeit auf die möglichste Verbesserung der Finanzen. Er brachte der Krone viele ausgethane Domai-

nen zurück, und erübrigte durch weise Sparsamkeit so viel, daß er nicht bloß die Vorraths- und Zeughäuser in den besten Stand setzen, sondern auch noch dem Könige ansehnliche Summen baar überschicken konnte. Dieser würde die Treue des würdigen Greises mit wahrer Rührung bewundert haben, wenn seine Niederländischen Günstlinge von allem dem, was Jener für ihn that, ihm nur das Mindeste hätten unverfälscht zu Ohren kommen lassen. Aber sie hatten ein zu großes Interesse dabei, den jungen Herrn nie mit dem alten trefflichen Spanier bekannt werden zu lassen; denn sie wünschten, ihren Einfluß auf Karl auch in Spanien so zu behalten, wie sie ihn in Flandern ausgeübt hatten. Nicht genug also, daß sie ihn — trotz aller dringenden Bitten des Cardinals, nach Spanien zu kommen — noch so lange als möglich in Gent zurückhielten, Chievres that auch, da Karl am 13. September 1517 wirklich in Asturien gelandet war, sein Möglichstes, eine Zusammenkunft zu verhindern; Ximenez eilte zwar dem Könige entgegen, wurde aber auf der Reise, zu der er sich so sehr gefreut hatte, plötzlich krank. Er mußte in Los Equillos liegen bleiben, und dictirte von hier aus einen Brief an den König, worin er ihn dringend bat, den verhaßten Niederländischen Hofstaat zu entlassen, und sich den Spaniern ganz als Spanier zu zeigen. Die von einem Gegner des großen Mannes entworfene Antwort lautete dahin: dem Cardinal Ximenez, dessen Verdienste so groß wären, daß nur Gott sie belohnen könne, und der dem Staate schon so viel geopfert, sey es nunmehr erlaubt, in seinen Sprengel zurückzukehren, und dort seine Tage in Ruhe zu beschließen. Solch ein Undank für solche Dienste, — das war mehr als der ein und achtzigjährige Greis ertragen konnte.

Er überlebte den kränkenden Bescheid nur wenige Stunden, und starb am 18. November 1517.

Nichts kann ein Volk empfindlicher schmerzen, als wenn sein eigener König es verachtet, und Ausländern sein Vertrauen schenkt. Karl, des Spanischen nicht recht kundig, gab seinen Unterthanen nur abgebrochene Antworten, wies sie an seine Niederländischen Räthe, und schien nur darum zu ihnen gekommen zu seyn, um ihnen neue Abgaben aufzulegen. Alle Stellen rissen seine Flämischen Günstlinge an sich, und das gekränkte Volk sah mit Schmerz und Erbitterung selbst die reiche Pfründe des ehrwürdigen Ximenez, das Erzbisthum Toledo, in die Hände eines jungen Menschen fallen, der weiter kein Verdienst hatte, als daß er der Neffe des Herrn von Chievres war. Das ärgste war, daß das Geld, welches der allzu freigebige Monarch an seine Günstlinge verschwendete, nicht einmal im Lande blieb. Solche offenbare Mißgriffe wandten dem jungen König alle Herzen ab. Die Cortes von Castilien, die Karl 1518 zu Valladolid versammelte, konnten nur mit Mühe zu einer Steuerbewilligung bewogen werden, und Karl mußte anerkennen, daß er eigentlich nur im Namen seiner Mutter regiere, und ihr die Herrschaft abzutreten verpflichtet sey, wenn sie ihre Gesundheit wiedererlange. Noch schwieriger waren die Stände in Aragonien und Catalonien. Als Karl zu Barcelona verweilte (1519), erhielt er die Nachricht vom Tode seines Großvaters von väterlicher Seite, des Kaisers Maximilian. Dieser hatte ihm schon bei seinen Lebzeiten die Deutsche Kaiserwürde zugedacht, und Karl, von dieser Aussicht entzückt, erstickte jetzt jeden andern Gedanken, um nur diesem desto feuriger nachhangen zu können. Das Nähere von seiner Bewerbung

wird in der Deutschen Geschichte erzählt werden; hier mag nur kurz erwähnt seyn, daß er sein Ziel erreichte. Er war einer der länderreichsten Monarchen aller Zeiten. Er besaß außer der Römisch-Deutschen Kaiserkrone die Niederlande und Mailand, war König von Spanien, von Neapel, Sicilien und Sardinien, und Herr der beiden größten und reichsten Länder und aller Inseln der neu-entdeckten Welt. Dennoch hatte er bei der unvollkommenen Finanzverfassung des damaligen Europa meistens großen Mangel an Gelde.

Karls Erwählung zum Kaiser und andere weiter unten zu erörternde politische Verhältnisse machten seine Anwesenheit in Deutschland und seinen übrigen Ländern unumgänglich nothwendig; aber die Spanier waren mit der Absicht ihres Königs, sie in einem Augenblicke zu verlassen, wo noch Vieles zu ordnen und zu beruhigen war, sehr übel zufrieden. Dazu kamen mehrere neue Mißgriffe, welche Karl, durch seine Niederländischen Räthe verleitet, beging; indem er die Cortes von Valencia nicht in Person hielt, sondern den Cardinal Adrian mit anderen Niederländern dahinschickte, die Huldigung anzunehmen, ferner die Castilischen Cortes zu einem Reichstage nach S. Jago di Compostella in Galicien beschied, wo sonst nie dergleichen Versammlung gehalten worden war. Durch das Alles wurde das Volk so aufgebracht, daß in Valladolid und Toledo Unruhen entstanden, und als der Kaiser für die Zeit seiner Abwesenheit den Cardinal Adrian allein an die Spitze der Verwaltung stellte, und hierauf am 20. Mai 1520 Spanien wirklich verließ und nach Deutschland eilte, breitete sich der Aufruhr immer weiter aus. Wie es zu geschehen pflegt, wenn bei wahren oder eingebildeten Beschwerden über die bestehende Regierung

der Haufe, durch ehrgeizige Schwindelköpfe bethört, alle Bande des Gehorsams auflöst, und ohne Scheu göttliche und menschliche Gesetze verletzt, wurden jetzt auch die Städte Castiliens der Schauplatz revolutionärer Frevel. In Segovia wurde der Regidor Tordesillas, der Deputirter bei den Cortes gewesen war, weil er für eine dem Könige zu bewilligende Steuer gestimmt hatte, mit einigen Unterbeamten vom Pöbel ermordet, ihre Häuser geplündert und in Brand gesteckt. Ähnliches geschah in Burgos. Als der Cardinal Adrian hierauf Kriegsvolk gegen Segovia sandte, erhielt dieses von anderen Städten Hülfe, und die königlichen Truppen wurden in die Flucht geschlagen. Die Bürger von Medina del Campo weigerten sich, Geschütz zur Belagerung von Segovia herzugeben, und achteten es nicht, als ihre Stadt angegriffen und durch eine Feuersbrunst, die von einigen hineingeworfenen Granaten entstand und unerwartet schnell um sich griff, zum größten Theile in einen Schutthaufen verwandelt ward. An die Spitze der Städte trat Toledo, wo Don Juan Padilla den meisten Einfluß hatte, ein junger Mann von edlen Gesinnungen und vielem Muthe, aber durch seinen leicht beweglichen Geist und seinen Ehrgeiz in ein Unternehmen gestürzt, dessen Irrwege und Gefahren er nicht durchschaute, das, um glücklich zu Ende geführt zu werden, eines Führers von ausgezeichneteren Geistesgaben bedurft hätte. Die Abgeordneten der unzufriedenen Städte (und dies waren die meisten in Castilien) traten in eine Junta zusammen, welche den Namen der heiligen annahm. Padilla bemächtigte sich der Person der Königin Johanna, und stellte sie, um seinen Schritten eine höhere Autorität zu geben, dem Scheine nach an die Spitze der Regierung. Vergebens

wollte Karl, der die Nachricht von diesen Vorgängen in den Niederlanden erhielt, jetzt Bewilligungen machen, die, wenn er sie vor seiner Abreise gewährte, die Unruhen in ihrem Keime erstickt hätten; es hatte sich der Junta jetzt schon ein zu revolutionärer Geist bemächtigt, um sich dabei zu beruhigen. Sie legte dem Kaiser in einem ausführlichen Schreiben ihre Beschwerden vor, und machte eine Reihe von Forderungen, wodurch die Rechte der Cortes und besonders der Städte fester gestellt und vielfach erhöht, die königliche Gewalt in manchem Betracht beschränkt werden sollte. Mehrere dieser Punkte waren heilsam und zweckmäßig, andere übertrieben und unbillig, und zeigten von bedenklichen Anmaßungen gegen das nothwendige Ansehn des Thrones, so daß die Junta auch von mehreren Schriftstellern völlig demokratischer Absichten beschuldigt worden ist. Doch wähnten Viele, wenn nur diese neuen Gesetze in Kraft träten, dann würde auch ein glückseliger Zustand in Castilien unfehlbar einkehren, und bedachten nicht, daß die in vielen Städten fortwährend geübten Gewaltthaten und Frevel eine schlechte Bürgschaft für die Morgenröthe des politischen Heils waren.

Indeß wäre es wol zu einem hartnäckigen und langwierigen Bürgerkriege gekommen, wenn nicht der Adel, der bisher theils offenbar, theils durch geheime Einflüsterungen die Städte gereizt und an der Unternehmung gegen den Hof große Freude gehabt hatte, jetzt mit Schrecken gewahrt hätte, daß, was der Krone gälte, auch ihm gefährlich sey, da die Junta Aufhebung der Steuerfreiheit des Adels zu einer ihrer Forderungen gemacht hatte. Darüber veränderte er seine Stellung und trat zu den königlichen Statthaltern über. Unter den Städ-

tischen entstand Hader und Zwietracht, sie verliehen, als alle Friedensversuche vergeblich geblieben waren, und die Waffen nun entscheiden sollten, den Oberbefehl dem Don Pedro Giron, der wenig beliebt war, worüber Padilla erzürnt das Heer verließ. Wirklich eroberten die Königlichen, von Giron ungehindert, Tordesillas (5. Dec. 1520), und bekamen die Königin Johanna in ihre Gewalt. Padilla, durch das laute Begehren des Heeres zurückgerufen, sollte das Unglück wieder gut machen; als es aber am 23. April 1521 bei Villalar zur Schlacht kam, lösete sich das ganze Heer der Junta beim ersten Angriffe der königlichen Reiter auf, und ergriff schimpflich die Flucht. Dieser Tag machte der ganzen Empörung ein Ende. Padilla wurde tapfer fechtend gefangen, und gleich am folgenden Morgen mit zwei anderen Anführern hingerichtet; seine würdige Gemahlin, Donna Maria, aus dem Hause Pacheco, vertheidigte mit großem Heldenmuthe die Stadt Toledo noch sechs Monate lang, und hielt sich dann noch einige Zeit in der Burg, mußte aber zuletzt nach Portugal entfliehen. Bald nachher wurde auch ein Aufstand gedämpft, der gleichzeitig, doch ohne Verbindung mit dem Castilischen, im Königreich Valencia ausgebrochen war. Hier waren es der Hochmuth, die Anmaßungen und Bedrückungen des Adels, die ihn hervorriefen. Der Adel vernachlässigte die Vertheidigung des Landes gegen die häufigen, verwüstenden Einfälle der Mauren an den Küsten, und als die Bürger sich zu diesem Ende selbst bewaffneten, setzte er sich dagegen, und suchte es beim Kaiser dahin zu bringen, daß ihnen dies verwehrt wurde. Das dadurch heftig gereizte Volk empörte sich, und beging nun allerdings große Frevel und Ausschweifungen, die erst mit den Siegen der König-

lichen ihr Ende erreichten. Karl kam indeß selbst wieder nach Spanien (16. Jul. 1522), und zeigte gegen die Theilnehmer der Empörung eine seltene Milde. Nur siebzig bis achtzig Personen, größtentheils schlechtes Gesindel, wurden von der allgemeinen Verzeihung ausgeschlossen, und auch von diesen nur etwa acht hingerichtet. *)

Die Folgen dieser Empörung waren die, welche übelberechneter Widerstand gegen die bestehende Regierung sehr oft nach sich gezogen hat — noch größere Einschränkung der Volksrechte. Zwar zeigten sich die Stände in den Geldsachen noch sehr hartnäckig gegen den Kaiser, und widersetzten sich mehr als einmal den Steuerbewilligungen, die er seiner vielen Kriege wegen zu fordern genöthiget war, standhaft; die Wirkung davon aber war, daß seit 1538 in Castilien gar keine allgemeine Ständeversammlung mehr Statt fand. Denn da Karl auf einem in diesem Jahre gehaltenen Reichstage sah, daß der Adel, der zu den Steuern gar nichts beitrug, seinen Forderungen den entschiedensten Widerstand entgegensetzte, so berief er ihn nun gar nicht mehr zu den Versammlungen. Nur die Abgeordneten der Städte versammelten sich von drei zu drei Jahren zur Bewilligung der von der Krone vorgelegten Forderungen. Der Gebrauch, daß erst die Beschwerden erledigt wurden, und dann die Geldbewilligung geschah, wurde auch von Karl aufgehoben. Den Castilischen Cortes blieb kein Recht übrig, als das der Bittschriften; so tief war ihre Bedeutung herabgesunken. Die Großen, von dem öffentlichen Leben getrennt, gingen auf ihre Landsitze, um ihrer Reichthümer

*) v. Raumer Geschichte der Unruhen in Spanien zur Zeit Karls V., im Litt. Conversationsbl. 1825. No. 26. u. fg.

zu genießen, machten einen königlichen Aufwand, ließen sich mit ausschweifenden Ehrenbezeigungen bedienen, und vergaßen über der Befriedigung, die ihr Stolz in dieser Lebensweise fand, der kriegerischen Neigungen ihrer Vorfahren *). Die schönen Keime einer Verfassung, welche in den alten Spanischen Einrichtungen liegen, verdorrten ungenutzt, weil niemand war, der sie zu einem neuen, den veränderten Zeitumständen gemäßen Leben zu entwickeln verstanden hätte.

Die übrige Geschichte Karls wird unten bei Deutschland vorkommen. Hier bemerken wir nur noch, daß die vielfachen Verhältnisse, in denen er als Herr so verschiedener Länder auftrat, ihn zu einer Reihe von Kriegen nöthigten, die zur Zerrüttung des Staatshaushalts viel beitrugen, so daß er, trotz des Zuflusses von Gold und Silber aus der neuen Welt, beträchtliche Schulden hinterließ, viele Krongüter verpfändet, und viele den Ritterorden gehörige Güter verkauft hatte. Die königlichen Besitzungen waren schon bei seinem Regierungsantritt in allen seinen Staaten sehr herabgekommen. Für alle außerordentlichen Fälle wurden von den Provinzen außerordentliche Beisteuern gefordert, und da diese nicht zureichten, mußten Anleihen geschlossen werden, die, wenn nicht Güter oder öffentliche Einkünfte zum Pfande gesetzt wurden, bei dem damaligen Geldmangel und dem geringen Zutrauen, zuweilen gegen dreißig Procent jährlicher Zinsen kosteten **).

*) Ranke Fürsten und Völker von Süd-Europa, Bd. I. S. 220. fg.

**) Ranke, S. 332. fg.

3. Ignaz von Loyola.

(Geb. 1492, gest. 1556.)

In die Regierungsperiode Karls V. fällt noch eine höchst merkwürdige von Spanien ausgehende Begebenheit, die Entstehung des berühmten Jesuitenordens. Die Geschichte des Stifters desselben ist zugleich ein interessanter Beitrag zur Charakteristik des Geistes jenes Zeitalters.

Ignaz von Loyola war der Sohn eines Edelmanns in der Spanischen Provinz Guipuzcoa, der viele Kinder hatte. Er verließ das väterliche Haus in seinem sechzehnten Jahre, und versuchte sich zuerst als Page am Hofe Ferdinands und Isabellens, dann als Soldat im Dienste des Herzogs von Najara, wo er sich durch sein schönes, kräftiges Äußere und durch seinen Anstand auszeichnete. Er durstete nach einer Gelegenheit, seinen Heldenmuth zu zeigen, und ahnete nicht, welchen schlimmen Ausgang seine erste Kriegsthat nehmen, und noch weniger, welche sonderbare Folgen dieser schlimme Ausgang für sein ganzes Leben haben würde.

Die Franzosen, welche den von Ferdinand aus seinem Reiche verdrängten König von Navarra wieder einsetzen wollten, benutzten Karls V. Abwesenheit in Deutschland, um in Spanien einzufallen (1521). Sie fanden keinen Widerstand, und drangen schnell bis Pampelona vor. Unter dem kleinen Häuflein, welches diese Stadt vertheidigen sollte, befand sich unser Loyola. Vergebens feuerte er die Bürger zum Widerstande an, die Stadt ging ohne Schwertschlag über. Er, voller Zorn über diese Treulosigkeit und Feigheit, aber entschlossen, noch das Äußerste zu wagen, warf sich mit wenigen Getreuen in die Burg. Man forderte ihn auf, sich zu ergeben,

er verachtete die unwürdigen Bedingungen, und reizte den Feind zum Sturmlaufen. Das Geschütz warf einen Theil der Mauer nieder, Loyola trat vor die Bresche und wehrte die Stürmenden ab. Da auf einmal riß eine Kanonenkugel die Mauer neben ihm ein, ein losbrechendes Stück derselben zerschmetterte ihm das linke Bein, seine Kameraden flohen, und die Franzosen eroberten die Burg.

Sie bewilligten den braven Spaniern freien Abzug, und Loyola ließ sich nun zu seinen Geschwistern bringen, um sich heilen zu lassen. Ein ungeschickter Wundarzt setzte ihm das Bein so falsch ein, daß ein besserer, den man später zu Rathe zog, erklärte, wenn der Schaden ganz gehoben werden solle, so müsse das Bein noch einmal wieder zerbrochen werden. Loyola unterwarf sich dieser schmerzhaften Operation ohne alle Klage, ja er ließ sich mit gleichem Heldenmuth noch ein Überbein aussägen, das sich unter dem Knie eingefunden hatte, und als trotz der zweiten Heilung das Bein doch noch zu kurz zu werden drohte, ließ er sich auch noch mehrere Monate lang den schmerzhaften Zwang dehnender Gewichte und Compressen gefallen, Beweise genug von einer Stärke des Ehrgefühls, die ihm den Gedanken, sein so ruhmvoll begonnenes Leben von nun an thatenlos zu vollenden, unerträglich machte.

Um die lange Weile zu zerstreuen, die ein so feuriger Geist während einer so langwierigen Cur empfinden mußte, fiel er aufs Lesen. Aber auf den Gütern seiner Verwandten war nichts anderes aufzutreiben, als Heiligenlegenden. Diese durchlas er mit großer Aufmerksamkeit, und je mehr er über das Gelesene nachdachte, desto anziehender wurde ihm dies Studium. Er machte

allerlei Betrachtungen über die wunderbaren Führungen der Menschenschicksale; er verglich die seinigen mit denen der Heiligen, und je mehr sein eigener Schmerz ihn zur Religion hinleitete, desto fester wurde er überzeugt, daß dies sein Unglück wol eine Fügung Gottes seyn könne, durch welche er zu einem sonst nie gefühlten Beruf, zum Märtyrerthum, habe hingeführt werden sollen.

Die Verwandten bemerkten mit Unruhe die Veränderung, die durch die Lesung jener Bücher in ihm hervorgebracht worden war, aber vergebens bemühten sie sich, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Sein Entschluß stand fest, ein Heiliger zu werden, und sobald nur sein Bein geheilt war, beurlaubte er sich bei den Seinen, um die Reise nach Jerusalem anzutreten. Das Reisegeld, welches ihm sein ältester Bruder mitgab, vertheilte er an die Armen, und nun setzte er seinen Pilgerstab auf den Weg nach Barcelona. Unterwegs legte er in der Capelle der Mutter Gottes zu Monte-Serrate das Gelübde der ewigen Keuschheit ab, und empfahl sich dem Schutze der Himmelskönigin; beichtete dann, und machte hierauf von seinem Schwerte den letzten Gebrauch, indem er damit vor dem Bilde der Mutter Gottes Schildwache stand. Dann legte er Schwert und Dolch für immer in dem Kloster nieder, und vertauschte seine Kleider mit einem Sack und einem Strick, ging auch anfangs barfuß, bis ihn der Schmerz in seinem geschwollenen Fuße zwang, diesen mit Pfriemenkraut zu bewickeln. Bettelnd half er sich von Dorf zu Dorf, bis er nach Manresa kam. Hier brachte er als Eremit eine Woche ohne Speise und Trank in einer Höhle vor der Stadt zu, und er wäre gewiß vor Entkräftung daselbst gestorben, hätten nicht zufällig Leute ihn entdeckt, und ihn ins Leben zurückgerufen. In dem

Zustande geistiger Anspannung, in dem er gelegen hatte, waren ihm die seltsamsten Gestalten vorgekommen, deren er sich jetzt in seiner Schwärmerei als göttlicher Offenbarungen rühmte. Selbst die unbegreifliche Dreieinigkeit hatte sich ihm enthüllt.

Eine übertriebene Strenge gegen sich selbst unterhielt diese religiöse Begeisterung ununterbrochen fort. Dreimal des Tages geißelte er sich, sieben Stunden brachte er mit Gebet zu, seine Nahrung war Wasser und Brot, sein Lager die bloße Erde. Je mehr diese Lebensart ihn abzehrte, desto stolzer ward er, und je ähnlicher sein Äußeres einem Rasenden wurde, desto heiliger kam er sich vor. In Manresa machte er so großes Aufsehen, daß Alt und Jung ihm nachlief; selbst die Frauen interessirten sich für ihn, sie halfen liebreich seinem Mangel ab, pflegten sein während eines heftigen Fiebers, und bewogen ihn, von seiner Strenge künftig etwas nachzulassen. So setzte er dann seine Reise, in einem tuchenen Mantel, und mit Hut und Schuhen bekleidet, fort.

Im Anfange des Jahres 1523 schiffte er sich zu Barcelona ein. Der Schiffscapitain nahm ihn frei mit nach Italien, aber das Geld zu Schiffszwieback hatte er sich erst zusammenbetteln müssen. Angekommen zu Cajeta, wanderte er, in steter Gefahr zu verhungern (denn die Pest herrschte damals in Italien, und alle Einwohner verschlossen ihre Häuser), nach Rom, küßte Adrians VI. Füße, und ging sogleich nach Venedig, in der nämlichen Todesgefahr. Seine tiefliegenden, brennenden Augen und sein ganzes übriges Ansehen verscheuchten Alles von ihm; man glaubte, das Bild der Pest leibhaftig vor sich zu sehen. Überall zurückgestoßen, oft erschöpft von der entsetzlichsten Anstrengung, langte er in Venedig an, und

begab sich auf ein Schiff, welches eben segelfertig lag. Während der Fahrt hielt er den Matrosen Strafpredigten über ihre gottlosen Reden, mit einem Eifer, in welchem ihn weder Gelächter noch Drohungen irre machen konnten. So kam er nach Cypern, und endlich nach Palästina. Wie schlug sein Herz, als er den heiligen Boden betrat! Ganz aufgelöst in entzückenden Gefühlen, begann er stehenden Fußes die Wallfahrt nach Jerusalem. Freudenthränen stürzten ihm aus den Augen, da er es erblickte; die Kreuzigungs- und die Begräbnißstätte des Heilands verließ er in einigen Tagen nicht, und knieend küßte er unaufhörlich die geweihte Erde. Leider ward sein Entzücken bald unterbrochen; denn kaum hatte er seinen Vorsatz, in Palästina die Ungläubigen zu bekehren, ruchbar werden lassen, so erklärten sich die Franziscaner zu Jerusalem dagegen, und als er dennoch auf seinem Vorhaben beharrte, ließ ihn der Provincial mit Gewalt auf ein Schiff bringen, das nach Venedig zurückging. Nach einer beschwerlichen Fußwanderung von Venedig nach Genua, schiffte er sich wieder nach Spanien ein, und kam glücklich im Hafen von Barcelona an.

Der Bekehrungsplan war verunglückt, aber die Begierde für Religion und Kirche zu wirken, brannte darum nicht minder lebendig in ihm. So kam er auf den Gedanken, einen Orden zu stiften. Doch dazu reichte der bloße Ruf der Heiligkeit nicht hin; um über den Willen Anderer zu herrschen, muß man ihnen an Einsicht überlegen seyn. Also Wissenschaft, Wissenschaft mußte erst erworben werden. Aber im drei und dreißigsten Jahre noch mit der Lateinischen Grammatik anzufangen — das mußte einem so leidenschaftlichen Gemüth doppelt schwer eingehen. Er quälte sich über seine Kräfte, ängstigte sich

ab, bat seinen Lehrer, einen Cistercienser, mit Thränen, doch ja nur des Unterrichts nicht müde zu werden, und flehte in seinem täglichen Gebete die Mutter Gottes an, sein Gedächtniß zu stärken, und ihm das schwere Latein zu erleichtern.

Als er sich endlich nach langer Anstrengung fähig glaubte, einen Lateinischen Vortrag zu verstehen, ging er auf die Universität nach Alcala. Aber sein Unstern verfolgte ihn auch hier. Er hatte kaum angefangen, sich in Predigten hören zu lassen, als er einen solchen Zulauf bekam, daß die Inquisition, aus Furcht vor Neuerungen, ihm die Kanzel verbot. Unwillig darüber ging er nach Salamanca. Hier ging es ihm nicht besser; er ward sogar wegen seiner Schwärmereien in den Kerker geworfen und zur Untersuchung gezogen. Seine Antworten verriethen Geist und Scharfsinn; man erstaunte über ihn, verbot ihm aber doch das Predigen. Im höchsten Zorn entschloß er sich nun, nach Paris zu gehen, wo er doch wenigstens von der Inquisition nichts zu fürchten hatte.

Im Februar 1529 kam er in der Hauptstadt Frankreichs an. Vier Jahre lang kämpfte er hier mit Elend und Mangel, verschlang aber mit Heißhunger die philosophischen und theologischen Vorlesungen der berühmtesten Lehrer, und ward um so weniger in seinen Studien gestört, da er sich aus Unkunde der Landessprache den Volksunterricht, seine Leidenschaft, versagen mußte. Aber außerordentlich muß doch immer der Eindruck gewesen seyn, den er auf seine Umgebung zu machen wußte, denn er erwarb sich durch seine Reden auch hier in kurzem so viele Verehrer, daß er die Aufmerksamkeit der Sorbonne auf sich zog. Er ward über seine Meinungen zur Rechenschaft gefordert, aber diesmal, da er sich mit Klarheit und Würde gerechtfertigt hatte, ehrenvoll entlassen.

Hier in Paris reifte sein lange gehegter Plan, einen Orden zu stiften. War ihm auch das Ganze seines Vorhabens jetzt noch nicht klar, so warb er doch immer im Voraus für die neue Gesellschaft. Seine ersten Anhänger waren fünf Spanier, Franz Xaver, Jacob Lainez, Alfons Salmeron, Nicolaus Bobadilla und Simon Rodriguez, und ein Savoyarde Namens Peter Le Fevre. Er ließ sie am 15. August 1534 auf eine geweihte Hostie schwören, nach geendigtem theologischen Cursus allen weltlichen Dingen zu entsagen, und mit ihm zuerst nach Rom und dann nach Palästina zu gehen. Da er aber zuvor sein Vaterland gern noch einmal wiedersehen wollte, so verließ er sie im Herbst 1535, und verabredete mit ihnen, daß er sie in Venedig wieder treffen wolle.

Seine Reise durch Spanien — wie gewöhnlich im dürftigsten Aufzuge — war ein steter Wechsel von Predigen, Bekehren, Krankenpflegen und Betteln. Man kannte ihn nun schon überall, und verehrte ihn wirklich wie einen Heiligen. Seine Verwandten wollten ihn bereden, in Guipuzcoa zu bleiben, aber vergeblich. Er landete in Genua, pilgerte zu Fuße nach Venedig, und hatte sich auch hier schon durch seine Predigten und seine Enthaltsamkeit einen Namen gemacht, als seine Freunde zu ihm stießen. Sie verweilten hier bis zum Frühjahr 1537, und beschäftigten sich mit Bekehrungen ruchloser Menschen, mit Zuspruch an Sterbebetten, mit Predigen und mit der Verpflegung aller Kranken in dem dortigen Hospitale, wobei sie eine beispiellose Standhaftigkeit und Selbstverläugnung zeigten. Xaver z. B. fand es gar nicht ekelhaft, den Unglücklichen, deren Körper mit den giftigsten Beulen und Geschwüren bedeckt war, den Eiter aus denselben mit dem Munde auszusaugen.

Unterdessen war ein Krieg mit den Türken ausgebrochen, und mit solcher Heftigkeit, daß vor der Hand an keine Überfahrt nach Jerusalem zu denken war. Die Glieder der kleinen Gesellschaft zerstreuten sich daher in die Städte Oberitaliens, trieben ihre christlichen Beschäftigungen fort, und fanden überall Zulauf und Achtung. In Loyola's Kopfe war mittlerweile der alte Plan, einen geistlichen Orden zu stiften, zur völligen Reife gediehen. Aber von dem Zweck, die Ungläubigen zu bekehren, war man nun zurückgekommen. Dafür wollte man sich anheischig machen, das fallende Ansehen des Papstes und der Hierarchie gegen den damals überhand nehmenden Protestantismus zu beschützen. Das tiefsinnige, ununterbrochene Brüten des lebhaft begeisterten Mannes über diesen neuen Plan und über die Mittel zu seiner Ausführung spannte seine Nerven wieder so an, daß er abermals Erscheinungen zu haben glaubte. Christus selber war es, wie ihn dünkte, der im Vorübergehen zu ihm sagte: „In Rom werde ich dich unterstützen."

So ging er dann nach Rom, von Lainez und Le Fevre begleitet, und legte dem Papste ein kleines Geschenk an Gelde zu Füßen, welches die Gesellschaft von dem Ersparten ihrer reichlich erhaltenen Almosen zusammengebracht hatte. Der Papst freute sich dieses Beweises seiner Ergebenheit, und hörte seine Vorschläge mit großer Aufmerksamkeit an. Erwünschter konnte ihm unter den damaligen Umständen nichts kommen, als das Anerbieten, eine geistliche Miliz zu bilden, deren Zweige sich durch alle Länder erstrecken sollten, und die mit aller Macht die Feinde des päpstlichen Stuhls zu bekämpfen unternahm. Er bestätigte feierlich 1540 die neue Brüderschaft, deren Haupt oder General Loyola ward. Sogleich wurden Pro-

felyten aus allen Ständen und Altern geworben, und in kurzer Zeit war die Zahl der Mitglieder schon zu mehreren Hunderten angewachsen.

Die Einrichtung dieses Ordens, der nun von Loyola's letzter Erscheinung den Namen der Gesellschaft Jesu bekam, ist das Werk des feinsten Verstandes. Die Verfassung war monarchisch. Dem General, der in Rom lebte, waren die Häupter der Provinzen, die Provinciale, unterworfen, und von diesen ging wieder, wie bei einem stehenden Heere, eine Reihe von Stufen bis zum untersten Bruder hinab. Durchgängig herrschte die strengste Unterordnung. Über das kleinste Unternehmen und Wirken jedes Einzelnen wurden Verhandlungen geführt, und dem General eingesandt. Über die Aufzunehmenden wurde die strengste Berathschlagung gehalten. Sie mußten eine lange Prüfungszeit überstehen, und die Oberen betrachteten während dieser Zeit aufs sorgfältigste ihre Neigungen und Fähigkeiten, um zuletzt mit Sicherheit entscheiden zu können, wozu ein Jeder am besten zu gebrauchen sey. Die Gewandtesten und Verschlagensten sandte man an die Höfe, und schlug sie zu Beichtvätern oder Prinzenerziehern vor; die Gelehrtesten beförderte man zu Schulämtern, oder überließ sie ihrer Neigung zur Schriftstellerei; die Begeisterten versandte man als Heidenbekehrer. Die Erfüllung des Gelübdes der Armuth erließ man den Ordensgliedern gern, um sie dafür nur desto sicherer an das des Gehorsams zu fesseln. Wer das letztere übertrat, ward sogleich aus dem Orden gestoßen; und damit kein Jesuit durch ein anderes Interesse von dem des Ordens abgezogen würde, wurde ein Gesetz aufgestellt, das die Mitglieder von allen feststehenden Ämtern und selbst von allen kirchlichen Würden ausschloß,

wovon in der Folge nur einige wenige Ausnahmen gemacht worden sind.

Dadurch, daß man Keinen zu einer bestimmten Beschäftigung zwang, und den Mitgliedern die geistlichen Geschäfte anderer Orden, als Beten, Messelesen, Horensingen, erließ, verschaffte man ihnen Zeit und Lust, sich mit den Wissenschaften, ihrer Neigung gemäß, zu beschäftigen. Daher hat der Orden so viele ausgezeichnete Lehrer und Schriftsteller in mehreren Fächern der Wissenschaften aufzuweisen. Diese Vielseitigkeit mußte ihnen offenbar die Achtung des Volks verschaffen. Man verband im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert mit dem Namen Jesuit eben so schnell den Begriff eines brauchbaren und klugen Kopfs, als man jetzt etwa mit dem Worte Herrnhuter den Begriff eines friedlichen und betriebsamen Bürgers verbindet. Was ihnen aber bei der Menge den größten Eingang verschaffte, war die Uneigennützigkeit, mit der sie sich überall des Jugendunterrichts annahmen. In jenen Zeiten, wo gute Lehrer so selten waren, hielt man es für eine göttliche Wohlthat, daß so viele geschickte Leute sich freiwillig erboten, unentgeltlich zu unterrichten. Auch ihre Predigten gefielen weit mehr, als die anderer Geistlichen. Als Beichtiger hatten sie vollends einen ungeheuren Zulauf, denn sie brachten eine moralische Casuistik in Gang, durch welche auch grobe Sünden entschuldigt wurden. So konnte es denn nicht fehlen, daß der Orden in weniger als funfzig Jahren nicht nur über ganz Europa, sondern selbst über die anderen Welttheile verbreitet war *), und unermeßliche Reichthümer erwarb,

*) Als Loyola 1540 den Papst um die Sanctionirung seines Ordens bat, hatte er nur zehn Schüler. Im Jahre 1608 zählte man 10,581 Jesuiten, und 1710 nahe an 20,000.

die er theils freiwilligen Geschenken und Vermächtnissen, theils dem Handel der Indischen und Americanischen Missionäre verdankte. Länger als zweihundert Jahre waren die Jesuiten in den Cabineten und bei politischen Verhandlungen thätig und wirksam, waren im Besitz der Erziehung fast der ganzen katholischen Jugend, in die sie sorgfältig den bittersten Haß gegen den Protestantismus zu pflanzen suchten, verbreiteten das Papstthum in den fernsten Weltgegenden, und errichteten sogar ein großes Reich im Innern von Südamerica in Paraguay. Auch in Asien und Africa gab es bald nach Stiftung des Ordens Jesuiten. Der oben erwähnte Xaver selbst ging als Bekehrer nach Ostindien, Ceylon und Japan, und endigte sein thätiges Leben in China (1552). Ihm folgten viele Andere, und die ersten umständlichen Nachrichten, die wir von jenen Ländern besitzen, rühren von Jesuiten her.

Die Abnahme und die wenigstens für eine Zeit geschehene Aufhebung dieses merkwürdigen Ordens fällt in die letzten Jahrzehende des achtzehnten Jahrhunderts, und soll an seinem Orte erwähnt werden.

---

4. Philipp II.

(1556 — 1598.)

Philipp II., Kaiser Karls V. Sohn und Nachfolger in dessen Erbländern, war ein finstrer, mißtrauischer Fürst. Man sagt, er habe nur ein einziges Mal in seinem Leben gelacht. Sein Plan während seiner langen Regierung war der, alle seine Unterthanen unter das Joch des Despotismus zu beugen, die unbedingte Herrschaft des katholischen Glaubens in seinen und andern Ländern zu er-

halten und sich allen auswärtigen Staaten furchtbar zu machen. Aber nicht an der Spitze seiner Heere wollte er diese Zwecke ausführen, vielmehr wollte er vom Dunkel seines Cabinets aus eine halbe Welt in steter Bewegung erhalten. Hier zeigte er eine unermüdete Thätigkeit, las alle Bittschriften, Briefe und Berichte und bedachte ihre Beantwortung. Er führte eine genaue Aufsicht über Alle, welche Ämter hatten und sich darum bewarben. Sein Standpunkt in Spanien gab ihm indeß eine Einseitigkeit, an der viele seiner Pläne gescheitert sind. Karl V. hatte Spanier, Italiener und Niederländer ziemlich auf gleichem Fuße behandelt. Philipp achtete nur die Spanier, und gestattete ihnen den größten Einfluß auf die übrigen Landschaften, die in seiner Verwaltungsweise nur wie untergeordnete Provinzen Castiliens, als des Hauptlandes erschienen. Darum und wegen seines großen Eifers für den Katholicismus ward er von den Spaniern hoch verehrt. Erzbischöfe, Bischöfe und der ganze Klerus hingen ihm an, und betrugen sich wie die gehorsamsten Unterthanen *).

Um auch die übrigen Länder seiner Monarchie geschmeidiger zu machen, wollte er in Mailand, Neapel und in den Niederlanden die Inquisition einführen, aber überall fand dies Vorhaben den heftigsten Widerstand. In den beiden ersten Staaten gab er noch bei Zeiten nach, aber in den niederländischen Provinzen trieb er die Gewalt so weit, daß das ganze Land in Aufruhr gerieth. Die daraus entstandene höchst merkwürdige Revolution soll in der Geschichte dieser Staaten erzählt werden.

Hätte Philipp alle Folgen dieser Revolution ahnen

*) Ranke, Fürsten und Völker von Süd-Europa, Bd. I. S. 237.

können, so würde er sie nimmermehr veranlaßt haben. Allein er glaubte anfangs, das sey eine recht erwünschte Gelegenheit, die übermüthigen, ihm viel zu reichen, mit viel zu vielen Privilegien begabten Niederländer recht aus dem Grunde zu Paaren zu treiben, und sie auf den Fuß zu bringen, auf dem nun seine frommen Spanier standen. Er wußte nicht, welche Riesenkraft ein Volk hat, das einmal aufgestanden ist, sein gutes Recht zu vertheidigen. Fünfhundert vier und sechzig Millionen kostete ihm der Krieg — nicht zu rechnen die beträchtlichen Einkünfte aus den Niederlanden, die ihm während desselben entgingen, die hohen Zinsen jener größtentheils in Italien erborgten Millionen, und die Menschenmenge, welche dieser langwierige, blutige Krieg dahinraffte. So ist es wol kein Wunder, daß der Herr der Schätze von Mexico und Peru 1596 das Beispiel eines Staats-Bankerotts geben wollte.

Ein zweiter Kampf, der sich fast durch seine ganze Regierung hindurchzog, war der zur See gegen die Türken und Korsaren. Diese argen Feinde waren damals Herren des ganzen Mittelmeeres; sie nahmen alle Schiffe christlicher Mächte weg, landeten oft unvermuthet an den Küsten, und thaten in Sicilien, Neapel, den Balearischen Inseln, ja in Spanien selbst, unglaublichen Schaden. Auf ihre Vertilgung hätte Philipp sein größtes Augenmerk richten sollen, und bei klügeren Maßregeln hätte sie ihm auch gelingen müssen. Sein natürlicher Bruder, Don Johann von Österreich, erfocht am 7. October 1571 an der Spitze von zweihundert und funfzig Spanischen, Venetianischen und Päpstlichen Kriegsschiffen bei Lepanto über die noch weit zahlreichere Türkische Flotte einen der glänzendsten Seesiege. Statt aber die unermeßlichen Vortheile eines solchen Schlages zu ärndten und auf Con-

stantinopel loszugehen, trennten sich die christlichen Heerführer und segelten zurück, weil sie sich über weitere Unternehmungen nicht einigen konnten. Vergebens stellte Don Johann vor, welch ein glänzender Erfolg sich erwarten ließe, wenn man die Türken jetzt zu den Angegriffenen und Bedrohten mache. Philipp und sein Staatsrath waren nicht zu bewegen, die gewohnte Bahn zu verlassen *). Alle Siege hatten nun keinen Nutzen mehr, ja am Ende verlor Philipp noch Manches an der Africanischen Küste, was er im Anfang seiner Regierung besessen oder erobert hatte.

Don Johann war von seinem Vater, dem verstorbenen Kaiser, zum geistlichen Stande bestimmt worden, da er sich aber nicht nur höchst talentvoll, lebhaft, geistreich, zu den Waffen vorzüglich geneigt und geschickt, sondern auch gegen Philipp sehr ergeben und treu bewies, beschloß dieser ihn für den Krieg und die Staatsgeschäfte zu brauchen. Als er aber nach seinem großen Siege über die Türken bat, ihm Tunis zu einem Königreich zu geben, erschrak Philipp, daß der Prinz, dessen Talente seiner Monarchie gewidmet seyn sollten, nach Selbstständigkeit strebte. Indeß vertraute er ihm die Statthalterschaft über die damals in Empörung begriffenen Niederlande an. Und hier verfolgte Don Johann in der That hinter Philipps Rücken allerlei Pläne, welche auf die Erwerbung einer großen Herrschaft zielten. Da nun Philipp den Geheimschreiber Don Johanns, einen feinen Kopf, Namens Escobedo, als den Urheber dieser Entwürfe fürchtete, so gab er seinem Staatssecretair, Anton Perez, den gehei-

*) „Es ist immer eine Haupttendenz der Europäischen Politik gewesen, die Türken zu retten," bemerkt Ranke sehr richtig bei dieser Gelegenheit.

men Auftrag, denselben ermorden zu lassen. Perez war ein verschlagener Höfling, voll Spanischen Stolzes, aber um das Glück des Günstlings zu genießen, scheute er auch ein Verbrechen nicht. Nach vielen mißlungenen Versuchen, Escobedo zu vergiften, griffen ihn endlich die ausgesandten Meuchelmörder einmal auf offener Straße an, und ermordeten ihn. Bald darauf, den 7. October 1578, starb auch Don Johann sehr plötzlich. Freunde und Kinder des Escobedo klagten, und der König, der wol fühlte, daß der Verdacht auf ihn selber falle, wollte die Sache nicht ganz unterdrücken; er ließ indessen den Ausgang des weitläufigen Processes, künstlich genug, so lange verzögern, bis die wenigen Personen, die von seinem gegebenen Befehle wußten, gestorben, und die Papiere, die Perez darüber von ihm in Händen hatte, auf die Seite gebracht waren. Nun fing er die strengste Untersuchung der Mordthat an (1591, also dreizehn Jahre nachher!). Perez wurde eingesperrt und gefoltert. Aber er entkam, und flüchtete nach Aragonien, seinem Vaterlande, wo damals die alte Verfassung des Landes noch in Kraft war. Hier verlangte er, dem Herkommen gemäß, von dem Justitia (Th. VI. S. 387) gerichtet zu werden. Alle Aragonier nahmen sich seiner an, doch die Inquisition, die sich über alle Nationalprivilegien erhaben behauptete, griff auf Philipps geheimen Befehl zu, und bemächtigte sich seiner Person. Darüber stand die Bürgerschaft von Saragossa in Masse auf, denn jetzt galt es die Nationalrechte des ganzen Aragonischen Volkes. Perez entfloh unter der Begünstigung des allgemeinen Aufruhrs; aber Philipp, der sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen wollte, die Freiheiten der Aragonier zu unterdrücken, schickte Castilische Truppen nach Saragossa, den Aufruhr zu dämpfen. Der

Justitia protestirte gegen diesen Eingriff in die Constitution — denn fremde Völker sollten in Aragonien nicht gebraucht werden — und ließ die Waffen ergreifen. Aber die Castilier siegten, der Justitia ward öffentlich enthauptet, andere Häupter des Volkes kamen im Gefängniß um. Und von der Zeit an waren die wichtigsten Freiheiten der Aragonier zerstört, das Gericht dem Könige unterworfen, die Reichsversammlung unter seinem Einfluß, das Land seinen Soldaten geöffnet, die Macht der Inquisition erweitert *). So ertödtet der Despotismus die Lebenskraft der herrlichsten Völker. Alles was Spanien jetzt ist, das hat es solchen verkehrten Eingriffen unweiser Fürsten zu verdanken, die ihr Volk, anstatt es zu achten und höher zu heben, gefürchtet und niedergedrückt haben.

Seit Ferdinands und Isabellens Regierung waren die mit Gewalt zum Christenthum bekehrten Mauren und ihre Abkömmlinge, Moriscos genannt, ein Gegenstand des Argwohns geblieben. Karl V. war anfangs auch hart mit ihnen umgegangen, nachher aber von dieser Behandlungsweise zurückgekommen. Unter Philipps Regierung wurden die Anklagen gegen sie mit größerer Stärke erneuert. Sie sind, hieß es, nur äußerlich Christen, im Herzen aber fortwährend dem Islam zugethan, und daher eine Pest des rechtgläubigen Landes. Wenn Vorstellungen dieser Art, von den Geistlichen erhoben, Philipps religiösen Eifer in Bewegung setzten: so erregte der Zusatz, daß sie mit den Mauren in Africa und den Türken verrätherische Einverständnisse unterhielten, seine politischen Besorgnisse nicht minder. Er sandte Truppen, forderte den Moriscos ihre Waffen ab, und erließ 1568 den Befehl, sie

*) Ranke, a. a. O. S. 252.

sollten fortan ihrer Sprache, Kleidung und ihren eigenthümlichen Gebräuchen entsagen. Weil nun die Moriscos entweder wirklich außer Stande waren, den königlichen Vorschriften sofort zu genügen, da eine Sprache sich nicht so leicht mit einer andern vertauscht, oder weil sie, als heimliche Bekenner der väterlichen Religion, ihren Glauben durch Fortdauer der angestammten Sitten und Gebräuche unter den Ihrigen zu erhalten trachteten: machten sie Vorstellungen, und als diese fruchtlos blieben, griffen sie zu den Waffen (1568). Zwei Jahre vertheidigten sie sich gegen Philipps Kriegsvölker mit großer Tapferkeit; Ströme von Blut flossen, ehe die Empörung gedämpft werden konnte. Nach zahllosen Hinrichtungen wurden die noch übrigen Moriscos aus Granada fortgeschafft und in die inneren Provinzen des Castilischen Reiches versetzt.

In diese Zeit fällt auch das traurige Ende des bekannten Don Carlos, der ein Sohn Philipps von seiner ersten Gemahlin war*). Es soll dieser Prinz als ein Opfer von Philipps Argwohn und Grausamkeit, und zwar durch die Inquisition, deren sich der König dazu bedient habe, gefallen seyn, aber diese Anklage, obschon vielfach nachgesprochen und lange als wahr geglaubt, ist unbegründet. Der Prinz war in vielen Stücken das Gegenbild seines Vaters, dessen Regierungsweise ihm höchlich mißfiel; er war von einer wilden, leidenschaftlichen Heftigkeit, die ihn, zuweilen auch bei sehr geringen Anlässen, zu Ausbrüchen roher Gewalt und Grau-

*) Philipp war viermal vermählt: 1) an Maria, König Johanns III. von Portugal Tochter; 2) an Maria, Königin von England; 3) an Isabella, König Heinrichs III. von Frankreich, und 4) an Anna, Kaiser Maximilians II. Tochter.

samkeit führte, voll Ehrgeiz und nach Thaten und Selbständigkeit durstend. Zur Befriedigung dieses Dranges nahm ihm der mißtrauische, unbeugsame, stets unbedingten Gehorsam heischende Vater alle Gelegenheit und vermehrte dadurch die leidenschaftliche Reizbarkeit des Sohnes, der ohnehin kränklich, mit geringen geistigen Anlagen und mit noch geringerer Entwickelung derselben, sich in seiner heftigen Begierde ganz verzehrte. Der Ausbruch des Aufruhrs in den Niederlanden führte auch seine Katastrophe herbei; denn da ihm sein dringendes Gesuch, in die Provinzen gesandt zu werden, nicht gewährt ward, faßte er den Plan, sich heimlich aus dem Reiche zu entfernen, um sich der Gewalt des Vaters zu entziehen. Philipp erhielt von dem Plane Kunde, und fürchtete, Don Carlos werde Aufruhr gegen ihn erregen und sich mit seinen Feinden verbinden wollen. Dies scheint, zunächst wenigstens, des Prinzen Absicht nicht gewesen zu seyn, aber wie leicht mochte er dazu hingerissen werden. Leidenschaft und Wuth brachten ihn so außer sich, daß er auf Don Johann von Österreich, den er besonders für den Störer seiner Absichten hielt, den Dolch zuckte und ihn ermorden wollte. Geschickt entwand ihm Don Johann die Waffe und brachte sie dem Könige, worauf dieser den Sohn in der nächsten Nacht gefangen setzen ließ. Seine tobende Heftigkeit, die sich, seitdem er eingesperrt war, nur gegen ihn selbst richten konnte, warf den Unglücklichen auf das Krankenlager, und die ungeregelteste Lebensweise, indem er bald gar keine Speise zu sich nehmen wollte, bald die unverdaulichste begierig verschlang, machte seinen Zustand unheilbar. Sein Tod erfolgte am 24. Julius 1568. Wenige Monate nachher starb seine Stiefmutter Elisabeth. Auch

ihren Tod hat man dem Könige zugeschrieben, ohne Beweis nicht nur, sondern auch ohne daß sich ein Grund oder Zweck dieses Verbrechens einsehen ließe *).

*) Über die Geschichte des Don Carlos sind sehr verschiedene Gerüchte in Umlauf gewesen und sehr abweichende Meinungen aufgestellt worden. Der Spanische Hof war natürlich bemüht über die ganze Begebenheit einen Schleier zu decken, dadurch bekamen Philipps zahlreiche Feinde um so bessere Gelegenheit, alle Schuld ihm aufzubürden, und einem Französischen Schriftsteller gelang es, einer romanhaften Darstellung Eingang zu verschaffen, in welcher der Prinz nur trefflich und liebenswürdig erscheint. Um für seinen Helden noch mehr Interesse einzuflößen, läßt er ein Liebesverhältniß zwischen ihm und seiner Stiefmutter, der Königin Elisabeth bestehen. Hierauf hat Schiller sein berühmtes Trauerspiel gegründet. Von der allerentgegengesetztesten Seite hat dagegen in unseren Tagen Llorente, ein Schriftsteller, den Niemand der Parteilichkeit für Philipp beschuldigen wird, den Prinzen und seine Geschichte dargestellt. (Histoire critique de l'inquisition d'Espagne, T. III. p. 127. sqq.) Ihm zu Folge waren Jähzorn, Tücke, Grausamkeit und völlige Geistesbeschränktheit das widerwärtige Gemisch, woraus der Charakter des Don Carlos bestand. Er pflichtet denen bei, welche dem Prinzen die Absicht leihen, seinen Vater zu ermorden, worauf dieser eine besondere Commission niedergesetzt habe, die das Todesurtheil über ihn gesprochen. Ob durch einen Trank die Auflösung des schon zum Tode Erkrankten beschleunigt worden sey, läßt Llorente unentschieden. Er sagt: Je suis fermement convaincu, que la mort de ce monstre a été un bonheur pour l'Espagne: je ne m'en rapporte pas à ce que disent quelques écrivains infidèles, quand ils le représentent comme un jeune prince d'un caractère plein d'amabilité; lorsqu'ils lui supposent avec sa belle-mère une intrigue d'amour, laquelle n'a jamais existé que sous la plume du Français qui a élevé des doutes sur la vertu d'une reine dont l'honneur n'a pu être souillé par la moindre tache, et dont la mort n'a été due qu'à la nature, et nullement au poison. Philippe II était méchant, hypocrite, inhumain, cruel de sang-froid, et capable de tuer son épouse s'il l'avait jugé convenable à ses intérêts, ou bien s'il avait eu quelque motif pour cela; mais ces qualités de Philippe ne sont pas une preuve qu'il ait commis un pareil crime sans un motif réel ou supposé. Indeß ist Manches in Llorente's Darstellung

Wie Philipp II. nach dem Verschwinden des jungen Portugiesischen Königs Sebastian die Hand nach seinem Nachbarlande ausgestreckt, und es durch seinen Feldherrn, den Herzog von Alba, 1581 habe erobern lassen, ist schon in der Portugiesischen Geschichte erzählt worden. Im Jahre 1588 wollte er noch einen Hauptschlag ausführen, mit dem er lange umgegangen war. Er wollte das damals von der berühmten Elisabeth regierte England erobern, und ließ es sich auf diesen Fall vom Papst Sixtus V., da Elisabeth wegen ihres Abfalls von Rom in den Bann gethan war, förmlich schenken. Philipp war von Elisabeth schon vor dreißig Jahren durch einen verschmähten Heirathsantrag beleidigt, späterhin hatte sie dadurch, daß sie den Rebellen in den Niederlanden und dem Don Antonio Hülfe geschickt, ihm in der That Anlaß genug zum Kriege gegeben. Sein religiöser Eifer gegen die protestantische Königin und das zum größten Theile protestantische Land stellte ihm das Unternehmen, England zu erobern, zugleich als einen rühmlichen Kreuzzug vor; er erklärte, daß er die Bezwingung dieser Ketzer als eine Gewissenssache betrachte. Zu diesem Zweck brachte er eine Flotte auf, dergleichen die Welt bis dahin noch nicht gesehen hatte. Er selber nannte sie die unüberwindliche; die Kosten ihrer Ausrüstung berechnete man auf sechzig Millionen Thaler *). Der Herzog von Medina Sidonia sollte sie führen, und mit ihm zugleich sollte der Herzog von Parma von den Niederlan-

übertrieben und irrig. Der im Texte gegebenen Darstellung liegt die umfassende und scharfe Prüfung Ranke's zum Grunde, in den Wiener Jahrbüchern der Litterat. 1829. Bd. XLVI.

*) Eine Million Scudi gab ihm der haushälterische Sixtus V. dazu.

den aus an einer andern Stelle eine Landung in England thun. Doch die berechnetesten Pläne zeigen sich oft als die nichtigsten. Fast von dem Tage an, da die unüberwindliche Flotte aus dem Hafen von Lissabon auslief (27. Mai 1588), hatte sie mit widriger Witterung zu kämpfen. Nach großer Noth erreichte sie die Höhe von England, und ward nun von einer so auserlesenen Anzahl kleiner Geschwindsegler empfangen, daß die großen Spanischen Schiffe, die sich weit schwerfälliger bewegten, nichts ausrichten konnten. Außer diesem Umstande hatten die Engländer noch immer den Vortheil des Windes und der geschickteren Matrosen, und in fünf Gefechten trugen sie jedesmal den Sieg davon. Die Schiffe, welche sie nicht wegnahmen oder in den Grund bohrten, zerschellte der Sturm an Klippen, und nur wenige kamen zerstreut nach Hause, mit diesen der unglückliche Admiral, dem für seinen Kopf nicht ohne Grund bange war. So viele Millionen waren ganz umsonst verschleudert, und der so fürchterlich drohende Feind hatte sich vor ganz Europa lächerlich gemacht. Dennoch zeigte Philipp dabei einen Gleichmuth, von dem sich mehrere Züge in seiner Geschichte finden *). Er hörte die Unglückspost mit großer Besonnenheit an, und erwiederte dem zitternden Admiral, der ihm ausführlich Bericht davon ertheilte, im ruhigsten Tone: „Fassen Sie Sich,

*) Einmal z. B. als er mit seinem Secretär eine ganze Nacht gearbeitet hatte, um wichtige Depeschen nach Frankreich aufs schnellste auszufertigen, verdarb der Secretär in der Hast den wichtigsten Bogen, indem er statt der Streubüchse das Tintenfaß darüber stürzte. Der arme Mann zitterte vor Schrecken am ganzen Leibe, aber Philipp begnügte sich, ihm beide Gefäße nach einander unter das Gesicht zu halten, und weiter nichts dabei zu sagen, als „dies ist das Tintenfaß, und dies ist das Sandfaß."

Herzog, ich habe Sie gegen Menschen, nicht gegen Stürme und Klippen gesandt."

Der Schade, der aus diesem verunglückten Unternehmen entsprang, bestand nicht bloß in dem Verlust der ungeheuren Ausrüstungskosten, sondern auch in den Folgen, welche die gereizte Rachsucht der Engländer seitdem für den Spanischen Handel hatte. Philipp konnte es nämlich nicht verhindern, daß die in den Americanischen Gewässern rastlos umherkreuzenden Englischen Seehelden seine reichsten Schiffe wegkaperten, und die schönsten Spanischen Besitzungen plünderten. Sechzehn Jahre dauerten diese Feindseligkeiten, denen die Spanier keine ähnliche entgegensetzen konnten, bis endlich unter Philipps Nachfolger ein Friede im Jahre 1604 die Mißhelligkeiten ausglich.

Von Philipps nicht minder erfolgloser Einmischung in die Französischen Staatshändel wird an einem anderen Orte die Rede seyn. Nichts schlug nach seinen Wünschen aus, und nach zwei und vierzigjährigem Streben, sich auf den Gipfel der Macht zu erheben, sah er sich zuletzt von seinen auswärtigen Feinden verachtet, und an politischen Kräften so erschöpft, daß er in Spanien durch Geistliche eine Beisteuer von Haus zu Haus für sich einsammeln lassen mußte. Die sichersten Einkünfte des Reichs waren verpfändet, Castilien ganz ausgesogen, und von seiner baar aufgenommenen Schuldensumme (140 Millionen Ducaten) mußten jährlich so ungeheure Zinsen ins Ausland geschickt werden, daß die Einkünfte aus den Mexicanischen und Peruanischen Bergwerken gleichsam nur einen Durchzug durch Spanien machten, um anderen Nationen zu Gute zu kommen. Dazu kam, daß Philipps ewiger Argwohn den Handelsverkehr zwischen

Spanien und seinen Colonieen so beschränkte, daß die letzteren gezwungen wurden, ihre Bedürfnisse fremden Schleichhändlern abzukaufen, wodurch dann der größte Gewinn aus den Spanischen Besitzungen den Engländern und Holländern zufiel.

Philipp hatte übrigens zuerst den Sitz der gemeinschaftlichen Regierung Spaniens nach Madrid verlegt, da Ferdinand und Isabella sich gewöhnlich in Valladolid aufgehalten hatten. Er wohnte jedoch am liebsten in seiner prächtigen Schöpfung zu Escorial, in der Nähe der Hauptstadt, wo er, einem Gelübde zufolge, ein Hieronymitenkloster gestiftet hatte, das noch jetzt zu den berühmtesten Gebäuden in der Welt gehört. Der Grund dazu ist am 23. April 1563 gelegt worden. Die sämmtlichen Kosten des Baues sollen über fünf Millionen Ducaten betragen haben.

Hier im Escorial ist er auch am 13. September 1598 im ein und siebzigsten Jahre seines Alters an einer furchtbaren Krankheit gestorben. Er hatte schon seit Jahren an heftigen Gichtanfällen gelitten; zuletzt aber brachen an mehreren Theilen seines Körpers böse Geschwüre aus, in denen sich Schwärme von Läusen erzeugten, die durch keine Kunst noch Sorgfalt der Ärzte zu vertilgen waren. Auch in dieser schrecklichen Lage, wo er noch über funfzig Tage lebte, verließ den König seine heroische Standhaftigkeit nicht, indem er die furchtbaren Schmerzen mit unerschütterlicher Ergebung trug. Philipp war klein von Person, sonst aber wohlgebildet. Sein gleichnamiger Nachfolger stammte aus seiner vierten Ehe mit Anna von Österreich.

5. Philipp III.

(1598—1621.)

Philipp III. war zwanzig Jahre alt, als er den Thron bestieg. Er war ein guter, frommer Fürst, aber auch einer der schwächsten und willenlosesten. Von seines Vaters Geschäftsthätigkeit war nichts auf ihn übergegangen. Nicht um sich ungestört den Vergnügungen zu überlassen, zu denen er eben so wenig Hang hatte, sondern im Gefühl seiner Schwäche überließ er die ganze Regierung einem Günstling, dem Marquis von Denia, den er zum Herzog von Lerma erhob. Von diesem war er so abhängig, daß ihn Furcht und Zittern befiel, wenn er ihm einmal zu widersprechen wagte. Lerma leitete Alles nach persönlichen Interessen. Sein Geschlecht erhob er so, daß die wichtigsten Ämter des Reiches an dasselbe wie ein Familienbesitz vertheilt schienen. Um den König zu fesseln und unter beständiger Obhut zu halten, bediente er sich des Rodrigo Calderon, der der Sohn eines armen Soldaten war, und es vom herzoglich Lermaischen Pagen zum Grafen von Oliva und Marquis von Siete Iglesias brachte, und ein jährliches Einkommen von hunderttausend Kronen bezog, während in allen Cassen des Reichs der äußerste Mangel war. Lerma fand den Zustand der Finanzen so schlecht, wie er früher geschildert ist. Er mußte nothwendig immer schlimmer werden, und doch verschleuderte der Minister weit mehr als unter der frühern Regierung geschehen war. Man erhöhte den Werth der Kupfermünze, was natürlich keinen andern Erfolg haben konnte, als daß alles Silber aus dem Lande ging. Und als nun im Jahre 1609 die hohe Geistlichkeit, der die Unterhaltung der Missionarien für

die Moriscos längst beschwerlich gewesen war, dem schwachen Könige gar den Befehl ablockte, sämmtliche Moriscos nun ohne alle Ausnahme aus dem Lande zu jagen, so sehr auch die Edelleute der Provinzen, die es betraf, das höchst Verderbliche dieser Maaßregel ins Licht setzten: da verlor Spanien an 800,000 seiner fleißigsten Bewohner, Ackerbauer und Gewerbtreibende, und der hohe Rath von Castilien erklärte acht Jahre nachher dem Könige selbst mit Wehmuth: so sey Spanien nie entvölkert gewesen, wie jetzt; wenn Gott nicht helfe, sey das Reich verloren; überall sehe man Ruinen von Häusern, und niemand baue sie; Städte und Dörfer lägen verödet, und der Ackerbau und alle Gewerbe seyen im tiefsten Verfall. In der That nahmen Bevölkerung und Wohlstand so schnell ab, daß unter andern im Bisthum Salamanca von 1600 bis 1619 die Zahl der Bauern auf die Hälfte, die ihres Rindviehs auf ein Drittheil herabkam. Handel und Gewerbsthätigkeit befanden sich fast gänzlich in den Händen der Fremden, welche fünf Sechstheile des innern und neun Zehntheile des Indischen Verkehrs an sich gebracht hatten *). Die Regsamkeit des Catalonischen Seehandels war dahin. Dagegen war Spanien überfüllt mit Geistlichen; man zählte 988 wohlbesetzte Nonnenklöster, unter den Mönchen waren allein 32,000 Dominicaner und Franciscaner, und die Cortes klagten, daß, wenn dies so fortgehe, die Geistlichkeit durch Schenkungen und Kauf noch das ganze Königreich an sich bringen werde. Auch als der Herzog von Lerma 1618 von seinem eigenen Sohne, dem Herzoge von Uzeda, verdrängt ward, und dieser an seiner Statt zum obersten

*) Ranke, Fürsten und Völker von Süd-Europa, Bd. I. S. 406.

Minister erhoben, wurde es in Spanien nicht besser Im scharfen Gegensatz mit diesem Verfall stand am Hofe und bei den Granden eine seltsame Mischung von Ceremoniel und Luxus, die auch auf andere Länder übergegangen ist, nirgends aber so schroff dasteht, als in Spanien.

Doch indem wir den beginnenden Verfall der Spanischen Macht am Ende dieser Periode betrachten, dürfen wir nicht vergessen, daß eben diese Zeit in manchem Betracht eine schöne Blüthe der Nation in sich schließt. Die Vereinigung der christlichen Reiche und die endliche Unterwerfung des letzten Maurischen auf der Halbinsel, der Ruhm der Spanischen Waffen durch ganz Europa und der noch weit höhere Glanz der außerordentlichen Heldenthaten des Volkes in einer neuen Welt, in denen selbst die kühnen Erfindungen der Rittergedichte überflügelt schienen; alles dieses, in welchem das rege Ehrgefühl der stolzen Nation sich berauschte, begeisterte sie zu einem Schwunge, der auch auf dem Felde der Litteratur die schönsten Früchte trug. Denn obschon die Inquisition ihr Ziel, die große religiöse Aufregung des übrigen Europa in jenen Tagen von Spanien fern zu halten, erreichte, so wirkte sie dadurch nicht hemmend und schädlich auf die Spanische Poesie ein, weil diese mehr als bei irgend einer andern Nation von den Elementen des Katholicismus durchdrungen ist. Ja es schmolzen diese verschiedenen Bestandtheile des nationalen Lebens so zusammen, daß die berühmtesten Spanischen Dichter durch ihre Thaten eben so sehr an der politischen Wirksamkeit ihres Volkes Theil nahmen, als sie den Ruhm derselben durch ihre Werke verewigten. Garcilasso de la Vega verlor sein Leben in dem Sturm vor einer Festung (1536),

und fand seinen Ruhm in der poetischen Darstellung eines romantischen Schäferlebens; Alonzo de Ercilla (gest. nach 1590) focht gegen die Araucaner in Südamerica, und besang diesen Krieg in seiner Araucana; Miguel de Cervantes Saavedra (gest. 1616), — der berühmte Verfasser des Don Quixote, dieses größten, unerreichten Romans, — in dessen Werken die Spanische Prosa ihre höchste Vollendung erreichte, verlor seinen Arm in der Schlacht von Lepanto; Lope de Vega (gest. 1635), ein Dichter von unerschöpflicher Fülle, diente auf Philipps unüberwindlicher Flotte. Dieser Letztere ist als der eigentliche Begründer des Spanischen Drama zu betrachten, und soll an zweitausend Stücke geschrieben haben. Ihre Vollendung und schönste Blüthe erreichte indeß die Spanische Bühne erst durch Lope's Nachfolger in der nächsten Periode.

IV.

Die Deutschen.

1. Maximilian I.

(1493—1519.)

Wir haben die Geschichte Deutschlands im vorigen Bande (S. 223) beim Tode Kaiser Friedrichs III. abgebrochen. In dieser Zeit, wo in einem großen Theile Europa's darauf hingearbeitet ward, die abgenutzten und verrosteten Triebfedern des alten Staatswesens durch neue mit frischer Kraft wirkende zu ersetzen, wurde auch in unserm

Vaterlande die Nothwendigkeit neuer Belebung gefühlt, leider aber fehlten in dem allmählig zu einer mit höchst losen Banden umschlungenen Bundesrepublik gewordenen Reiche der Gemeingeist und der Sinn für die Ehre und das Wohl des Ganzen, welche die einzelnen Theile desselben wieder auf kräftige und dauernde Weise eng an einander schließen und zu einer Einheit des Wollens und Handelns hätten verbinden können. Eben so hatten die Kaiser weder die Macht noch den tyrannischen Sinn, es auf dem Wege der Gewalt zu versuchen. So ging Deutschland in die neue Zeit über, ohne zu einem kräftigen Staatsganzen zu erstarken und behaftet mit allen Gebrechen der Vereinzelung, so daß die Vortheile wie die Nachtheile der in anderen Ländern mit folgerechter Staatskunst ausgebildeten monarchischen Allgewalt erst später in einzelnen Theilen desselben empfunden wurden. Es hat aber auch die Vereinzelung, wie sie auf der einen Seite hemmend und im Geiste beklagenswerther Selbstsucht wirkte, auf der andern Gutes und Großes zu Tage gefördert, was sich ohne sie nicht so hätte entwickeln mögen.

Der Römische König Maximilian, der seinem Vater Friedrich III. in der Regierung über Deutschland folgte, erweckte durch den ritterlichen Heldenmuth, die vielfachen Einsichten und den kühnen Unternehmungsgeist, die man an ihm kannte, große Hoffnungen von seiner Regierung, von denen indeß wenig in Erfüllung gegangen ist. Was konnte aber auch unter den damaligen Umständen Maximilian thun? Als Kaiser war er der ohnmächtigste und ärmste aller Europäischen Herrscher, denn mit dem vormaligen Glanze der Kaiserwürde waren auch fast alle Einkünfte derselben verloren gegangen. Die Zölle, die

Privilegien, die Judentribute und andere Abgaben, die sonst dem Kaiser gehört hatten, waren allmählig auch in die Cassen der einzelnen Landesfürsten geflossen, und die Städte waren so widerspenstig geworden, daß sie nicht einmal mehr den Kaiser und sein Gefolge frei halten wollten, wenn er sich in denselben aufhielt, wie doch sonst üblich gewesen war. Wie schwer die Stände zu Bewilligungen zu bringen waren, wie geringfügig sie ausfielen und wie langsam und spärlich auch das ihnen endlich Abgedrungene einging, wissen wir aus der Geschichte Friedrichs III. Alles was Maximilian noch vermochte, vermochte er als Herr seiner Erblande (er vereinigte die bisher getheilten Österreichischen Besitzungen wieder); aber in diesen war der Adel nicht der willigste, und die Einkünfte aus denselben reichten für einen vollends so unwirthlichen Haushalter, als er war, bei weitem nicht hin. Sein Credit war so gering, daß sein eigner Gesandter nach Frankreich, nachdem er auf seiner Reise schon funfzig Thaler zugesetzt hatte, nicht weiter gehen wollte, als bis ihm dies Geld ersetzt, und mehreres nachgeschickt würde. Auf einem Reichstage zu Augsburg, 1511, verschwendete er große Summen mit Jagden, Mummereien und Kurzweil, und prangte in einem Waffenschmuck, der über 200,000 Gulden gekostet hatte, während sein Heer aus Mangel an Sold theils darbte, theils sich vom Plündern und Rauben nährte, bis er endlich drei treffliche Städte verpfänden mußte, um Sold bezahlen zu können. Jene geringe Macht und dieser Leichtsinn benahmen seinen kühnsten Entwürfen allen Nachdruck, und machten, daß er fast keinen einzigen seiner Pläne, zu welchem Beharrlichkeit erfordert ward, bis zu Ende ausführen konnte. Das mochte er wol selbst

fühlen, indem er die so häufig an ihn ergangenen Aufforderungen, mit der Geistlichkeit eine Reform vorzunehmen, so launig ablehnte. „Wenn Gott nicht besser für seine Kirche sorgt, pflegte er zu sagen, als ich armer Jäger und der versoffene Julius *), so wird nicht viel daraus werden."

Die Dürftigkeit der ihm zu Gebote stehenden Mittel ist denn auch vorzüglich Ursache geworden, daß die Handlungsweise, die er während seiner Regierung befolgte, jenem ritterlichen, offenen Wesen, das seine Jugend verhieß, nicht entsprach. Seiner Stellung nach wollte und konnte er sich von dem damals höchst belebten und bewegten Schauplatze der Europäischen Staatskunst nicht zurückziehen, da er sich aber an Macht mit den wichtigsten seiner Nebenbuhler nicht messen konnte**) und diese stets durch ein ränkevolles, hinterlistiges Spiel zu ihrem Ziele zu gelangen suchten, sah auch Maximilian sich immer mehr in diesen künstlichen Geweben verstrickt, und zog doch gewöhnlich den Kürzern. Indeß ist es ihm durch glückliche Heirathsstiftungen in seinem Hause gelungen, für künftige Größe desselben zu sorgen, wie er selbst durch seine Vermählung mit Karls des Kühnen

*) Papst Julius II.

**) Maximilian sah dies selbst wohl ein, und drückte sich einmal folgendergestalt sehr derb darüber aus: der König von Frankreich herrsche über Esel, denn sie trügen was er ihnen auflege; der König von England über Engel, den sie vollbrächten alles Gebotene willig; der König von Spanien über Menschen, denn sie folgten ihm, aber nur in rechten und billigen Dingen; er selber aber über Könige, denn seine Fürsten gehorchten ihm nur, so viel ihnen beliebte. Auch pflegte er zu sagen: Wenn er Gott wäre und zwei Söhne hätte, müßte der älteste Gott nach ihm und der andere König in Frankreich seyn.

Tochter Maria den größten Theil der Burgundischen Erbschaft an seine Nachkommen brachte. Indeß starb ihm diese Gemahlin, wie wir wissen (Th. VI. S. 257), sehr früh, und eine zweite, mit der er die Französische Provinz Bretagne zu erwerben dachte, entriß ihm ein glücklicherer Nebenbuhler, der König Karl VIII. von Frankreich, nachdem er schon mit ihr verlobt gewesen war. Frankreich trat ihm überhaupt bei allen Gelegenheiten hindernd und feindlich entgegen, so daß er sich ein ordentliches Buch anlegte, welches er sein rothes Buch nannte, worin er alle ihm von diesem Hofe angethane Kränkungen sorgfältig eintrug. Seine dritte Gemahlin war die Tochter des 1476 ermordeten Herzogs Galeazzo Sforza von Mailand. (Th. VI. S. 303). Die Ehe wurde nicht für standesmäßig gehalten, da der Großvater der Braut, Franz Sforza, der durch seine glücklichen Waffen Mailand errungen hatte, von niederer Geburt war, aber die Braut brachte Maximilian ein Heirathsgut von 300,000 Ducaten mit. Gestiftet war diese Ehe durch Ludwig Sforza, genannt Moro, den Oheim der Prinzessin, der für seinen Neffen, den jungen Herzog Johann Galeazzo, die Regierung führte, sie aber mit Verdrängung desselben völlig an sich zu reißen strebte. Darum hatte er sich Maximilian zum Freunde zu machen gesucht. In der That ging dieser darauf ein, und Johann Galeazzo wußte nicht, wie er durch die Mitunterzeichnung des Ehevertrags sein eignes Verderben beförderte. Mit Übergehung des Neffen wurde hierauf nämlich der Oheim durch den Römischen König für den rechtmäßigen Herzog von Mailand erklärt, ein Verfahren, welches, wie unedel es auch in seinen Triebfedern erscheint, doch darin einige Entschuldigung finden kann, daß die Besitznahme

Mailands durch das Haus Sforza von Kaiser und Reich nicht anerkannt war und als unrechtmäßig betrachtet wurde. Wollte dennoch das Reichsoberhaupt ein Glied dieses Hauses mit Mailand belehnen, so konnte ihm nach dem strengen Rechte die Wahl, auf wen diese Verleihung fallen sollte, unmöglich streitig gemacht werden. Da indeß Ludwig Moro die Einmischung Neapels fürchtete, weil Johann Galeazzo's Gemahlin aus diesem Königshause stammte, fand er es für gut, demselben in dem Französischen Könige Karl VIII. einen Feind zu erregen und diesen zur Eroberung Neapels aufzumuntern. Wie Karl 1495 Neapel in der That sehr schnell eroberte, aber auch eben so schnell wieder verlor, und wieder über die Alpen ziehen mußte, wird im folgenden Bande erzählt werden.

Indeß fürchteten mehrere Italienische Staaten die Wiederkehr der Franzosen und beschlossen daher, den Römischen König zu ihrem Schutze herbeizurufen. Allein Maximilians Zug nach Italien (1496) war fruchtlos und beinahe lächerlich, weil es ihm wiederum, wie immer, an Gelde fehlte. Vergebens schrieb er mehrere Reichstage aus, und suchte die Fürsten zu überreden, wie herrlich jetzt die Gelegenheit sey, den alten Glanz der Römischen Kaiserwürde in Italien wieder herzustellen. Sie waren taub gegen diese Lockungen, und sahen in Maximilians Eifer nichts anders, als das eigennützige Bestreben, seine eigene Macht zu vergrößern. Maximilian mußte daher ruhig zusehen, wie die Franzosen das reiche Mailand in Besitz nahmen (1500), und sehr zufrieden seyn, daß der König von Frankreich, Ludwig XII., nur noch die kaiserliche Lehnsherrlichkeit darüber anerkennen wollte, und sich zur Entrichtung einer ansehnlichen

Summe für die Belehnung erbot. Als Ludwig 1507 einen neuen Zug nach Italien unternahm, wurde Maximilian durch den besorgten Papst aufgeregt, und schrieb einen Reichstag nach Kostnitz aus, wo er von den Ständen ein Heer zu seinem Römerzuge begehrte, und diesmal wirklich Gehör fand. Aber obschon die ganze Bewilligung sich nur auf 12,000 Mann und 120,000 Gulden belief, so blieb doch die Ausführung hinter dem Versprechen noch so weit zurück, daß Maximilian den Zug mit seinen eignen Kräften antreten mußte. Nun aber weigerte die Republik Venedig den Durchzug; auch der Papst kam, da die Franzosen indeß Italien wieder geräumt hatten, auf andere Gedanken, und Maximilian, der unter diesen Umständen das Vorhaben, an der Spitze seiner Truppen nach Rom zu kommen, aufgeben mußte, legte sich am 3. Februar 1508 zu Trident selbst den Titel eines erwählten Römischen Kaisers bei, wozu der Papst seine Zustimmung gab. Die Ankunft einiger Reichsvölker gab ihm zwar darauf den Gedanken ein, die Venetianer für ihre Anmaßung zu züchtigen, aber es geschah dies mit so schlechtem Glücke, daß einer seiner Heerhaufen von den Venetianern bis zur Vernichtung besiegt ward.

So schlecht indeß dieser Italienische Zug abgelaufen war, so ließ sich Maximilian doch 1509 noch einmal in eine ähnliche Unternehmung ein, indem er sich der Ligue von Cambray anschloß. Durch dieses Bündniß traten vier mächtige Fürsten zusammen, um die so hoch gestiegene Macht Venedigs zu schwächen, und dieser Republik alle die Landschaften und Städte wieder abzunehmen, die sie seit einem Jahrhundert an sich gerissen hatte. Die vier Verbündeten waren der Papst Julius II., der König

von Spanien Ferdinand der Katholische, der König von Frankreich Ludwig XII., und Kaiser Maximilian. In solcher mächtigen Verbindung glaubte der Letztere doch ganz gewiß gedeckt zu seyn; aber wie schlecht kannte er seine Leute! Als der Papst und Ferdinand erlangt hatten, wonach sie trachteten, setzten sie sich mit den Venetianern, und traten von dem Bündniß ab. Zuletzt behielt Maximilian nur Roveredo und einige andere eingenommene Plätze, mußte sich aber dazu verstehen, Verona, die wichtigste seiner Eroberungen gegen eine Zahlung von 200,000 Ducaten wieder herauszugeben.

Während der Kaiser so seine Blicke stets auf Frankreich und Italien gerichtet hatte und die Deutschen Stände vergeblich zu einer nachdrücklichen Unterstützung seiner Pläne zu bewegen suchte, waren weder er noch die Fürsten ernstlich bemüht, den furchtbaren Einfällen der Türken zu steuern, die Sicherheit, Gut, Freiheit und Leben der Nation unaufhörlich bedrohten. So wenige Befriedigung indeß die äußeren Verhältnisse des Reiches während Maximilians Regierung gewähren, so wohlthätig und folgenreich ist sie doch durch die während derselben zu Stande gekommene innere Friedensstiftung Deutschlands geworden. Als nämlich Maximilian auf einem 1495 zu Worms gehaltenen Reichstage Hülfe gegen die Türken und die Franzosen forderte, kam von Seiten der Fürsten die schon unter Friedrich III. betriebene Sache des Landfriedens und Reichsgerichts (Th. VI. S. 220) wieder in Anregung. Das Bedürfniß eines festen Friedestandes ward von Jahre zu Jahre dringender empfunden; das Gefühl, in welch einem unglücklichen, heillosen Zustande sich die bürgerliche Gesellschaft durch die unaufhörlichen inneren Fehden und Kämpfe, die Große und

Kleine wider einander führten, befinde, war mit einer nicht mehr zurückzuweisenden Stärke erwacht. Maximilian hielt zwar die Einsetzung eines solchen von ihm unabhängigen Gerichts für eine Schmälerung der kaiserlichen Gewalt, ein Gesichtspunct, aus dem auch sein Vater die Sache betrachtet hatte; als aber die Stände erklärten, ehe beständiges Gericht, Frieden und Recht angeordnet wäre, sey an keine Hülfe zu denken, gab er nach. So kam denn wirklich zu Worms (7. Aug. 1495) die Sache zu Stande. Es ward festgesetzt: Niemand solle von nun an mehr den Andern befehden, berauben oder beschädigen, Niemand Einen, der es thäte, beherbergen; wer es aber thäte, der solle in die Reichsacht verfallen, und damit sein Leib und Gut Jedem preisgegeben seyn. Wer an einen Andern Ansprüche habe, solle ihn gerichtlich bei dem Reichskammergericht belangen. Dies Gericht sollte aus einem Kammerrichter, als Vorsitzer, und sechzehn Urtheilern (Beisitzern), die zur Hälfte aus der Ritterschaft, zur Hälfte Rechtsgelehrte seyn sollten, bestehen. Die Kosten der ersten Einrichtung und die Besoldungen der Richter für die ersten vier Jahre wurden aus einer allgemeinen Auflage, die man den gemeinen Pfennig nannte, bestritten; nachher schossen die Fürsten und Städte verhältnißmäßig das Erforderliche zusammen. Sobald zu Worms Alles in Ordnung gebracht war, begab sich der Kaiser selbst mit den erwählten Richtern nach Frankfurt, nahm sie in Pflicht, und übergab dem Grafen Eitel Friedrich von Zollern, als erstem Kammerrichter, feierlich den Scepter oder Richterstab. Von Frankfurt wurde das Gericht späterhin nach Speier, und von da 1693 nach Wetzlar verlegt.

Es dauerte indeß eine geraume Zeit bis die wohl-

thätigen Folgen der neuen Einrichtung ins Leben traten, ja sie drohte nach einigen Jahren wieder ganz zu zerfallen. Als ob kein Landfrieden beschlossen und verkündet wäre, entstand 1503 nach dem Tode des Herzogs Georg von Baiern-Landshut zwischen dem nächsten Lehnsvetter, dem Herzog Albrecht zu München, und dem Schwiegersohn des Verstorbenen, dem Pfalzgrafen Ruprecht, eine blutige Fehde um das Erbe. Da der Rechtsspruch wider den Letztern ausgefallen war, erklärte sich auch Maximilian gegen denselben, mußte sich aber bei dem Kriege gegen ihn und seine Bundesgenossen mit der Hülfe einzelner Reichsstände und des Schwäbischen Bundes begnügen. Nach einiger Zeit wurde der Streit durch einen Vergleich geschlichtet, in dem die Söhne des während des Kampfes gestorbenen Pfalzgrafen nicht leer ausgingen. Das seit dem Tode des Kaisers Ludwig getrennte Hauptland Baiern wurde damals wieder zu einem Ganzen vereinigt. Auf dem Reichstage zu Köln (1505), wo der Vertrag geschlossen wurde, ward auch das Kammergericht wieder hergestellt, und 1512 endlich auch der wichtige Punct, wie die Schlüsse des Gerichts gegen mächtige Stände in Vollziehung gesetzt werden sollten, erledigt. Zu dem Ende ward das Reich, statt der früher beliebten sechs, in zehn Kreise eingetheilt, deren Rang genau bestimmt wurde, und von denen jeder einzelne als ein geschlossener Bund, dessen Glieder im Nothfall für Einen Mann stehen mußten, betrachtet ward. Jedem dieser Kreise wurde ein Hauptmann vorgesetzt, dem die Vollstreckung der rechtskräftig gewordenen Kammergerichtsurtheile zustand.

Während so die Aufrichtung einer festen bürgerlichen Ordnung in Deutschland nur langsam gedieh, eilte das

Glück den Stamm des Kaisers zu heben und zu schmücken. Daß durch die Heirath seines einzigen Sohnes Philipp mit der nachher in Wahnsinn verfallenen Johanna von Spanien (oben S. 133) sein Enkel Herr dieses Landes werden würde, war schwerlich zu erwarten gewesen. Johanna war damals erst die dritte Erbin Castiliens und Aragoniens; wer konnte glauben, daß ihr blühender Bruder, der Prinz Johann, und ihre gleichfalls gesunde Schwester, die Kronprinzessin von Portugal, noch vor ihr sterben würden? Und doch kam es so; Johanna blieb von allen Kindern Ferdinands und Isabellens allein übrig, und ihr Gemahl, der schöne Erzherzog Philipp, starb, wie wir oben gesehen haben, gleichfalls sehr früh, und hinterließ sechs unmündige Kinder.

Von diesen Kindern war Karl, der älteste Prinz (nachheriger Kaiser Karl V.), der entschiedene Erbe Spaniens, Neapels, Siciliens und der Niederlande. Ihn und seinen Bruder Ferdinand mit reichen Gemahlinnen zu versorgen, war des Großvaters Maximilian eifrigstes Bestreben. Noch als sie kleine Knaben waren, warb er schon Königstöchter für sie zu Bräuten in England, Frankreich und Ungern, und baute auf diese künftigen Verbindungen schon die herrlichsten Luftschlösser *) Mit Karl gelang es ihm nicht, indem alle seinetwegen angestellten Verhandlungen wieder zerfielen, aber für Ferdi-

*) Überhaupt war er rasch in Combinationen und kühn im Hoffen, und betrog sich selbst am meisten. So hatte er einmal den Plan, Papst zu werden, und ein andermal, da er mit Ferdinand dem Katholischen gut stand, versprach er diesem, ihm die Kaiserwürde über Italien zu verschaffen. Als er die Verbindung mit Ungern so heftig betrieb, versprach er gleichfalls dem Ungerischen Prinzen Ludwig die Kaiserwürde und die Krone von Neapel.

nand knüpfte er nach langen Unterhandlungen glücklich eine Verbindung in Ungern an. König Wladislav von Böhmen und Ungern (Th. VI. S. 222) versprach ihm nämlich 1506 seine einzige Tochter Anna, die damals drei Jahre alt war, zur Braut für den vierjährigen Ferdinand, und seinen damals noch nicht gebornen, aber gehofften Sohn zum Bräutigam für Maximilians Enkelin Maria. Das ist der nachherige Ludwig II. der Frühzeitige, der als ein seltenes Beispiel von Übereilung der Natur berühmt geworden ist. Er kam zu frühzeitig, fast noch ganz ohne Haut, auf die Welt, hatte im vierzehnten Jahre schon vollkommenen Bart, im achtzehnten graue Haare, und ward im zwanzigsten auf der Flucht nach der unglücklichen Schlacht bei Mohacz (1526, 29. Aug.) von den Türken getödtet. Diesem raschen Processe der Natur war auch der Lauf seiner Schicksale ganz angemessen. Er war schon verlobt, ehe er noch geboren war, wurde im zweiten Jahre gekrönt, folgte im zehnten in der Herrschaft, und heirathete im funfzehnten. Der Vertrag, welcher die Wechselheirath festsetzte, ward 1515 bei einem Besuche, den die Könige von Ungern und Polen dem Kaiser in Wien abstatteten, bekräftiget.

Maximilians letztes Bestreben war, 1518 auf einem Reichstage zu Augsburg, seinem ältesten Enkel Karl, der nun schon König von Spanien war, die Römische Königskrone zu verschaffen. Dieser Absicht wirkte aber der Papst durch geheime Unterhandlungen entgegen, und einige Kurfürsten widersetzten sich öffentlich. Mißmuthig und kränkelnd verließ Maximilian hierauf Augsburg, und ging nach Tyrol. Hier erfuhr er noch eine Kränkung. Die Bürger zu Inspruck, denen er von vorigen Zeiten her noch Zehrungskosten schuldig war, weigerten sich sein

Gefolge aufzunehmen, und ließen Wagen und Pferde in der rauheſten Witterung auf der Straße ſtehen. So viel galt damals ein Römiſcher Kaiſer in ſeinem eigenen Lande! Seine Krankheit nahm von da an plötzlich zu, und er ſtarb noch auf dieſer nämlichen Reiſe zu Wels in Oberöſterreich, den 12. Januar 1519.

---

2. Zuſtand der chriſtlichen Kirche.

In Kaiſer Maximilians letzte Regierungsjahre fällt der Anfang der berühmten Streitigkeiten, welche mit dem Abfalle eines großen Theils der Europäiſchen Staaten von der Herrſchaft des Papſtes endigten. Ehe wir uns zu dieſen ſelbſt wenden, iſt es nothwendig, einen Blick auf den damaligen Zuſtand des Chriſtenthums zu werfen, aus welchem die Glaubensverbeſſerung hervorging.

Wir haben in dem vorigen Bande die Sehnſucht der Völker nach einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern kennen gelernt, aber auch geſehen, wie Rom, welches das Netz ſeiner liſtigen Staatskunſt fortwährend um die Europäiſchen Reiche ſchlang, die gerechteſten Hoffnungen zu täuſchen verſtand. Nachdem die Päpſte durch ihre Schlauheit ſelbſt den Gefahren, mit welchen die großen Kirchenverſammlungen des funfzehnten Jahrhunderts ihrem Throne drohten, entgangen waren, glaubten ſie den Stuhl ihrer Herrſchaft feſter als je gegründet und keinen Sturm mehr fürchten zu dürfen. In dieſer erträumten Sicherheit überließen ſich mehrere von ihnen der Verfolgung von Zwecken und einer Lebensweiſe, die unter allen Verhältniſſen höchſt verdammlich, bei den Oberhäuptern der Kirche durch den ſchneidenden

Gegensatz mit ihrer Bestimmung nur noch verabscheuungswürdiger erschienen und ein desto beklagenswertheres Ärgerniß gaben. Alexander VI., den wir im folgenden Bande näher kennen lernen werden, schändete den päpstlichen Stuhl durch einen Wandel, der ihn den Neronen und Heliogabalen zuordnet; sein Nachfolger Julius II. (1503—1513) war nur um politische Zwecke bemüht; der folgende Papst Leo X. (Th. VI. S. 342) war ein feingebildeter Mann von milden Gesinnungen, ein begeisterter Freund und Beförderer der schönen Künste, aber auch der sinnlichen Lust ergeben, und so ungeistlicher Gesinnung, daß ihm die päpstliche Würde hauptsächlich als ein treffliches Mittel prachtvoll und genußreich zu leben galt. Dieselbe Verderbniß hatte sich längst vieler hohen und niederen Geistlichen bemächtigt. Alle Geschichtsbücher jener Zeit sind voll von Schilderungen der Verworfenheit des Klerus, von der Bischöfe und ihrer Untergebenen Stolz, Geiz, Pracht, Üppigkeit und fleischlichen Sünden, von der verhärteten Schamlosigkeit, mit welcher sie ihr Lasterleben gar nicht einmal zu verbergen trachteten. Und wie die Reinheit des evangelischen Wandels durch die schlimmen Sitten der Priester verdunkelt war, so die Kenntniß des Evangeliums durch ihre tiefe Unwissenheit. Theologische Gelehrsamkeit war äußerst selten. „In meiner Jugend, sagt ein Schriftsteller vom Ende des funfzehnten Jahrhunderts, fand man unter tausend Geistlichen kaum einen einzigen, der eine Universität auch nur gesehen hatte.“ Selbst die Kenntniß, welche die Meisten von der Bibel hatten, war äußerst gering, und als bei dem neuerwachten Eifer für die alten Sprachen auch der Hebräische und Griechische Urtext der Bibel bekannter gemacht, und Gegenstand des Studiums der Gelehr-

ten ward, entblödeten die Mönche sich nicht, dies als eine neue und gefährliche Art von Ketzerei zu verschreien. So sehr fürchtete man von einem ernsten Forschen in der Bibel Gefahr für das herrschende System. Ja, man findet ausdrückliche Verbote, mit der Jugend in den Schulen die heilige Schrift zu lesen, denn dem Volke sollte diese Quelle des Glaubens gänzlich entzogen seyn, und für dasselbe überhaupt kein anderes Christenthum Statt finden, als das in den vielen Zuthaten, mit welchen die reine Lehre seit Jahrhunderten beschwert und verdunkelt, und in den vielen äußeren Gebräuchen, mit welchen der Gottesdienst überladen worden war, enthaltene. In Italien, wo die classische Gelehrsamkeit ihre Wiederbelebung erhalten und ihren vorzüglichsten Sitz aufgeschlagen hatte, brachte diese Geistesrichtung dem christlichen Sinne mehr Schaden als Nutzen, und man würde glauben müssen, daß er jenem Lande gänzlich den Rücken gekehrt hätte, wenn nicht aus den erhabenen damals geschaffenen Kunstwerken ein tiefer religiöser Geist spräche. Den Gelehrten aber, die nur für Homer und Plato, für Virgil und Cicero zu schwärmen wußten, war das Wort vom Kreuze ein Gegenstand der Geringschätzung, das für den großen Haufen gut genug sey; sie selbst hatten sich mit der Fertigkeit, den Alten in der Kunst der Rede nachzueifern, auch heidnischen Sinn und heidnische Weisheit zu eigen gemacht, von welchen ihre Ansicht aller Verhältnisse des menschlichen Lebens erfüllt war.

Einer der ärgsten und schreiendsten Mißbräuche des damaligen Kirchenwesens, der den nächsten Anlaß zur Reformation in Deutschland gab, war der Ablaßhandel. Ablaß war in der ältesten Kirche eine Erlassung der kirch-

lichen, d. h. der von einer Gemeine, von Bischöfen oder Synoden einem groben Sünder auferlegten Strafen oder der Kirchenbuße, in so fern sich der Sünder nämlich durch aufrichtige Reue und wirkliche Besserung derselben würdig mache. Nach und nach fand der Gedanke Raum, daß irgend ein gutes Werk, als Almosen, Fasten, Wallfahrten u. dgl. an die Stelle der Büßung treten könne, und die Bischöfe fingen an, auch Denen wenigstens einen Theil der auferlegten Buße zu erlassen, welche zu einem frommen Zwecke eine Beisteuer an Gelde entrichten würden. Der Ursprung dieser Gewohnheit ist in dem uralten Grundsatze des peinlichen Rechts bei den alten Deutschen zu suchen, der für die schwersten Verbrechen eine Lösung an Gelde festsetzte, da den neubekehrten Völkern die kirchlichen Verhältnisse oft nur durch Übertragungen aus ihren bürgerlichen begreiflich und annehmlich gemacht werden konnten. Auch hütete sich die ältere Kirche wohl, dabei den Schein des Eigennutzes auf sich zu laden, denn die eingehenden Gelder wurden in der That noch für die Armen verwandt *). Immer war auch dem Mißbrauche noch dadurch sehr vorgebeugt, daß jede Sünde ihre besondere Büßung oder eine besondere Lösung derselben forderte. Aber Alles gewann eine andere Gestalt, als die Päpste bei Gelegenheit der Kreuzzüge mit einem vollkommenen Erlaß jeder begangenen Sünde (indulgentiae plenariae) für alle diejenigen hervortraten, welche an den heiligen Kriegen Theil nehmen würden. Nicht lange, so wurde dem Ablasse, nach Gutdünken der Päpste, auch für andere Leistungen dieselbe Ausdehnung gegeben. Die Kirche verstand unter den Strafen, welche

*) Planck, Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung, Th. II. S. 295 und Th. III. S. 678.

sie erließ, freilich nur die canonischen und zeitlichen, sie erklärte, daß der Ablaß nur Denjenigen wahrhaft nützen könne, die ihre Sünden auch innerlich und mit dem festen Vorsatze der Besserung bereuten und aufrichtig beichteten; aber bei der großen Wichtigkeit, die dem Ablaß gegeben wurde, war es natürlich, daß der große Haufe von diesem Zusatze wenig Kunde nahm, und sich einbildete, daß er durch die bloße Erfüllung der von der Kirche vorgeschriebenen Bedingung auch allen göttlichen Strafen entgehe. Um die Rechtmäßigkeit des allgemeinen Ablasses zu begründen, erfanden die Scholastiker die Lehre von dem überfließenden Schatze der Verdienste Christi und der Heiligen. Denn da diese, lehrten sie, unendlich mehr gethan haben, als sie nach dem göttlichen Gesetze schuldig gewesen, so käme der Überschuß ihrer guten Werke allen Christen zu Gute und bilde einen Schatz für die Kirche, über welchen dem Papst, als Statthalter Christi, die Verfügung zum Besten aller Sünder zustehe.

Niemals war die päpstliche Sündenvergebung mit mehr Feierlichkeit angekündigt worden, niemals hatte sie sich in einer solchen Ausbreitung und in einem solchen Glanze gezeigt, als in dem Ablaß- und Jubeljahr, welches Bonifacius VIII. im Jahre 1300 zu Rom anordnete. Er verleihe, sagt er in seiner desfalls erlassenen Bulle, Allen, welche in diesem Jahre in die Kirchen der Apostel Petrus und Paulus bußfertig kommen, oder solches im folgenden hundertsten Jahre thun würden, nicht allein eine vollkommene, sondern die allervollkommenste (plenissimam) Vergebung ihrer Sünden. Der Erfolg war außerordentlich; aus allen Landen der Abendländischen Kirche strömte eine zahllose Menge herbei, woraus der heilige Stuhl und die Bewohner von Rom so gro-

ßen Vortheil zogen, daß Clemens VI. beschloß, zur Wiederholung dieser Feier nicht das Ende des Jahrhunderts zu erwarten, sondern das nächste Jubeljahr schon im Jahre 1350 zu halten. Die Zahl der Pilger, die bis Ostern dieses Jahres nach Rom strömten und es wieder verließen, belief sich, nach der Angabe eines Zeitgenossen, des Florentinischen Geschichtschreibers Villani, auf zehn bis zwölfmalhunderttausend; zur höchsten Freude der gewinnsüchtigen Römer, die sich dadurch — im vollsten Gegensatze mit dem Erfolge unserer Tage — außerordentlich bereicherten *) Nun ließen es die folgenden Päpste auch dabei nicht bewenden. Urban VI. setzte 1389 das Jubeljahr auf jedes drei und dreißigste Jahr, und Paul II. 1470 auf jedes fünf und zwanzigste. Als es Alexander VI. im Jahre 1500 beging, erklärte er in seiner Ankündigungsbulle, daß er zugleich auch den Seelen im Fegfeuer aus väterlicher Zuneigung Hülfe leisten wolle. Er verstatte also, daß, wenn Christen für jene Seelen während des Jubeljahrs einiges Almosen spenden würden, der vollkommene Ablaß den Seelen im Fegfeuer zur völligen Erlassung ihrer Strafe dienen sollte. Die Behauptung, daß die Wirksamkeit des Ablasses sich auch auf das Fegfeuer erstrecke, war nicht neu, erhielt aber erst jetzt durch einen päpstlichen Ausspruch ihre Bestätigung. Und dies wagte ein Papst zu thun, welcher der göttlichen Barmherzigkeit vielleicht mehr bedurfte, als irgend einer unter den Tausenden, welche die Sündenvergebung aus seinem Munde gläubig empfingen.

Wie es zu keiner Zeit in der Kirche an Männern gefehlt hat, welche gegen die herrschenden Mängel auf-

*) Schröckh Kirchengeschichte, Th. XXXIII. S. 464.

traten und sie kühn und freimüthig bekämpften: so vermehrten sich diese Streiter auch zu einer Zeit, wo die Verderbniß immer tiefer, die Gefahr, das reine Christenthum unter so vielen Übeln erdrückt zu sehen, immer drohender, die Waffen zum Angriffe in dem neuerwachten Forschungsgeiste, in dem auch unter Layen verbreiteten Antheil an wissenschaftlichen Kenntnissen, immer schärfer und wirksamer wurden. Zu den Männern, die durch ihre geistreichen und geschickten Angriffe auf die herrschenden Vorurtheile dem kirchlichen Systeme empfindlich schadeten und der Reformation den Weg bahnten, gehört gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts besonders der berühmte Erasmus von Rotterdam (geb. 1467), einer der feinsten Köpfe seines Zeitalters, der bei einer großen und gründlichen Gelehrsamkeit eine aus der vertrautesten Bekanntschaft mit den Werken der Alten hervorgegangene, seltene Gabe der Darstellung besaß, und in seinen zahlreichen Werken die großen und offenkundigen Übel des religiösen Zustandes, das ärgerliche Leben der Geistlichkeit und ihre bejammernswerthe Unwissenheit bald mit strafendem Ernste, bald mit beißendem Spotte angriff. Dennoch wäre durch den ruheliebenden, jedem kräftigen Schritte, jeder durchgreifenden Maaßregel, jeder offenbaren Spaltung der Kirche abholden Erasmus nie eine Reformation zu Stande gekommen. Dies große Werk war einem Manne vorbehalten, dessen Beredsamkeit weniger fein und geschmackvoll, aber desto kräftiger und hinreißender, dessen Gelehrsamkeit weniger glänzend und umfassend war, aber in dessen Brust ein Feuereifer brannte, der ihn der größten Thaten fähig machte und viele Tausende mit sich fortriß, dessen unwandelbarer Glaube vor keiner Schwierigkeit erschrak, dessen uner-

schütterlicher Muth jeder Gefahr kühn entgegentrat. Dieser Mann ist es, den wir jetzt näher kennen lernen wollen.

---

3. Luthers früheres Leben und der Anfang der Reformation.

Hans Luther, ein armer ehrlicher Bergmann, sonst in einem Thüringischen Dorfe, Möra, zwischen Eisenach und Salzungen wohnhaft, hatte sich mit seiner Frau späterhin nach Eisleben gewandt. Hier gebar die Frau am 10. November 1483 Abends um elf Uhr ein Knäblein, das der Vater gleich am folgenden Tage in der dortigen Kirche*) taufen, und, weil es eben am Martinstage war, Martin nennen ließ. Nicht lange nachher bekam Hans Luther eine bessere Stelle bei den Bergwerken um Mansfeld, und schlug seinen Wohnsitz in diesem Städtchen auf. Hier hielt er sein Söhnchen früh zur Schule an, und trug ihn anfänglich sogar auf seinen Armen hin. Doch war diese Zärtlichkeit mit unüberlegter Strenge verbunden, an welche der gute Martin in seinen männlichen Jahren noch oft mit Tadel zurückdachte. „Mein Vater, erzählt er, stäupte mich einmal so sehr, daß ich ihn floh, und ward ihm gram, bis er mich wieder zu ihm gewöhnete. Die lieben Eltern meinten es zwar herzlich gut, aber sie wußten die inge-

*) In dieser Kirche zeigt man noch jetzt den Taufstein, an dem Luther getauft ist, und die Kanzel, von der er in der Folge gepredigt hat. Man hat sie billig stehen lassen, als ihre Unbrauchbarkeit nach einer Reihe von Jahren eine neue nothwendig machte.

nia nicht zu unterscheiden, nach welchen die Strafe einzurichten." Mit gleicher Strafe wurde der arme Knabe von dem tyrannischen Schulmeister in Mansfeld behandelt. Funfzehnmal hinter einander bekam er einmal an einem Vormittage die Ruthe.

Im vierzehnten Jahre gab ihn der Vater nach Magdeburg in die Lateinische Schule; aber da der Knabe in dieser Stadt nur gar zu kümmerlichen Unterhalt fand, nahm er ihn wieder weg, und schickte ihn 1498 nach Eisenach, wo die Mutter Verwandte hatte. Aber diese mögen auch wol wenig für ihn gethan haben, denn auch hier mußte er, wie in Magdeburg, sein Brot mit Singen vor den Häusern verdienen, und bekam vor mancher Thür statt des gehofften Brotes nur schnöde Worte, bis eine gutmüthige Frau sich seiner Schüchternheit erbarmte, und ihn mit Bewilligung ihres Mannes in ihr Haus nahm. Das machte seinen drückendsten Sorgen ein Ende, und gewährte ihm ruhige Muße zum Studiren. Es ist sehr angenehm, ihn als Mann über diese Verhältnisse sprechen zu hören. „Verachte mir nicht, sagt er irgendwo, die Gesellen, die vor der Thür panem propter deum suchen und den Brotreigen singen. Ich bin auch ein solcher Parthekenhengst gewesen, und habe das Brot vor den Häusern genommen, sonderlich zu Eisenach in meiner lieben Stadt. Wiewol mich hernach mein lieber Vater mit aller Liebe und Treue auf der hohen Schule zu Erfurt hielt, und durch seinen sauern Schweiß und Arbeit dahin geholfen hat, da ich hinkommen bin. Aber dennoch bin ich ein Parthekenhengst gewesen, und nach diesem Psalm durch die Schreibfeder so weit kommen, daß ich itzt nicht wollte mit dem Türkischen Kaiser beuthen, daß ich sein Gut sollte haben und meiner Künste entbehren."

In dieser Stelle sagt er uns selbst, daß er nach vollendeten Schulstudien die Universität zu Erfurt bezogen habe. Dies geschah am 17. Juli 1501. Er ließ sich hier die Werke der scholastischen Philosophen und von den alten Classikern besonders den Cicero, Virgil und Livius erklären. Gegen jene empfand er schon früh den Widerwillen, dessen Ursachen ihm in der Folge erst klar wurden. Jede Stunde, die er von seinen bestimmten Studien erübrigen konnte, brachte er auf der Universitätsbibliothek zu; und hier war es, wo er zum ersten Male eine vollständige Bibel, doch nur in der Lateinischen Übersetzung, zu Gesichte bekam. Seine Verwunderung darüber erzählt er uns selbst. „Da ich zwanzig Jahre alt war, sagt er, hatte ich noch keine Bibel gesehen, ich meinte, es wären keine Evangelia und Episteln mehr, denn in den Postillen sind. Endlich fand ich in der Liberey zu Erfurt eine Bibel, die las ich mit größter Verwunderung." So selten war damals das Buch, das jetzt in jedem Bauernhause zu finden ist.

Sein übertriebener Fleiß und die ärmliche Kost verzehrten sichtlich seine körperlichen Kräfte. Er kränkelte fast immer, und sah blaß und mager aus. Dennoch ließ er nicht ab, vielmehr betrachtete er die philosophische Doctorwürde, die er 1505 erhielt, als einen Beweggrund, sich noch eifriger anzustrengen. „Nun vollends, schrieb er, darf des Studirens kein Ende für mich seyn, will ich anders den Deutschen Magistern keine Schande machen." Er las nun selber Collegia über Aristoteles Physik und Ethik und andere Theile der Philosophie, und rüstete sich während dessen zum Studium der Rechte, worauf sein Vater immer mit Ernst bestanden hatte.

Aber seine innerste Empfindung widersprach dieser

Beschäftigung. Ein Rechtsgelehrter zu werden, und sich in die verworrenen Händel, in die geräuschvollen Strudel des wildesten Lebens zu stürzen, das er nie in der Nähe gesehen hatte, und das er aus einem dunkeln Gefühl verabscheute — es war ihm, als könnte das gar nicht seine Bestimmung seyn. Tief beunruhigt durch solche Gedanken, stand er eben im Begriff zu seinen Eltern zu reisen, als er eines Morgens zu seinem Freunde Alexis kam, und diesen, von bösen Buben ermordet, in seinem Blute schwimmend fand. Höchst bestürzt und bewegt machte er sich auf den Weg. Auf der Rückreise ward er von einem heftigen Gewitter überrascht; ein Blitzstrahl fuhr nicht weit von ihm in die Erde, und raubte ihm alle Besinnung *). In dieser Fügung glaubte er deutlich Gottes Finger, der ihn so wunderbar erhalten, zu sehen, und ein längst schon leise in ihm aufgestiegener Gedanke, sein Leben Gott zu weihen, ward nun zum festen Entschlusse. In der Nacht nach dem 17. Juli, nachdem er, ohne ein Wort von seinem Vorhaben zu äußern, seinen sämmtlichen Freunden einen kleinen Valetschmaus gegeben hatte, machte er sich auf den Weg nach dem Augustinerkloster (in Erfurt) und ward eingelassen. Nur ein Exemplar von Plautus und Virgil begleitete ihn in seine Zelle; alles andere, was er besaß, ließ er in seiner ehemaligen Wohnung zurück. Am folgenden Tage nahm er von seinen Freunden schriftlich Abschied, schickte der Universität sein Magisterdiplom zurück, und meldete auch seinen Eltern seine plötzliche Standesveränderung. Sein alter Vater ward ganz zu Boden

*) Nach einer andern, weniger glaubwürdigen Erzählung wurde Alexis an Luthers Seite vom Blitze erschlagen. S. Spieker Geschichte Dr. M. Luthers Bd. I. Anm. S. 51.

geschlagen von der Nachricht, und zog seine Hand völlig von ihm ab.

In dem Kloster mußte er alle die niedrigen Dienste verrichten, die jedem Neulinge aufgelegt wurden; man zwang ihn, den Unflath aus den heimlichen Gemächern der Mönche auszutragen, die Kirche auf- und zuzuschließen, die Klosteruhr zu stellen, und mit dem Bettelsack durch die Stadt zu laufen, um von den Bürgern Brot, Eier, Fische, Fleisch und Geld einzusammeln; Geschäfte, die um so empörender für ihn waren, da er als akademischer Docent sich schon einen ehrenvollen Namen in der Stadt erworben hatte. Nach fast zweijähriger Probezeit erhielt er erst die eigentliche Weihe (2. Mai 1507). „Mein Weihbischof, erzählt er selbst, da er mich zum Pfaffen machte, und mir den Kelch in die Hand gab, sprach auf Lateinisch zu mir: Nimm hin die Gewalt zu opfern für die Lebendigen und die Todten. Daß uns da die Erde nicht verschlung, das war unrecht und große Gottesgeduld und Langmuth."

Luthers Seele war von peinlichen Kämpfen zerrissen. Er konnte in der zum bloßen Formelwesen erstarrten Philosophie jener Zeit eben so wenig Beruhigung finden, als in den herrschenden theologischen Ansichten. Er war ins Kloster gegangen, um seine sinnliche Natur durch harte Lebensweise, Fasten und Kasteiungen zu bekämpfen, und vermochte dennoch durch Alles das die sündigen Regungen in seinem Innern nicht zum Schweigen zu bringen. Er sah in Gott nur den furchtbaren, strengen Richter, den er durch keine Mühe werde versöhnen können, und wurde dadurch mit quälender Angst erfüllt. Der Trost, daß nicht die eigne Gerechtigkeit, sondern die freie Gnade Gottes der Grund der mensch-

lichen Seligkeit sey, eine Lehre, die späterhin in seinen theologischen Ansichten eine Hauptrolle spielte, war damals noch nicht in seine Seele gedrungen; ja einmal sperrte er sich mehrere Tage in seine Zelle ein, und würde gewiß darin gestorben seyn, wenn nicht ein treuer Freund die Thür mit Gewalt erbrochen, und den Unglücklichen durch die Kraft der Musik, die er über alles liebte, aus seiner Ohnmacht erweckt hätte.

Zu Luthers Glück kam damals der Generalvicarius des Augustinerordens in Deutschland, der Doctor Johann von Staupitz, ein gelehrter trefflicher Mann, nach Erfurt, um den Zustand des Klosters zu untersuchen. Die ganze Persönlichkeit des jungen Mönchs zog seine Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich. Er ermahnte den Prior, ihn in Zukunft mit weniger Strenge zu behandeln, er selbst begegnete ihm mit zuvorkommender Freundlichkeit, und da er ihn endlich vermocht hatte, ihm in der Beichte sein ganzes Herz zu eröffnen, so suchte er ihn auf alle Weise zu trösten und zu ermuthigen. „Du weißt nicht, Martin, sprach er zu ihm, wie nützlich und nothwendig dir diese Anfechtungen sind. Nicht vergebens versucht dich Gott, du wirst inne werden, daß er sich deiner einst noch zu großen Dingen bedient.“ Diese und ähnliche Reden blieben nicht ohne heilsame Wirkung auf Luthers Gemüth, doch sank er, von den außerordentlichen Anstrengungen des Geistes wie des Körpers gleich sehr erschöpft, um diese Zeit in eine gefährliche Krankheit. Die ganze Angst seines Innern und alle Schrecken seines verwundeten Gewissens erwachten mit doppelter Stärke bei dem Anblick des Grabes. Da eröffnete er die große Unruhe seiner Seele einem alten Mönche, der ihn zu besuchen kam, und dieser, ohne sich in seine Zweifel ein-

zulassen, ermahnte ihn, sich mit festem Glauben an den Artikel des apostolischen Bekenntnisses zu halten: ich glaube eine Vergebung der Sünden. Worte, die wie ein Lichtstrahl in Luthers Seele fielen, und einen außerordentlichen, unverlöschlichen Eindruck auf ihn machten.

Ihn dem steten Sinnen und Brüten zu entziehen, und an einen Ort zu stellen, der für seinen herrlichen Geist ein angemessener Wirkungskreis sey, empfahl ihn Staupitz im Jahre 1508 dem Kurfürsten von Sachsen zum theologischen Lehrer auf der neuerrichteten Universität zu Wittenberg. So wurde er aus seiner Klause in das öffentliche, thätige Leben gerissen. Doch blieb Luther auch dabei noch immer seinem Orden treu, und nahm auch in Wittenberg seine Wohnung wieder in einer Zelle des dortigen Augustinerklosters.

Seine hohe Religiosität bewog seinen Gönner Staupitz, ihn zum Predigen zu ermuntern. Aber dazu trauete sich der schüchterne Mann auch nicht die kleinste Fähigkeit zu. „Herr Doctor, antwortete er einmal, ihr bringet mich um mein Leben, ich werde es nicht ein Vierteljahr treiben." Staupitz versuchte es darauf mit dem Scherze, und bewog ihn zuletzt wirklich zu einem Versuche. Die Gemeine fand gleich so viel Wohlgefallen an seinen Vorträgen, daß sie ihn schon 1509 zu ihrem bestimmten Prediger erwählte. Alle diese Auszeichnungen hatten aber auf seine Bescheidenheit keine andere Wirkung, als daß sie ihn nur zu immer größerm Fleiße in dem Studium der Bibel ermunterten. Die Wahrheiten, die er darin fand, verleideten ihm die scholastische Philosophie immer mehr. „Ich befinde mich, schreibt er 1509 an einen Freund, durch Gottes Gnade recht wohl, außer

daß mir das Studiren der Philosophie schwer eingehet, welche ich von Anfang her lieber mit der Theologie vertauschen wollen."

In einem Gemüthe, das auch das Kleinste auf Gott zu beziehen gewohnt ist, sind plötzliche Veränderungen der äußeren Schicksale von heilsamen Wirkungen begleitet. Alle kleinmüthigen Besorgnisse Luthers, daß Gott ihm seine Gnade entzogen habe, verschwanden, und ein freudiger Muth und ein unerschütterliches Vertrauen auf Gott trat an ihre Stelle. Die Bibel, die ihm die einzige Quelle des Heils und der ewigen Wahrheit war, aus ihrer langen Verborgenheit reißen, seine Gemeine mit derselben bekannt machen, die Zuversicht und den Trost, den er aus ihr geschöpft, tausend Anderen mittheilen zu können; dieser herrliche Beruf, ahnete ihm, möchte wol der Fügung Gottes werth gewesen seyn, durch welche er ohne sein Zuthun aus einem armen, unbekannten Mönch in Erfurt ein öffentlicher Lehrer und Prediger in der Hauptstadt *) geworden sey. Der hypochondrische, schwermüthige Mann ward der heiterste, angenehmste Gesellschafter, und die sonst so stumme Blödigkeit verwandelte sich in die freimüthigste, beredteste Offenheit. Selbst sein äußeres Ansehen gewann an Männlichkeit und Anmuth, wiewol sich das eigentliche Starkwerden erst in seinen späteren Jahren einstellte. Noch 1519 beschrieb ihn ein Leipziger Gelehrter so: „Martin Luther ist von mittelmäßiger Statur, vom Leibe wegen des vielen Studirens mager, daß man fast alle Knochen zählen kann, und von klarer und heller Stimme. Im Umgange ist er höflich und freundlich, hat nichts stoisches oder stolzes

*) Wittenberg war damals die Residenz des Kurfürsten. Dresden und Leipzig gehörten der Albertinisch-Sächsischen Linie.

an sich, ja er schickt sich für jedermann; in Gesellschaft führt er einen muntern und angenehmen Discurs. Ist fröhlich und sicher, sieht immer freundlich aus, wie hart ihm auch seine Widersacher drohen, daß man wol glauben muß, er gehe nicht ohne göttlichen Beistand mit solchen Sachen um ꝛc." Seine Lebhaftigkeit machte ihn auch in fröhlichen Gesellschaften sehr beliebt. Eine Menge drolliger Einfälle, die sich noch von ihm erhalten haben, zeigen von seinem Witz und seiner jovialen Laune. Seine Stimme war etwas hoch, nicht Baß, wie man nach seinem Bildnisse vermuthen sollte; in seiner Jugend soll er einen schönen Alt gesungen haben *). Gesang, Lauten- und Flötenspiel war auch in seinen älteren Jahren noch seine Lieblingsergötzung, er hat auch manches selbst componirt, und war ein so großer Freund der Musik, daß er behauptete, sie sey nächst der Theologie die herrlichste Kunst, und stärke oft mehr als Essen und Trinken.

Im Jahre 1510 ward er nebst noch einem andern Augustiner von dem Convent seines Ordens, man weiß nicht gewiß in welcher Angelegenheit, nach Rom gesandt. Mit aller Ehrfurcht eines katholischen Christen näherte er sich dem Wohnsitz des Statthalters Christi, und mit der heiligsten Andacht klomm er auf den Knieen die Stufen der Peterskirche hinan. Aber zu seiner größten Verwunderung hatte er schon mit jeder Tagereise, auf der er sich Rom genähert, die Sittenlosigkeit der Geistlichen größer gefunden, und in Rom selbst erfuhr er die tollsten Anekdoten von dem liederlichen Leben des Papstes.

*) „Da einsmals St. Pauli schwacher Stimme gedacht, sagte er: Ich habe auch eine kleine und tumpere Stimme; man hört sie aber gleichwol weit, sagt Herr Philippus." Matthesii Pred. XIII.

Ihn empörte der Leichtsinn, mit dem die Italienischen Priester ihre Gebete herplapperten. „Kaum, erzählt er, hatte ich eine Messe gelesen, so fehlte bei ihnen schon keine an der Mandel. Ists doch, als ob man ums Lohn bete." Nachher sagte er oft, er wolle nicht tausend Gulden dafür nehmen, daß er diese Reise nicht sollte gethan haben.

Nach seiner Rückkehr wartete seiner eine neue Ehre. Sein Gönner Staupitz drang in ihn die theologische Doctorwürde anzunehmen, und der Kurfürst Friedrich der Weise, der einmal von seiner Predigt sehr erbaut worden war, bezahlte für ihn die Sporteln (1512). Luther war von der Aufforderung so überrascht, daß er sich zuerst kaum entschließen konnte, bei seiner Jugend eine so hohe Würde anzunehmen; ja er lehnte sie sogar unter dem Vorwande ab, daß er ein schwacher, kränklicher Bruder sey, der nicht lange zu leben habe. Nachdem er sich aber endlich dem Willen seiner Oberen unterworfen, bot er seinen ganzen Fleiß auf, seinem Berufe zu entsprechen. Jetzt erst legte er sich auf die Ursprachen der Bibel, um diese richtiger verstehen zu lernen. In seinen Vorlesungen erklärte er einzelne Bücher derselben, und in seinen Predigten machte er auch das Volk mit derselben bekannt. Je tiefer er in den Geist des Evangeliums eindrang, je gründlicher und klarer erläuterte er die heilige Schrift, und je mehr ihm der einfache Vortrag Jesu und seiner Schüler ans Herz drang, desto widerlicher wurden ihm die spitzfindigen und dunkeln Unterscheidungen der Scholastiker, und schon jetzt fing er an, dadurch Aufsehen zu machen, daß er in öffentlichen Disputationen das Ansehen dieser bisher so hoch verehrten Philosophen aufs tiefste herabsetzte. Da nun von allen seinen

Gegnern keiner die Bibel, auf die er sich unaufhörlich berief, so inne hatte, als er, so trug er in jeder Disputation die Ehre des Sieges davon.

Im Jahre 1517 geschah es, daß der verschwenderische Leo X., der neue Geldsummen, besonders zur Ausstattung seiner Schwester Margarethe brauchte, die Deutschen durch Ausschreibung eines Ablasses, angeblich zum Bau der prächtigen Peterskirche, dazu steuern zu lassen beschloß. Albrecht (ein Bruder des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg), der Erzbischof von Mainz und Magdeburg war, und dem Papste an Liebe zum Aufwande nichts nachgab, übernahm die Generalpacht, und ernannte den Dominicaner Johann Tezel zu seinem Commissarius. Dieser durchreisete nun Sachsen mit zwei großen Kisten, in deren einer er päpstliche Ablaßbriefe für alle mögliche, begangene und noch zu begehende Sünden umhertrug, indeß er das Geld, welches er in diesem unwürdigen Handel den einfältigen Leuten abnahm, in die andere steckte. In allen Städten und Dörfern, durch die er kam, bot er seine Waare feil, und ließ gewöhnlich neben sich ein großes Feuer anzünden, oder ein Kreuz aufrichten. Da er nun mit seltener Unverschämtheit die päpstliche Bulle vorzeigte, kraft welcher er vom heiligen Vater selbst die Macht habe, Sünden zu vergeben; da er behauptete, sein rothes Kreuz mit des Papstes Wappen sey eben so kräftig als das Kreuz Christi; er habe mit seinem Ablasse mehr Seelen erlöset, als Petrus mit seinem Evangelium; ja da er die Leute zu überreden wußte, daß „wenn das Geld im Kasten klinge, die Seele aus dem Fegfeuer springe," so lief Alles herbei, um die herrliche Gelegenheit zu benutzen, und mancher arme Mensch gab seinen letzten Heller für einen Wisch hin, auf dem

ihm die Erlösung seines Vaters oder seines Kindes aus dem Fegfeuer, oder die Vergebung seiner eigenen Sünden verheißen ward. Er hatte auch Milch- und Butterbriefe feil, und wer sich einen dergleichen lösete, der konnte nun ohne priesterliche Ahndung in den Fasten Milch und Butter genießen. Die Preise seiner Zettel waren verschieden, nachdem die Sünden oder die verlangten Wohlthaten waren. Eine Seele aus dem Fegfeuer zu erlösen, kostete nach unserm Gelde etwa vier Groschen. Diese mit so außerordentlicher Unverschämtheit getriebene Ablaßkrämerei fand vielen Anstoß. Die Fürsten beklagten sich bitter darüber, daß ihre Unterthanen auf eine so plumpe Art um das Ihrige betrogen, und ihre eigenen Länder so schändlich ausgesogen würden, wie denn Tezel aus Freiberg allein über zweitausend Gulden weggeschleppt hatte. Auch war das Häuflein derer nicht so klein, die das Unvernünftige des Ablaßhandels einsahen, nur daß es Niemand wagen wollte, gegen einen so hoch autorisirten und so verjährten Aberglauben seine Stimme zuerst zu erheben. Schon oft hatten die Päpste dieses der Religion und Sittlichkeit so verderbliche Gaukelspiel getrieben, ohne einen Schaden davon zu erfahren. Diesmal aber erweckte die Vorsehung einen Mann, der sie ihre Schuld in vollem Maße entgelten ließ *).

*) Molte volte nascono occasioni sufficienti per produrre notabili effetti, e suaniscono per mancamento d'uomini, che se ne sappiano valere. E quello che piu importa, è necessario che per effettuare alcuna cosa, venga il tempo, nel quale piaccia a Dio di corregger i mancamenti umani. Queste cose tutte s'incontrarono nel tempo di Leone, del quale parliamo. Sarpi istoria del concil. Trident. L. I. p. 6.

Als Luther dieses Unwesen in seiner Nähe so wirksam sah, erhob er sich erst in Predigten dagegen, und schrieb an die benachbarten Bischöfe, mit dem Ersuchen, sich einem so groben Betruge zu widersetzen. Da das nicht fruchtete, so schlug er am Abend des 31. October 1517 fünf und neunzig Theses gegen den Ablaß an die Schloßkirche zu Wittenberg an, zu deren Bestreitung in einer öffentlichen Disputation er jeden Sachverständigen einlud. Folgende sind einige der bemerkenswerthesten: „27. Die predigen Menschen Tand, die da fürgeben, daß sobald der Groschen in den Kasten geworfen klinget, von Stund an die Seele aus dem Fegfeuer fahre. 28. Das ist gewiß, alsbald der Groschen im Kasten klingt, daß Gewinnst und Geiz kommen, zunehmen und größer werden, die Hülfe aber oder die Fürbitte der Kirchen steht allein in Gottes Willen und Wohlgefallen. 32. Die werden sammt ihren Meistern zum Teufel fahren, die vermeinen, durch Ablaßbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu seyn. 42. Man soll die Christen lehren, daß es des Papstes Gemüth und Meinung nicht sey, daß Ablaßlösen irgend einem Werk der Barmherzigkeit sollte zu vergleichen seyn. 45. Man soll die Christen lehren, daß der, so seinen Nächsten siehet darben, und desungeachtet Ablaß löset, der löset nicht des Papstes Ablaß, sondern ladet auf sich Gottes Ungnade. 50. Man soll die Christen lehren, daß der Papst, so er wüßte der Ablaßprediger Schinderei, lieber wollte, daß St. Peters Münster zu Pulver verbrannt würde, denn daß es sollt mit Haut, Fleisch und Bein seiner Schafe erbaut werden. 79. Sagen, daß das Kreuz mit des Papstes Wappen herrlich aufgericht, vermöge so viel als das Kreuz Christi, ist eine Gotteslästerung. 81. Solche freche und unverschämte

Predigt und Ruhm vom Ablaß macht, daß es auch den Gelehrten schwer wird, des Papstes Ehre und Würde zu vertheidigen für derselben Verläumdung, oder ja für den scharfen listigen Fragen des gemeinen Mannes." Die fünf und neunzig Sätze liefen flugs durch ganz Deutschland, wurden häufig gedruckt, abgeschrieben, übersetzt und gelesen. Viele freuten sich und bewunderten den Mann, der den Muth gehabt habe, so etwas öffentlich zu sagen. Aber dies geschah doch fast nur im Stillen; die angesehensten Gelehrten der Nation schwiegen, und die Bischöfe äußerten laute Unzufriedenheit. Wer es mit Luthern gut meinte, wünschte, daß auch er schweigen möchte, denn selbst die Verständigsten prophezeihten ihm keinen guten Ausgang. „Frater abi in cellam et dic miserere mei," sagte der Sächsische Geschichtschreiber Albert Kranz, da er die Theses zu sehen bekam. Eben so schüttelte ein alter ehrlicher Geistlicher zu Höxter in Westphalen den Kopf, und sagte: „Min leeve Broder Merten, wo du dat Fegefür un die Papenmarketenderey wegschludern kannst, bist du vorwahr ein groter Herre." Indeß war ein Funke in die Nation gefallen, der, bei der damals fast in allen deutschen Städten herrschenden Mißstimmung zwischen den Magistraten und Bischöfen und bei der großen Zunahme an Bildung im Volke, schnell genug zu einer großen Flamme emporschlug.

Luther war um diese Zeit noch sehr entfernt, das ganze Gebäude der Hierarchie erschüttern zu wollen; er bekennt selbst, er sey damals noch „so trunken, ja ersoffen in den Lehren des Papstes gewesen, daß er schier bereit gestanden, alle diejenigen zu tödten, welche dem Papste auch nur mit einer Sylbe den Gehorsam versagt

hätten." Nur in diesem einen Puncte, glaubte er, mißbrauche der heilige Vater seine Macht, und hier sey es seine Pflicht, ihn aus der Schrift zurechtzuweisen. Von seiner Freudigkeit, für diese Überzeugung Alles zu wagen, sprechen viele Stellen in seinen Schriften. Unter andern sagt er einmal: „Wer etwas Gutes anfangen will, der schaue zu, daß er es anfange, und wage es auf seine Güte, und bei Leibe ja nicht auf menschlichen Trost oder Hülfe, fürchte sich auch nicht für Menschen noch für der ganzen Welt. Denn dieser Vers wird nicht lügen: es ist gut auf den Herrn trauen. Jesus Sirach spricht im 2. Cap.: Schauet, lieben Kinder, unter alle Geschlechter der Menschen, so werdet ihr erfahren, daß je keiner zu Schanden geworden ist, der auf den Herrn vertrauet. Und im 25. Ps.: Alle, die auf dich harren, deren wird keiner zu Schanden. — Wer aber nicht will, noch auf Gott sich wagen oder trauen kann, der lasse es lieber anstehen, und fange ja nichts an, das göttlich und heilsam ist, auf Menschen Trost. Da ich zum ersten den Ablaß ergriff, und alle Welt die Augen aufsperrte, und sich ließ dünken, es wäre zu hoch angehaben, kam mein Prior und Superior zu mir, aus dem Zetergeschrei bewegt, und furchten sich, und baten mich sehr, ich sollte den Orden nicht zu Schanden führen. Da antwortete ich: Lieben Väter, ist es nicht in Gottes Namen angefangen, so ist es bald gefallen; ist es aber in seinem Namen angefangen, so lasset denselben walten. Da schwiegen sie, und gehet noch bisher, wird auch, ob Gott will, noch baß gehen bis ans Ende, Amen!" So unerschütterlich fest stand Luthers Vertrauen. Zugleich mag diese Stelle zum Beispiel dienen, wie so innig der wackere Mann sich den Geist der Bibel angeeignet hatte, daß

seine ganze Redeweise aus ihren Worten zu fließen scheint.

Indeß ließ Tezel durch Conrad Wimpina, Professor der Theologie an der Universität zu Frankfurt an der Oder, Gegensätze wider Luthers Theses schreiben, und auch andere Dominicaner traten mit Schriften auf, in welchen sie Luthers Schritte als unerhörte Verletzungen der Majestät des Papstes verschrieen. Luther ward dadurch zu Antworten und unter andern zu der Behauptung bewogen: wenn der Papst und seine Cardinäle mit diesen ihren unverschämten Lobrednern übereinstimmten, so wäre nicht zu zweifeln, daß Rom der Sitz des Antichrists sey. So entstand zuerst in Luthers Seele der Gedanke, der in der Folge das ganze Gebäude des Papstthums tief erschütterte.

Aber noch hatte er selbst davon keine Ahnung. Ein langer Brief, den er 1518 an den Papst Leo X. schrieb, schloß mit diesen Worten: „Derohalben, heiligster Vater, falle ich Ew. Heil. zu Fuße, und ergebe mich Ihr sammt allem was ich bin und habe. Ew. H. handle mit mir nach Ihrem Gefallen. Es gerathe nun wie es wolle, so will ich nicht anders wissen, denn daß Ew. H. Stimme Christi Stimme sey, der durch Sie handle und rede. Habe ich den Tod verschuldet, so weigere ich mich nicht, zu sterben. Denn die Erde ist des Herrn und was drinnen ist. Er sey gelobt in Ewigkeit, Amen ꝛc. ꝛc." Leo ließ indeß eine Citation an Luther ergehen, binnen sechzig Tagen in Rom zu erscheinen und von seinem Unternehmen Rede und Antwort zu geben. Schwerlich würde Luther, wenn er dieser Aufforderung Folge geleistet hätte, der Verdammung und wol auch dem Tode entgangen seyn. Zum Glück aber mißfiel dies Ansinnen des Papstes

dem Kurfürsten Friedrich, nicht bloß wegen seiner persönlichen Zuneigung zu Luthern, sondern vorzüglich deswegen, weil die noch junge Universität zu Wittenberg, seine Lieblingsstiftung, durch Luthers Ruf so schnell emporgekommen war, daß aus allen Theilen Deutschlands junge Leute nach derselben hinströmten. Ungern würde er eine so wichtige Stütze dieser Anstalt so früh verloren haben, daher ersuchte er den Papst, die Sache in Deutschland abzumachen. Leo, der theils den ganzen Handel keineswegs nach seiner Wichtigkeit durchschaute, sondern noch für eine geringe Mönchszänkerei hielt, theils den Kurfürsten für den Widerspruch gegen die damals betriebene, ihm mißfällige Wahl Karls von Spanien zum Römischen König gewinnen wollte, gab nach. So erhielt denn Luther einen zweiten Befehl, sich vor den päpstlichen Nuntius, den Cardinal Thomas de Vio aus Gaëta (gewöhnlich Cajetanus genannt), in Augsburg, wo dieser sich damals des Reichstags wegen aufhielt, zu stellen. Luther erhielt zwar manche Warnung, auch nicht einmal nach Augsburg zu gehen, und in der That scheint ihm selbst so etwas von Hussens Schicksal vorgeschwebt zu haben. Aber die Wahrscheinlichkeit, sein Leben dort zu lassen, machte ihn nicht zittern. Für seine Lehre, für Gottes Wort den Märtyrertod zu sterben, das hielt er für die höchste Ehre vor Gott und Menschen. „Was kann ich verlieren?" schrieb er einem Freunde. „Mein Haus ist bestellt. Es ist noch übrig der schwache und gebrechliche Leib; nehmen sie diesen, so werden sie mich etwan um zwei oder eine Lebensstunde ärmer machen. Die Seele aber werden sie mir nicht nehmen. Ich weiß, daß das Wort Christi in der Welt von der Art ist, daß, wer solches will tragen, der muß mit den Aposteln alles

verlassen, allem entsagen, und alle Stunden den Tod erwarten. Wo das nicht wäre, so wäre es Christi Wort nicht. Mit dem Tode ist es erkauft, mit dem Tode ist es gepredigt, durch den Tod ist es besiegelt worden, durch den Tod muß es auch erhalten werden. Denn so ist unser Bräutigam uns ein Blutbräutigam. Betet nur, daß der Herr Jesus diesen Geist seines allergetreusten Sünders vernehme und erhalte."

Im Anfange des Octobers 1518 erschien er zu Augsburg, und erst hier erhielt er auf Betrieb einiger Rathsglieder, an die er empfohlen war, sicheres Geleit vom Kaiser. Als er vor dem Cardinal erschien, dachte dieser ihn mit leichter Mühe wieder in den Schooß der Kirche zurückzubringen. Er verlangte, daß er widerrufen, von der fernern Verbreitung seiner Meinungen abstehen und in Zukunft Alles zu vermeiden geloben sollte, wodurch die Kirche beunruhigt und zerrüttet werden könnte. Luther dagegen forderte, daß ihm seine Irrthümer nachgewiesen werden möchten, und berief sich auf die heilige Schrift, während der Cardinal Verordnungen der Päpste anführte. Am folgenden Tage wurde der Streit, nicht minder vergeblich, erneuert. Luther bewies diesmal sogar, daß der Cardinal eine jener Verordnungen falsch auslege. Das Ende der Zusammenkunft war, daß Luther mit den Worten entlassen ward: „Gehe hin und komm nicht wieder, du wollest denn einen Widerruf thun." Luther versuchte indeß noch die Sache dadurch beizulegen, daß er sich schriftlich erbot, zwar nicht seine Meinungen zu widerrufen, aber Alles, was er in der Hitze des Streits zu Hartes gegen den Papst gesagt haben könnte, und sogar fortan über den Ablaß ganz zu schweigen, wenn nur seinen Gegnern das Nämliche auferlegt würde.

Aber er erhielt keine Antwort. Hierauf setzte er am 16. October, mit Notarius und Zeugen, eine Appellation an den besser zu unterrichtenden Papst auf, die zwei Tage nach seiner Abreise an den Dom zu Augsburg angeschlagen wurde. Diese Abreise geschah, gerechter Besorgnisse halber, sehr schnell und heimlich; seine Freunde ließen ihn nach Mitternacht aus einem kleinen Pförtchen zur Stadt hinaus, setzten ihn ohne Reithosen, Stiefeln oder Sporen auf ein gutes Pferd, und gaben ihm einen Reiter mit, der die Wege wußte, und der mit ihm in einem Tage acht Meilen, auf Nürnberg zu, ritt. Am 30. October kam er glücklich in Wittenberg an.

Höchst betroffen über einen Ausgang, der dem Römischen Stolze einem Bettelmönche gegenüber fast eine Niederlage bereitet hatte, schrieb der Cardinal an den Kurfürsten, beklagte sich bitter über Luther, und beschwor ihn, den Unruhestifter, wo nicht nach Rom auszuliefern, doch aus dem Lande zu jagen. Friedrich sandte diesen Brief dem hart Verklagten, der seinem Landesherrn sofort in einem Schreiben antwortete, dessen Beredtsamkeit selbst von katholischen Schriftstellern gerühmt wird, und das auf den Kurfürsten einen besonders günstigen Eindruck machte. Von Rom aus, wo man mit dem Cardinal Cajetanus sehr unzufrieden war, wurde ein neuer Gesandte, der Kammerherr von Miltitz, ein Sächsischer Edelmann, an den Kurfürsten gesandt, um ihm eine vom Papst geweihte goldne Rose zu überbringen, deren alljährlich eine einem regierenden Haupte als ein besonderes Zeichen von Gnade geschenkt zu werden pflegte. Dadurch sollte der Kurfürst gewonnen werden, und zugleich hatte Miltitz den Auftrag, den verdrießlichen durch Luther erregten Handel zu schlichten. Er benahm sich in

er That sehr geschickt dabei, und wußte auch Luthern o sanft und freundlich zuzureden, daß dieser sich von Neuem erbot, in Zukunft von allen den streitigen Lehrätzen zu schweigen, und, wie er sich ausdrückte, den Handel sich zu Tode bluten zu lassen, wenn nur seine Gegner ebenfalls zum Stillschweigen gebracht würden. Ja er schrieb dem Papste einen Brief voll Ehrfurcht, in welchem er unter andern sagte: „Ja, ich bekenne frei, daß dieser Kirche Gewalt über alles sey, und ihr nichts weder im Himmel noch auf Erden könne vorgezogen werden, denn allein Jesus Christus, der Herr über alles. Ich will auch gerne Ew. Heil. zusagen, daß ich nochmals diese Materien vom Ablaß will fahren und ruhen lassen, und aller Dinge stille schweigen. Allein, daß auch meine Widersacher mit ihrem unnützen Rühmen und aufgeblasenen doch vergeblichen und schändlichen Worten inne halten. Zudem will ich durch eine öffentliche Schrift das Volk ermahnen, daß es lerne die Römische Kirche mit rechtem Ernst zu ehren, und auch meine Schärfe fahren lassen, die ich wider dieselbe gebraucht, ja gemißbraucht habe; denn ich habe ihr zuviel gethan, indem ich die unnützen Wäscher so hart angetastet. Aber ich habe da dieses allein darum untersucht, daß nicht durch Schande fremden Geizes die Römische Kirche, unsere Mutter, befleckt, noch das Volk in Irrthum verführt würde durch den Ablaß u. s. w."

Aber die einem so gefährlichen Gegner Roms von Seiten des Legaten gethanen Anerbietungen waren gewiß eben so wenig aufrichtig gemeint, als es Luthern möglich war, auf der einmal begonnenen Laufbahn still zu stehen. Indem er auf die Quellen zurückging, aus denen seiner Meinung nach einige der vorzüglichsten Irrthümer

des Lehrsystems entsprungen seyn mochten, fand er mit Unwillen und Erstaunen, wie Vieles in den herrschenden Ansichten unhaltbar, wie Vieles in den Quellen verfälscht sey. Er suchte für seine gemäßigten Begriffe von dem Ursprunge des päpstlichen Ansehens Belege, und wurde inne, daß sich selbst diese nicht einmal beweisen ließen. Hierüber schrieb er am dritten Adventssonntage 1518 einem Freunde: „Ich sende euch meine acta, welche schärfer herauskommen, als der Herr Legat (Miltitz) gehoffet hat. Aber meine Feder geht mit weit wichtigern Dingen um. Ich weiß nicht woher diese Gedanken kommen, meinem Bedünken nach hat diese Sache noch keinen Anfang, geschweige daß die Römischen ein Ende hoffen können. Ich sende euch meinen Einfall, daß ihr sehet, ob ich recht geurtheilet, daß der rechte Antichrist nach Pauli Lehre zu Rom herrsche. Ich getraue mir zu beweisen, er sey noch ärger als der Türke u. s. w."

Bei diesen Gesinnungen war es ihm eben recht, daß ein berühmter Theologe, Doctor Eck, Prokanzler der Universität zu Ingolstadt, seine Partei, und namentlich den Wittenbergischen Doctor Karlstadt, zu einer öffentlichen Disputation in Leipzig über verschiedene Theses herausforderte, darin die Lehre von den Rechten des Papstes recht eigentlich zur Sprache kam. „Vielleicht, schreibt Luther (7. Febr. 1519), wird das eine Gelegenheit seyn, daß aus der Sache, mit der wir bisher nur gespielet, Ernst wird, und die Römische Tyrannei übel ausschlage." Sein Freund rieth ihm Behutsamkeit an. Luther antwortete wieder: „Ich habe nie im Sinn gehabt, vom apostolischen Stuhle abzufallen. Will auch nicht bergen, was ich deshalb vor Scrupel in meinem Gemüthe habe. Ich lese itzt mit Fleiß das päpstliche

Recht auf bevorstehende Disputation zu Leipzig, und — daß ich dem Herrn dies ins Ohr sage — ich weiß nicht, ob der Papst nicht der Antichrist sey, oder je sein Apostel; so gar erbärmlich wird von ihm in den decretis Christus, das ist, die Wahrheit, verderbet und gekreuziget. Mich jammert ungemein, daß das arme Christenvolk unter dem Schein der Gesetze und christlichen Namens also verhöhnet wird. In mir wächset immer mehr der Grund für die heilige Schrift."

Indessen nahm die Disputation zu Leipzig am 27. Juni 1519 ihren Anfang, und dauerte bis zum 13. Juli. Jedesmal, so oft gestritten wurde, war der Saal gedrängt voll von Zuhörern, und Viele bewunderten Luthers Freimüthigkeit und Gelehrsamkeit. Man stritt heftig über den freien Willen, über die Hoheit des Römischen Stuhls, über Ablaß und Fegefeuer, und beide Theile eigneten sich den Sieg zu. Aber die Zahl der Freunde Luthers wuchs durch diese Disputation ansehnlich, und voll Verdruß, daß ihm der Ruhm, den er von einer völligen Niederlage seines Feindes erwartet, entgangen sey, auch um sich des Papstes Gewogenheit nach Kräften zu verdienen, reisete Eck im folgenden Jahre persönlich nach Rom, um dort so viel Böses als möglich von Luther zu erzählen. Wirklich wurde in Rom am 15. Juni 1520 eine Bannbulle gegen Luther ausgefertigt, in welcher ein und vierzig Artikel aus seinen Schriften als ketzerisch, irrig, verführerisch, ärgerlich und christlichen Ohren unleidlich ausgezeichnet wurden. Ihm selbst und seinen Anhängern wurde noch ein Termin von sechzig Tagen zugestanden, nach deren Verlauf sie erst in den wirklichen Bann verfallen sollten, wenn sie nicht innerhalb dieses Zeitraums ihre Irrthümer widerrufen wür-

den. Mit dieser Bulle kam Eck triumphirend nach Deutschland. Dennoch ließ sich Luther noch einmal von dem Kammerherrn von Miltitz zureden, die Sache in Güte zu endigen, und dem Papste ein Werk zu schicken, mit einem Briefe statt der Dedication, worin er die Lauterkeit seiner Absicht darstellte, und Eck als den Urheber der letzten Hauptzänkerei angäbe. Jede Zeile in diesem Briefe verräth, daß Luther auf alle Wirkungen, welche Miltitz davon erwarten mochte, Verzicht gethan, und keine andere Absicht hatte, als seinem Hofe und seinen Freunden das letzte Opfer zu bringen, das sie von seiner Nachgiebigkeit erwarteten, und den letzten Beweis zu geben, daß er zur Erhaltung des Friedens Alles gethan habe, was Gewissen, Wahrheit und Ehre ihm zuließen *).

Im Eingange versichert er, er habe von des Papstes Person stets mit schuldiger Ehrfurcht gesprochen, und wer ihn einen Verläumder nenne, der lüge. „Das ist aber wahr, fährt er fort, ich habe frisch angetastet den Römischen Stuhl, den man nennt den Römischen Hof, von welchem auch Du selbst und niemand auf Erden anders bekennen muß, denn daß er sey ärger und schändlicher, denn je kein Sodom, Gomorra oder Babylonien gewesen ist. Und so viel ich merke, so ist seiner Bosheit hinfort weder zu rathen noch zu helfen. Es ist alles überaus verzweifelt und grundlos da worden. Darum hat michs verdrossen, daß man unter Deinem Namen und der Römischen Kirchen Schein das arme Volk in der Welt betrog und äffte. Dawider habe ich mich gelegt, und will mich auch noch legen, so lange

*) Planck Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs, Bd. I. S. 296.

mir mein christlicher Geist lebet. Nicht daß ich mich vermesse solcher unmöglichen Dinge, oder verhoffe etwas auszurichten in dem allergräulichsten Römischen Sodom und Gomorra zuvor, dieweil mir so viel wüthender Schmeichler widerstreben, sondern daß ich mich einen schuldigen Diener erkenne aller Christenmenschen, dahero mir gebühret, ihnen zu rathen und sie zu warnen, daß sie doch nicht allesammt verderbet würden von den Römischen Verstörern."

Hierauf entwirft er ein grelles Gemälde von der Verderbtheit der römischen Curie, und bedauert den armen Papst, daß er in der schändlichen Gesellschaft sitzen müsse, wie das Schaf unter den Wölfen. Er versichert, es habe ihm immer leid gethan, daß so ein rechtschaffener Herr gerade jetzt habe Papst werden müssen, der wol besserer Zeiten würdig gewesen wäre. „Der Römische Stuhl, sagt er, ist deiner und deines Gleichen nicht werth, sondern der böse Geist sollte Papst seyn, der auch gewiß mehr denn Du in der Babylon regieret. O wollte Gott, daß Du, entledigt von der Ehre (wie deine allerschädlichsten Feinde es nennen), etwa von einer Pfründe oder deinem väterlichen Erbe Dich nähren möchtest! Fürwahr, mit solcher Ehre sollte billig niemand denn Judas Ischarioth und seines Gleichen, die Gott verstoßen hat, geehret seyn. Denn sage mir, wozu bist Du doch nütz in dem Papstthum, das je ärger und verzweifelter ist, je mehr es deiner Gewalt und Titel mißbrauchet, die Leute zu beschädigen an Gut und Seele, Sünd' und Schand' zu mehren, Glauben und Wahrheit zu dämpfen? O du allerunseligster Leo, der du sitzest auf dem allergefährlichsten Stuhl! Wahrlich ich sage Dir die Wahrheit, denn ich gönne Dir Gutes."

Er glaube, fährt er fort, ein ehrlicher Mann könne sich bei dem Papste gar keinen größern Dank verdienen, als wenn er ihm recht aufrichtig zu Gemüthe führe, in welchem „aufgesperrten Höllenrachen" er stecke. Dennoch würde er diese unangenehme Arbeit nicht unternommen haben, wenn man ihn nicht so sehr gereizt hätte. „Denn dieweil ich sahe, daß ihm nicht zu helfen, Kost und Mühe verloren war, habe ich ihn verachtet, einen Urlaubbrief geschenket, und gesagt, ade liebes Rom, stink fortan was da stinket, und bleibe unrein für und für, was unrein ist. Habe mich also begeben in das stille Gerüchte, zum geruhigen Studiren der heiligen Schrift, damit ich förderlich werde denen, bei welchen ich wohne. Da ich nun hier nicht unsichtbarlich handelte, that der böse Geist seine Augen auf, und ward das gewahr. Behende erweckte er mit einem unsinnigen Ehrgeiz seinen Diener Johann Ecken, einen sonderlichen Feind Christi und der Wahrheit; gab ihm ein, daß er mich unversehens risse in eine Disputation, und mich ergriffe bei einem Wörtlein von dem Papstthum gesagt, das mir ohngefähr entfallen war. Da warf sich auf der große ruhmräthige Held, sprühete und schnaubete, als hätte er mich schon gefangen; gab für, er wolle zur Ehre Gottes und Preis der heiligen Römischen Kirche alle Dinge wagen und ausführen, blies sich auf, und vermaß sich deiner Gewalt, welche er dazu gebrauchen wollte, daß er als der oberste Theologus in der Welt berufen würde."

Dennoch verspricht er abermals, Alles ruhen zu lassen, wenn nur auch seinen Gegnern Stillschweigen auferlegt würde. „Ich bin dem Hader feind, will niemand anregen, noch reizen, ich will aber auch ungereizt seyn.

Werde ich aber gereizt, so werde ich, ob Gott will, nicht sprachlos noch schriftlos seyn."

Zuletzt bittet er den Papst noch ganz treuherzig um Erlaubniß, ihn mit gutem Rathe an die Hand gehen zu dürfen. Vor allen Dingen möchte er die Schmeichler fliehen, denn gerade dies wären seine ärgsten Feinde. „Darum, mein heiliger Vater, wolleſt ja nicht hören deine süßen Ohrensinger, die sagen, Du seyst nicht ein lautrer Mensch, sondern gemischt mit Gott, der alle Dinge zu gebieten und zu fördern habe. Es wird nicht so geschehen, Du wirsts auch nicht ausführen. Du bist ein Knecht aller Knechte Gottes, und in einem gefährlichern, elendern Stande, denn kein Mensch auf Erden. Laß Dich nicht betrügen, die Dir lügen und heucheln, Du seyst ein Herr der Welt; die niemand wollen lassen Christen seyn, er sey denn Dir unterworfen; die da schwatzen, Du habest Gewalt über den Himmel und Fegfeuer. Sie sind deine Feinde, und suchen deine Seele zu verderben, wie Esaias sagt: mein liebes Volk, welche dich loben und heben, die betrügen dich. Sie irren alle, die da sagen, Du seyst über das Concilium und gemeine Christenheit. Sie irren, die Dir allein Gewalt geben, die Schrift auszulegen; sie suchen allesammt nicht mehr, denn wie sie unter deinem Namen ihr unchristliches Fürnehmen in der Christenheit stärken mögen. Kürzlich, glaube nur keinem, der Dich erhebet, sondern allein denen, die Dich demüthigen. Das ist Gottesgericht, wie geschrieben stehet, er hat abgesetzt die Gewaltigen von ihren Stühlen, und erhoben die Geringen."

Mit diesen Schwertstreichen wechseln auch mitunter Witzesstiche ab. Der Papst, sagt er unter andern, heiße mit Recht Christi Statthalter, denn ein Statthalter sey

nur in Abwesenheit des rechten Herrn Statthalter, und von Rom sey wahrlich der rechte Herr (Christus) sehr fern.

Das war der Brief, durch welchen Luther den Streit in Güte beilegen wollte. Dennoch ist des Papstes Antwort noch viel befremdender als der Brief selbst. Leo nennt Luthern darin seinen geliebten Sohn, lobt ihn wegen seiner Gelehrsamkeit, und freut sich, daß er so bereit sey, Alles zu widerrufen; ja er dankt dem allmächtigen Gott, der Luthers Herz zu dieser vernünftigen Besinnung gelenkt habe, und erbietet sich, nun auch seinerseits Gnade für Recht ergehen zu lassen, und ihm diesmal sein unziemliches Benehmen väterlichst zu verzeihen. Luther bekam diesen Brief nicht zu Gesichte, wol aber erfuhr er, daß der emsige Eck mit größtem Eifer bemüht sey, die Bannbulle in beglaubigten Abschriften durch alle Hauptstädte Deutschlands zu verbreiten. Da er aber unablässig seine Streitigkeiten mit dem Papste durch kleine Schriften zur Sache des Volks gemacht, und sich dadurch einen großen Anhang erworben hatte, so hörte er auch mit großem Vergnügen, daß Eck mit seiner Bulle nirgends durchdringen könne. An vielen Orten verbot der Magistrat geradezu das Anschlagen derselben, an andern riß das Volk sie wieder ab. In Leipzig entging Eck den Mißhandlungen der erbitterten Studenten nur durch die Flucht. In Wittenberg, wohin er die Bulle am 3. October 1520 schickte, ward sie gar nicht bekannt gemacht. Dagegen flogen mehrere kleine Schriften Luthers, z. B. „Schrift von den neuen Eckischen Bullen und Lügen" — „Schrift wider die Bullen des Antichrists" — „Grund und Ursach aller Artikel, so durch die Römischen Bullen unrecht verdammt sind" — von

Stadt zu Stadt durch das ganze Reich, und wurden begierig gekauft und gelesen. Schon ihre Titel verrathen den Geist ihres Inhalts. Die Papisten rafften sie emsig zusammen, und verbrannten sie an manchen Orten öffentlich als ketzerische Gräuel. Dadurch zum höchsten Zorn entflammt, beging Luther nun endlich eine Handlung, durch welche er sich entscheidend von aller Abhängigkeit vom Papste lossagte; er beschied die ganze Universität Wittenberg durch einen öffentlichen Anschlag auf den 10. December 1520 Vormittags um neun Uhr vor das Elsterthor; und nachdem daselbst die Studenten wetteifernd einen Scheiterhaufen aufgebaut hatten, zündete ein Magister ihn an, und Luther warf unter allgemeinem Jubel die päpstliche Bulle, die kanonischen Rechtsbücher und Ecks Schriften mit den biblischen Worten in die Flamme: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübet hast, so verzehre dich das ewige Feuer!"

Die Anhänger des Papstes boten Alles auf, den Eindruck zu vernichten, den diese auffallende That auf die Gemüther des Volks machen mußte. Aber vergebens gaben sie Schriften gegen den Ketzer heraus, keine derselben wurde so häufig gelesen, als ein Aufsatz von Luther, worin dieser seine That offen erzählte und rechtfertigte. Vergebens wurden die besten Köpfe aufgefordert, gegen Luther zu schreiben. Erasmus schlug ein großes Bisthum aus, welches ihm der Papst anbieten ließ, wenn er Luthern bekämpfen wollte. Er verwendete sogar schriftlich und mündlich seinen ganzen Einfluß bei dem Kurfürsten von Sachsen dahin, daß dieser sich öffentlich für Luthers Beschützer erklärte; und dies war unstreitig für die ganze Reformation der vortheilhafteste Umstand, da dieser Fürst bei allen Reichsfürsten im größten Ansehen stand.

Noch einige andere erfreuliche Erscheinungen vereinigten sich mit den eben erzählten, um Luthers Muth zu erhöhen. Franz von Sickingen und Sylvester von Schaumburg, zwei mächtige oberdeutsche Reichsritter, die im Rufe großer Tapferkeit und Kühnheit standen, schrieben Luthern 1520, er solle getrost sein Werk fortsetzen, und wenn er in Wittenberg nicht sicher sey, so solle er auf ihre Burgen kommen, da wollten sie ihn ritterlich gegen alle seine Feinde beschützen, und wol hundert vom Adel wären bereit, sich dazu mit ihnen zu vereinigen. Eben so bot ihm Ulrich von Hutten *) seinen Beistand an. Das veranlaßte Luthern, eine Schrift herauszugeben: An den christlichen Adel Deutscher Nation, von des geistlichen Standes Besserung, worin er die Nation auffordert, das Joch des Pfaffenthums abzuwerfen, dem Papste alle seine erschlichenen Vorrechte mit Gewalt zu entreißen, ihm seinen bisherigen Einfluß auf die Deutsche Kirche und seine daraus gezogenen ungeheuren Einkünfte zu entziehen, den Priestern den Ehestand wieder frei zu lassen, das Mönchswesen zu reformiren, und mit Aufhebung aller Bettelklöster den Anfang zu machen, endlich aber die beleidig-

*) Einer der rüstigsten Kämpfer in jener bewegten Zeit, mit dem Schwerte und der Feder, mehr noch mit letzterer. Eigene Unruhe und die Verfolgungen, die seine Freimüthigkeit und Kühnheit ihm zuzogen, trieben ihn rastlos in der Welt umher. Er starb, da er sonst nirgends mehr einen Zufluchtsort fand, 1523 auf einer Insel im Zürcher See im sechs und dreißigsten Jahre seines Alters. In seinen zahlreichen Lateinischen und Deutschen Schriften versicht er die Sache der Geistesfreiheit und Duldung mit großer Beredtsamkeit und bekämpft die hierarchischen Mißbräuche, die Unwissenheit und Beschränktheit der Mönche hier ernst, dort mit satirischem Spott und Hohn. Er ist voll Feuer und Kraft, strömt aber auch oft von leidenschaftlicher Heftigkeit und Bitterkeit über.

ten Böhmen auszusöhnen, indem man ihnen öffentlich erkläre, daß ihr braver Lehrer und Landsmann Huß von dem Concilium zu Kostnitz eben so gottlos als treulos ermordet worden sey.

Diese Grundsätze fanden schnell genug Eingang. Nicht nur die große Menge junger Geistlichen, welche in Wittenberg studirt hatten, trug dazu bei, sondern auch die Fürsten, die das größte Interesse dabei hatten, die Macht der Geistlichkeit zu beschränken. Die Ablaßkrämer wurden überall verhöhnt*). Das zweijährige Interregnum zwischen Kaiser Maximilians Tode und seines Nachfolgers Ankunft in Deutschland war diesen Veränderungen nicht wenig günstig.

So viel für jetzt von diesem großen Manne. Hier mag nur noch ein Wort über seine bewundernswürdige Uneigennützigkeit Platz finden. Alle seine Schriften gab er den Buchdruckern unentgeltlich, keine einzige seiner Vorlesungen ließ er sich bezahlen, und doch war sein Gehalt so schmal, daß es nur eben für die dringendsten Bedürfnisse hinreichte. Sein Kleid war eine grobe Mönchskutte, die er so lange trug als sie nur halten wollte. Zuweilen erbarmte sich der Kurfürst seiner, und schenkte ihm Tuch zu einer neuen. Auf ein Geschenk dieser Art erwiederte er 1516 dem Beichtvater des Kurfürsten, es sey viel besseres Tuch, als sich für eine Kutte schicke;

*) Als Tezel aus Jüterbogk zog, wo er sich lange aufgehalten hatte, ritt ihm ein Edelmann mit einigen Knechten nach, holte ihn im Walde ein, und bat ihn um einen Ablaßbrief für eine künftige Sünde. Als er den Zettel erhalten hatte, nahm er ihm seinen vollen Geldkasten weg, rief lachend, das sey die Sünde, die er habe begehen wollen, und brachte den Kasten im Triumph nach Jüterbogk, wo er noch bis auf diesen Tag zum Andenken aufbewahrt wird.

wenn es nicht eines Fürsten Geschenk wäre, würde er es nicht tragen. Erst in seinen spätern Jahren dachte er darauf, seiner Familie ein kleines Eigenthum hinterlassen zu können.

---

4. Philipp Melanchthon.

(Geb. 16. Febr. 1497.)

Dieser berühmte Freund und treue Gehülfe Luthers in dem großen Reformationswerke wurde zu Bretten, einem kleinen Städtchen in der Unterpfalz, geboren. Schon früh zeigte er die größten Anlagen, ein hellsehender, vielwirkender Mann zu werden. Ein leichter Sinn, eine ruhige Besonnenheit, eine liebenswürdige Bescheidenheit, verbunden mit äußerer Anmuth in Gang und Stimme, zeichneten ihn aus. Einige Zeit nach dem Tode seines Vaters, den er schon als ein elfjähriger Knabe verlor, ward er von seinen Verwandten nach Pforzheim in die öffentliche Schule geschickt. Der Rector dieser Anstalt war ein vorzüglicher Freund der Griechischen Sprache, und da diese in der Schule eigentlich nicht gelehrt ward, so ertheilte er den ausgezeichnetsten Schülern darin besondern Unterricht. Philipp gehörte mit zu diesen Auserwählten, und ward bald des Rectors Liebling. Da nun Johann Reuchlin, ein berühmter Humanist jener Zeit, öfters nach seiner Vaterstadt Pforzheim kam, und sich hier von dem Fleiße und den Fähigkeiten des Knaben, dem er verwandt war, überzeugte, war er darüber so erfreut, daß er ihm mehrere Bücher schenkte, und ihm — nach einer damals unter den Gelehrten sehr gewöhn-

lichen Sitte — den Griechischen Namen Melanchthon beilegte, eine wörtliche Uebersetzung des Namens Schwarzerd, der Philipps eigentlicher Familienname war.

Seine frühe Reife machte ihn schon im dreizehnten Jahre zur Universität geschickt. Er ging nach Heidelberg, und von da (1512) nach Tübingen. Auf dieser letztern Universität kam ihm zuerst eine Bibel zu Gesicht, die ihn, so wie Luthern, zur nähern Erforschung der Lehre Christi reizte. Von jetzt an war sein Beruf zur Theologie entschieden. Außerdem that er sich in der Kenntniß der alten Litteratur, Geschichte und Philosophie so hervor, daß er im einundzwanzigsten Jahre seines Alters von Erasmus als einer der ausgezeichnetsten und belesensten Gelehrten gepriesen ward. Damals, nach einem sechsjährigen Aufenthalte zu Tübingen, ward er von Reuchlin dem Kurfürsten von Sachsen als Professor der Griechischen Sprache an der Universität Wittenberg vorgeschlagen, und erhielt die Anstellung. Seine Vorlesungen dort wurden mit außerordentlichem Eifer besucht, (oft las er vor 2000 Zuhörern), denn er besaß die Gabe des faßlichen und angenehmen Vortrages in einem ungewöhnlichen Grade.

Zufällig war Luther Melanchthons erste Bekanntschaft in Wittenberg. Sie wurden bald Freunde, und blieben es bis in den Tod. Die Natur selber schien sie für einander geschaffen, und einen durch den andern ergänzt zu haben. So wie Melanchthon mit allen seinen Kenntnissen und Einsichten keine Reformation würde zu Stande gebracht haben, so würde Luther durch seinen Ungestüm ohne des Freundes leitende Hand in tausend Verwirrungen gerathen seyn; und wie Melanchthon fühlte, daß Luthers Muth und Sicherheit ihm fehle, so ehrte

Luther dagegen Melanchthons gründlichere Kenntniß und ruhigere Fassung. „Ich danke es meinem guten Philipp, schreibt Luther unter andern, daß er uns Griechisch lehrt. Ich bin älter als er, allein das hindert mich nicht, von ihm zu lernen. Ich sage es frei heraus, er versteht mehr als ich, dessen ich mich auch gar nicht schäme." Diese gerechte Anerkennung seines Verdienstes erwiederte Melanchthon mit einer gegenseitigen Achtung, die an Verehrung gränzte. Gewöhnlich nennt er ihn in seinen Schriften ausschließungsweise den Doctor. Sein Betragen gegen ihn war nachgebend und vorsichtig. Er erklärt sich darüber in einem Briefe, der einige Zeit nach Luthers Tode geschrieben ist. „Luther, sagt er, war bei seinen großen Tugenden von Natur hitzig und aufbrausend. Oft mußte ich ihm eine sklavische Unterwürfigkeit beweisen, da er zuweilen mehr seinem Temperamente folgte, und weniger auf seine Person und das allgemeine Beste Rücksicht nahm. Er konnte es nicht gut leiden, wenn man von seiner Meinung abwich." Wie glücklich mußte sich's also treffen, daß der Mann, der Luthern in Ansehung des Wissens so weit übertraf, ihm in Ansehung des Muthes zum Handeln so weit nachstand.

Welch ein Mann dieser Melanchthon gewesen seyn müsse, erhellet schon daraus, daß selbst der strahlende Glanz eines Luther den seinigen nicht verbleichen konnte. Wer beide kannte, war zweifelhaft, welcher von ihnen der größere sey; ja Viele, denen Luthers rasche Anmaßungen mißfielen, traten der guten Sache nur um Melanchthons willen bei. Seine unermüdete Thätigkeit, die selbst des kränklichen Körpers spottete, die Gründlichkeit seiner Untersuchungen, die Klarheit seiner Darstellungen, die heitere Ruhe bei den Einwürfen seiner

Gegner — dies alles nöthigte seinen Zuhörern Bewunderung ab. Ein Fremder, der einmal seinen Vorlesungen beigewohnt hatte, versichert, die Apostel könnten Jesu nicht aufmerksamer zugehört haben, als die Studenten dem Melanchthon. Eines seiner größten Verdienste war, daß er die Wissenschaften, die damals auf Schulen gelehrt wurden, in eine bequemere Form brachte, zweckmäßigere Lehrbücher für dieselben schrieb, und besonders für die Erlernung der alten Sprachen bessere Methoden erfand. Durch ihn wurde die Griechische Sprache im nördlichen Deutschland eigentlich erst recht bekannt. Er schrieb eine Griechische Grammatik, welche acht und zwanzig, und eine Lateinische, welche zwei und dreißig Auflagen erhielt. Wir haben von ihm eine Logik, eine Ethik, eine Rhetorik, Poetik, Physik, die für ihre Zeiten vortrefflich waren. Dadurch, daß er das neue Testament zuerst aus dem Griechischen erklärte, und wohlfeile Abdrücke einzelner Bücher desselben den Studirenden in die Hände gab, arbeitete er Luthern ungemein in die Hand; und dieser hielt ihn für ein Hauptwerkzeug, welches Gott ihm zur Begründung seines Werks zugesandt habe. Wir werden bald hören, daß Luther nach Worms zur Verantwortung gerufen ward. Als er dahin abreisete, verließ er seinen Freund Melanchthon mit den Worten: „Komme ich nicht wieder, und morden mich meine Feinde, wie es leicht geschehen kann, so beschwöre ich Dich, lieber Bruder, laß nicht ab, zu lehren und bei der Wahrheit zu verharren. Arbeite unterdessen zugleich für mich, weil ich nicht hier seyn kann. Du kannst es noch besser machen. Darum ist auch nicht viel Schade um mich; bleibst Du doch noch da. An Dir hat der Herr noch einen gelehrteren Streiter."

Melanchthons Gewissenhaftigkeit in seinem Berufe ging so weit, daß er sich nicht getrauete, eine Reise zu seiner geliebten Mutter zu machen, noch zu heirathen, aus Furcht, sich dadurch zu sehr zu zerstreuen. Zu beiden Dingen mußte ihn Luther lange ermuntern. „Reise Du, lieber Bruder Philipp, in Gottes Namen, sagte er zu ihm. Hat doch unser Herr auch nicht immer gepredigt und gelehrt, sondern ist auch oft unterweges gewesen. Er besuchte selbst zu Zeiten seine Verwandten und Freunde. Was ich aber von Dir verlange: komm bald wieder zu uns. Ich will Dich Tag und Nacht in mein Gebet einschließen. Und damit gehst Du!" Die Reise ging glücklich von Statten. Als er sein geliebtes Bretten zuerst von ferne erblickte, stürzten ihm die hellen Thränen aus den Augen; er mußte vom Pferde steigen und auf die Knie fallen. „O vaterländischer Boden! rief er aus. Ich danke Dir, Gott, daß Du mich ihn wiedersehen ließest!" — Seine Heirath ward am 25. November 1520 vollzogen. Seine Gattin, die Tochter eines Wittenbergischen Bürgermeisters, Hieronymus Krapp, kam ihm an Sanftmuth und Nachgiebigkeit gleich. Sie machte ihn sehr glücklich, und beschenkte ihn mit zwei Söhnen und zwei Töchtern. Einige Stellen aus den Briefen, worin er seinen Freunden seine Heirath anzeigte, verdienen hier als Proben von seiner klaren und richtigen Denkart einen Platz. „Ich habe alle Gründe erwogen, schreibt er, welche dabei in Ueberlegung kommen mußten, und bin endlich dem Rathe meiner Freunde gefolgt. Ich hasse die menschenfeindlichen Gesinnungen, nach welchen man eine gewisse Ehre und Weisheit darin sucht, das weibliche Geschlecht zu verachten, und sich dem Ehestande zu entziehen. Mag das

weibliche Geschlecht seine Schwachheiten haben; auch die Männer haben die ihrigen. Wir wollen es ehren, schützen und verbessern, und, wenn wir mehr Stärke und Kraft besitzen, den Beweis davon dadurch geben, daß wir sie unterstützen, nicht daß wir sie verachten." — Und an einem andern Orte schreibt er: „Der Gedanke, Kinder zu haben, ist angenehm und wichtig zugleich. Jenes, weil ich mir nichts Erfreulicheres zu denken weiß, als junge Seelen um sich zu sehen, die mit mir so nahe verwandt sind; dieses, weil nichts wol mehr Verantwortung auf sich hat, als die Erziehung künftiger Bürger für die Welt. Wenn ich mir das vorstelle, so denke ich mir die Ehe als eine der edelsten und größten Verbindungen auf der Erde."

Schade, daß eine zu ausschließlich gelehrte Erziehung diesen herrlichen Mann für das öffentliche, handelnde Leben durchaus verdorben hatte. Selbst zum Predigen konnte er nie bewogen werden, und da wo man ihn zuweilen einmal wider seinen Willen mit in das große Reformationswerk hineinzog, that er jeden Schritt mit Angst und Beklommenheit. „Ach, schreibt er einmal bei einer solchen Gelegenheit, wenn man mich doch nicht aus meinem Hörsaale abrufte, und mich nur zum Besten der Jugend ungestört arbeiten ließe! Das ist meine Ruhe und Freude. Für andere Dinge bin ich zu weich und ungeschickt." Und in der That, als er Luthern nicht mehr hatte, glich er der Rebe, die ihren Stab verloren hat. All sein Muth sank dahin, und sein süßester Trost bei den nachher ausbrechenden Drangsalen waren Thränen. „Mein Schmerz über die Kriegsunruhen, schreibt er, verzehrt mich. Oft zweifle ich, wenn ich die Elbe erblicke, ob ich ihn ausweinen könnte, wenn

ich auch eben so viel Thränen vergießen wollte, als die Elbe Wellen wirft."

Dem Körper nach war Melanchthon klein und hager, aber sein blondes Haar, seine breite, offene Stirn und seine hellen Augen machten sein Gesicht sehr anziehend. Eine Schulter trug er etwas niedriger, als die andere. In Gesellschaft war er heiter und gesprächig, nicht selten auch witzig, nur daß er, seinem furchtsamen Charakter zufolge, seine Worte sorgfältig abwog, und auf eine plötzlich empfangene Beleidigung gewöhnlich erst nach einer Viertelstunde antwortete. Lateinisch sprach er besser als Deutsch, auch sind seine meisten Schriften und Briefe in jener Sprache geschrieben. Seine Thätigkeit verließ ihn auch in seiner letzten Schwäche nicht, und noch den Tag vor seinem Tode trug er selber die Handschrift seines letzten Osterprogramms in die Druckerei.

---

5. Wahl Karls V.

(1519.)

Nach Kaiser Maximilians Tode waren die Kurfürsten über die Wahl seines Nachfolgers in nicht geringer Verlegenheit. Marens Enkel, Karl I. von Spanien, den der Verstorbene selbst so eifrig empfohlen hatte, und dessen Unterhändler auch jetzt unermüdet für ihn wirkten, hatte doch gar vieles gegen sich. Von seinen Fähigkeiten hatte man damals eine viel geringere Meinung, als die war, zu welcher seine folgenden Thaten berechtigten, und bei seinen zerstreuten auswärtigen Besitzungen mußte man fürchten, daß er zu oft vom Reiche abwesend seyn werde. Dieselbe Besorgniß trat jedoch auch bei seinem

Nebenbuhler, dem Könige Franz I. von Frankreich, ein, dessen Gesandte, allen Deutschen Patrioten zum Aergerniß, mit Maulthieren, die mit Geldsäcken beladen waren, zu den Fürsten umherzogen, um deren Stimmen zu gewinnen. Dazu sträubte sich der natürliche Widerwille des Deutschen gegen Alles, was Französisch heißt, unendlich mehr gegen die Französische als gegen die Spanische Oberherrschaft. Selbst die Deutsche Abkunft war für Karl eine bedeutende Empfehlung. Maximilians gewiegte Räthe, die Karl sogleich in seinen Sold nahm, wußten alle diese Umstände vortrefflich zu benutzen, und hätten vielleicht ohne Weiteres ihrem neuen Herrn die nöthigen Stimmen verschafft, wenn nicht durch des Papstes Einwirkung, der weder Franzen noch Karln eine Erhöhung ihrer Macht gönnte, die Kurfürsten schnell bestimmt worden wären, statt aller mächtigeren Ausländer, dem Würdigsten aus ihrer Mitte, dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen, mit dem Beinamen des Weisen, die Kaiserkrone anzubieten.

Dieser treffliche Fürst, den wir schon als Luthers Beschützer kennen, war sehr gerührt von diesem Beweise der Achtung, weigerte sich aber mit der festesten Beharrlichkeit, die Kaiserwürde anzunehmen. Die Gefahr, meint er, in welche das Reich durch die Nähe der Türken mit jedem Jahre mehr gerathe, erfordere einen mächtigen Kaiser, und wo möglich einen Österreicher, weil dieser vermöge der Lage seiner Länder das nächste Bedürfniß habe, jene wüthenden Feinde mit Nachdruck zu bekämpfen; und da nun der Enkel Maximilians alle Eigenschaften besitze, von denen sich eine kräftige Handhabung der Regierung erwarten lasse, so gebe er diesem vor allen andern seine Stimme. Das Ansehn eines so mächtigen und so un-

eigennützigen Fürsten entschied jetzt die Sache, und Karl ward nun doch endlich (am 28. Juni 1519) zum Römischen Kaiser erwählt*).

Ein Eilbote brachte die frohe Nachricht in neun Tagen von Frankfurt nach Barcelona, wo Karl sich damals aufhielt (oben S. 140.). Seine Freude darüber war so groß als Franzens Verdruß; die ohnehin schon bestehende Eifersucht zwischen beiden Monarchen wurde dadurch noch erhöhet, und endete erst mit ihrem Tode. Zu dieser Feindschaft waren mannichfaltige Gründe vorhanden. Karl war als Erbe seines Vaters Philipp Herr der Burgundischen Länder, von denen aber, wie wir wissen, König Ludwig XI. von Frankreich nach dem Tode Karls des Kühnen das Herzogthum Burgund (die Bourgogne) als eröffnetes Lehn der Krone Frankreich eingezogen hatte (Th. VI. S. 255.); deswegen aber wollte Karl, als Nachfolger des Herzogs, seine Ansprüche daran nicht aufgeben. Noch verwickelter waren die Verhältnisse beider Mächte in Italien. Franz glaubte ein Anrecht auf einen Theil von Neapel zu haben, um welchen Ferdinand der Katholische seinen Vorgänger betrogen habe (oben S. 132.), und Karl sah mit Unmuth die Franzosen im Besitz von Mailand, welches Franz dem Herzoge Maximilian Sforza entrissen hatte, ohne von der Lehnsherrlichkeit des Deutschen Reichs etwas wissen zu wollen. Wenn Franz ferner die Wiedereinsetzung der Erben Johanns d'Albret, Königs von Navarra, den Ferdinand der Katholische aus dem Spanischen Theile seines Landes vertrieben hatte,

*) Die Österreichischen Erblande theilte er anfangs mit seinem Bruder Ferdinand; in der Folge verzichtete er auf seinen Antheil, und überließ ihm alle Deutsche Länder des Habsburgischen Hauses gänzlich.

fordern zu können glaubte; so wurde Spanischer Seits dagegen behauptet, daß Navarra nicht dem Hause Albret, sondern der Königin Germaine, der zweiten Gemahlin Ferdinands des Katholischen, gebühre. Auch hatte Karl ein Recht, sich über die Unterstützungen zu beklagen, welche Frankreich dem Herzoge Karl von Geldern, einem erbitterten Feinde des Österreichischen Hauses, gewährte. Alle diese Puncte gaben so reichlichen Anlaß zu gegenseitigen Reibungen, daß ein seltsamer 1516 zwischen Karl und Franz zu Noyon geschlossener Vertrag, welchem zufolge Neapel als Heirathsgut für eine einjährige Prinzessin Franzens, die Karl künftig zu heirathen versprach, angesehen werden sollte, die Waffenentscheidung wol aufschieben, keineswegs aber eine tüchtige Grundlage dauernden Friedens abgeben konnte. Auch waren beide Fürsten sich in ihren Kräften zu gleich, als daß man ein baldiges Ende der Zwistigkeiten hätte erwarten können. War gleich Karl das Oberhaupt des Deutschen Reichs, König von Spanien, Neapel und Sicilien, Herr der Niederlande und der eben entdeckten Besitzungen in America, so standen doch Franzen, vermöge seiner weit fester gegründeten Herrschaft über das vereinigte, abgeschlossene und besser eingerichtete Frankreich, weit größere Hülfsquellen zu Gebote, während Karl überall nur eine sehr unsichere und beschränkte Herrschaft über sehr getheilte Provinzen ausübte. Mit weit größerer Leichtigkeit brachte er Steuern auf und rief er ein Heer zusammen, als Karl, der oft seine mächtigen Stände vergebens bitten mußte, und der besonders in Deutschland wol zehn Reichstage ausschreiben konnte, ohne von den eigensinnigen oder mißtrauischen Fürsten an Geld oder Kriegsvolk Hülfe zu erhalten.

Es war indessen zu fürchten, daß Karl aus so vielen getheilten Kräften sich mit der Zeit eine ungetheilte Macht zusammensetzen möchte, durch welche er dann doch ein entschiedenes Uebergewicht in Europa erlangen könnte. Dies zu verhindern bot Franz alle seine Kräfte auf. Er suchte den Papst und England auf seine Seite zu ziehen. Dies Reich ward damals von einem jungen eiteln Könige, Heinrich VIII., regiert, der wiederum ganz von seinem Liebling und Minister, dem Cardinal Wolsey, abhing. Beiden schmeichelte Franz mit der größten Sorgfalt, er nannte den Cardinal seinen Vormund, Lehrer und Vater. Auch Karl hielt die Freundschaft beider Männer wünschenswerth, aber er griff es kräftiger an, sie zu erhalten. Auf seiner Reise von Spanien nach Deutschland*) machte er dem Könige auf einige Tage persönlich seinen Besuch, der sich dadurch nicht wenig geehrt fühlte; und dem Cardinal versprach er ein fortdauerndes Jahrgeld von dreitausend Pfund, denen er bald darauf noch siebentausend zulegte; er nannte ihn seinen theuersten Freund, und nährte die Hoffnung in ihm, daß er einst zur päpstlichen Krone gelangen werde. So gelang es ihm, daß er den König und seinen Liebling bezaubert von seiner Artigkeit und Klugheit verließ, und Franzen um einen gehofften Bundesgenossen ärmer machte; denn obgleich Heinrich, einem frühern Versprechen zufolge, bald darauf einen Besuch in Frankreich ablegte, so schied er doch mit sichtbarer Kälte von Franz**), und machte

*) Er reisete zur See von Spanien nach den Niederlanden, und von da zu Lande nach Deutschland.

**) Daran hatte unstreitig folgender Umstand einen beträchtlichen Antheil; Franz hatte an dem Orte der Zusammenkunft ein glänzendes Lager veranstaltet, in welchem sich die Ritter mit aller-

von da aus sogleich eine Reise zu Karl, der sich damals in Gravelingen aufhielt. Dieser, hocherfreut über den Gegenbesuch, erzeigte seinen Gästen — auch Wolsey war mitgekommen — die größte Aufmerksamkeit (Jul. 1520), und reisete von da nach Aachen zur Krönung. Am 23. October wurde diese Feierlichkeit mit großer Pracht begangen, indem der junge Kaiser nichts unterließ, was die große Meinung der Deutschen von seiner Macht und seinem Reichthum erhöhen konnte.

Von Aachen ging er nach Köln, von wo er ein ausführliches Rundschreiben an die sämmtlichen Fürsten erließ, in welchem er sie auf den heil. drei Königstag 1521 nach Worms zu einem Reichstage einlud. Dies Schreiben war mit einer solchen Einsicht in die kleinsten Zweige der Deutschen Reichsverfassung abgefaßt, daß sich gleich auf den ersten Blick ergab, Karl habe seine Räthe vortrefflich zu wählen verstanden. Man machte sich also darauf gefaßt, eine Regierung zu erfahren, wie das Reich sie lange vermißt hatte.

---

6. Der Reichstag zu Worms und dessen nächste Folgen.

(1521 — 1524).

Zahlreicher und glänzender als diesmal war seit langer Zeit keine Fürstenversammlung gewesen. Jeder war be-

---

hand kriegerischen Spielen belustigten. Den eiteln Heinrich kam dabei die Lust an, einmal mit Franzen zu ringen, und dieser, geübt in solchen Dingen, nahm nicht nur den Antrag an, sondern warf auch Heinrichen nach den ersten Wendungen im Angesicht aller Franzosen sehr unsanft zu Boden. Beschämungen dieser Art haften bekanntlich tief und schmerzlich.

gierig zu sehen, wie sich der neue Kaiser bei dieser ersten wichtigen Gelegenheit benehmen werde. Auch ein päpstlicher Nuntius, Alexander, war erschienen, um die Sache der neuen Lutherischen Ketzerei zur Sprache zu bringen. Mit Erstaunen hatte dieser auf seiner Hinreise die begeisterte Bewegung bemerkt, welche Luthers Schriften überall verursachten, und eine feindselige Stimmung gegen Papst und Geistlichkeit, wovon er selber sogar an manchen Orten sehr empfindliche Wirkungen erfahren mußte. Das gab seiner Rede auf dem Reichstage um so schärfere Stacheln; und es ward der Beschluß gefaßt, daß man Luther selber eiligst herbeirufen solle, um ihn öffentlich zur Rechenschaft zu ziehen. Der Kurfürst von Sachsen willigte hierin nicht eher, als bis ihm der Kaiser freies Geleit und eine völlig sichere Rückkehr versprochen hatte. Jetzt trat Luther freudig die Reise an, obwol von einem schleichenden Fieber so entkräftet, daß er fast unterweges liegen blieb. Seine Wanderung von Wittenberg nach Worms glich einem Triumphzuge, so sehr drängte sich alles Volk, ihn zu sehen. Aber je näher er seinem Ziele kam, desto mehr nahmen auch die schreckenden Gerüchte zu; ja da er schon nahe vor Worms war, schickte ihm noch sein Freund Spalatin, Hofprediger des Kurfürsten von Sachsen, einen treuen Menschen entgegen, ihn zu warnen, doch ja nicht zu seinem Verderben in die Stadt zu kommen. Er aber gab die bekannte Antwort: „ich werde kommen, und wären so viele Teufel in der Stadt, als Ziegel auf den Dächern."

Der Auflauf des Volkes bei seiner Ankunft in Worms (16. April) war ungeheuer. Der Reichserbmarschall, der ihn am folgenden Tage vor die Reichsversammlung führte, mußte mit ihm durch Gärten und Hinterhäuser kriechen,

um ihn nur durchzubringen. In dem Gedränge draußen vor der offenen Thüre des Saals befand sich unter andern ein alter wackrer Ritter und berühmter Feldhauptmann, Georg von Frondsberg. Dieser klopfte Luthern, als derselbe sich neben ihm hindrängte, auf die Schulter, und sagte theilnehmend zu ihm: „Mönchlein, Mönchlein, Du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberster in dem allergefährlichsten Treffen nicht gethan haben. Bist Du aber auf rechter Meinung, und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort, und sey nur getrost, Gott wird Dich nicht verlassen." Bleich und abgemattet von der Krankheit, war der erste Eindruck, den er auf die Versammlung bei seinem Eintritt machte, nicht der vortheilhafteste. „Der würde mich nicht bewegen, daß ich ein Ketzer würde," soll Karl zu seinem Nachbar gesagt haben. Auf die Frage des Kurtrierischen Kanzlers, ob er den Inhalt seiner Schriften widerrufen wolle, antwortete er, noch etwas befangen und sehr ehrfurchtsvoll, die Frage sey so wichtig, daß er sich darüber Bedenkzeit erbitten müsse. Der Kanzler erwiederte im vornehm wegwerfenden Tone, er hätte ja wol unterweges Bedenkzeit genug gehabt, und habe sich doch leicht vorstellen können, weswegen man ihn herberufen. Dennoch ließ man ihn gehen, und beschied ihn auf den andern Tag.

Wer könnte sich nicht Luthers Gefühle denken, mit denen er zum ersten Male diese Versammlung verließ. Er mußte sich's gestehen, daß es doch keine Kleinigkeit sey, vor Kaiser und Reich das zu verantworten, was er bisher nur von seiner Kanzel daheim gepredigt, oder von seiner Studirstube aus in die Welt geschrieben hatte. Das Herz hatte ihm fühlbar gepocht, er hatte sich nicht so dargestellt, als es wol sein Vorsatz gewesen seyn mochte,

und des Kanzlers Verweis war nicht unverdient gewesen. Nun sollte er wieder erscheinen. Diesmal mußte er sich zusammennehmen, oder er wäre der Spott der Versammlung geworden. Sein Kurfürst unterließ auch nicht, ihn mit kräftigem Zuspruch zu stärken, und der mächtige Landgraf von Hessen, der Luthers Schriften mit Vergnügen gelesen hatte, trat gleichfalls zu ihm, und sagte: „Strebst Du mit Recht vorwärts, so möge Dir Gott helfen!"

Die Sitzung des folgenden Tages währte lange, und Luther ward erst gegen Abend vorgeführt. An diesem Tage war er durchaus nicht der geblendete, befangene Mann von gestern, sondern beantwortete die ihm vorgelegten Fragen mit der größten Ruhe und Geistesgegenwart. Das Ergebniß war, daß er Alles widerrufen wolle, was man ihm aus der Schrift als ungöttlichen Trug widerlegen werde. Hierauf erwiederte ihm der Trierische Kanzler: man sey nicht hier, um mit ihm zu disputiren; es werde eine runde und einfältige Antwort von ihm verlangt, ob er widerrufen wolle, oder nicht. „Wohl, entgegnete Luther, weil denn eine schlichte, einfältige Antwort von mir verlangt wird, so will ich eine geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also: es sey denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift, oder mit klaren Gründen überwunden werde (denn ich glaube weder dem Papst noch den Concilien allein, weil es offenbar ist, daß sie oft geirrt, und sich selbst widersprochen haben), so kann ich und will ich nichts widerrufen; denn es ist nicht gerathen, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen."

Der edle, würdevolle Ton, in dem er diese Worte sprach, gewann ihm die Herzen vieler Anwesenden. Am

meisten freute sich sein Kurfürst über seine Fassung. Als er aus der Versammlung kam, sagte er zu Spalatin: „O wie schön hat Pater Martin geredet vor Kaiser und Reich; er war muthig genug, vielleicht zu muthig." — Übrigens war Luther gleich nach obiger Erklärung entlassen worden, und es ward ein kleinerer Ausschuß von Fürsten erwählt, die ihn wo möglich noch durch besondere Unterredungen auf andere Gedanken bringen sollten. Er beharrte aber fest bei seiner Erklärung, und schied von ihnen mit den Worten Gamaliels aus der Apostelgeschichte: „ist das Werk aus dem Menschen, so wird es untergehen, ist es aber aus Gott, so könnt Ihr es nicht dämpfen."

Man deutete ihm hierauf an, daß er nun wieder abreisen könne. Mehrere Geistliche wollten den Kaiser bewegen, ihm das freie Geleit zu verweigern, und mit ihm wie mit Huß zu verfahren, aber das verabscheute Karl. Wol aber erfolgte eine kaiserliche Verordnung gegen Luther, welche dahin lautete, daß dieser Ketzer mit allen seinen Anhängern und künftigen Beschützern in die Acht verfallen sey, und daß seine Lehre aufs schärfste verboten werde. Glücklicher Weise ward dies Edict erst am 26. Mai bekannt gemacht, als Luther Worms schon seit vier Wochen verlassen hatte, und vollkommen in Sicherheit war.

Diese Sicherheit verdankte er der gütigen Fürsorge seines Landesherrn, Friedrichs des Weisen, welcher ganz besondere Vorkehrungen treffen ließ, um Luthern wenigstens in der ersten Zeit, da das gefällte Urtheil noch neu war, vor den mörderischen Nachstellungen irgend eines feilen Pfaffenknechts zu schützen, zugleich aber auch sich selber vor Händeln sicher zu stellen, wenn es von ihm

hieße, er berge einen von Kaiser und Reich geächteten Ketzer. Zu dem Ende scheint er schon zu Worms mit Luther die nöthige Verabredung getroffen zu haben. Luther hatte auf seiner Rückreise einen Tag in dem Dorfe Möra bei seinen Verwandten zugebracht, als er am 4. Mai des Morgens von dort abreisete, um über Schweina und Altenstein weiter zu fahren. In der Nähe des letztern Schlosses ward der Wagen plötzlich von fünf verkappten Reitern angehalten, welche Luther herausrissen, mit ihm waldeinwärts jagten, und die übrige erschrockene Reisegesellschaft weiter ziehen ließen. Nachdem er eine Weile neben ihren Pferden hatte mitlaufen müssen, setzten sie ihn selbst auf ein Pferd, und trabten mehrere Stunden lang durch allerlei Holzwege im Walde mit ihm umher, bis sie an das feste Bergschloß Wartburg kamen, welches eine Stunde von Eisenach mitten im Walde liegt. Hier wiesen sie ihm ein Zimmer an, das mit allen Bequemlichkeiten, auch Büchern und Schreibmaterialien wohl versehen war, und ein verschwiegener Haushofmeister besorgte seine Aufwartung. Die Leute in der Nachbarschaft erfuhren nicht, wer er sey; er galt für einen Staatsgefangenen, und wenn er ausritt, oder sich sonst sehen ließ, so hieß er immer der Junker George. Auch hatte man, um die Neugierigen irre zu führen, für eine ritterliche Kleidung für ihn gesorgt, und den Bart mußte er sich gleichfalls wachsen lassen, wie es unter Kriegsmännern Sitte war. So ahnete niemand, daß er der berühmte Doctor Luther sey, und da es eine Zeitlang ganz still von ihm war, so glaubten seine Freunde und Feinde, er sey gestorben.

Auch auf der Wartburg ward Luther nicht müde, seine Anhänger durch immer neue Schriften aufzurichten,

die denn allerdings bewiesen, daß er sich noch wohl befinden müsse, obschon niemand wußte, wo er sey. Er hatte dort wieder mit manchen Anfechtungen zu kämpfen, in denen er jedesmal seine Zuflucht zum Gebete nahm. Er hegte den festen Glauben, der Teufel verfolge ihn für seine treuen Arbeiten am Werke Gottes, und dieser Gedanke beschäftigte ihn unaufhörlich. Die Erzählung, daß er einmal das Tintenfaß nach einer vermeinten Teufelserscheinung geworfen, mag wol ein Mährchen seyn, aber Folgendes erzählte er selbst nachher sehr oft als sichere Thatsache: „Als ich Anno 1521 auf dem Schlosse Wartburg im Pathmo*) saß, da war ich ferne von Leuten in einer Stube, und konnte niemand zu mir kommen, als zween Edelknaben so mir täglich zweimal zu essen und zu trinken brachten. Nun hatten sie mir einen Sack mit Haselnüssen gekauft, die ich zu Zeiten aß, und hatte denselben in meinen Kasten verschlossen. Eines Abends zog ich mich in der Stube aus, ging in die Kammer, und legte mich zu Bette. Da kömmt mirs über die Haselnüsse, hebet an und knicket eine nach der andern an die Balken mächtig hart, rumpelt mir am Bette, aber ich fragte nichts darnach. Wie ich nun ein wenig einschlief, da hebts an der Treppe ein solches Gepolter an, als würfe es ein Schock Fässer hinunter. Ich stehe auf, gehe auf die Treppe zu und sprach: Bist du es, so sey es! — befahl mich dem Herrn Christo, von dem geschrieben stehet: Alles hast du unter seine Füße gethan, wie der achte Psalm sagt, und lege mich wieder zu Bette. Denn das ist die beste Kunst, ihn zu vertreiben, wenn

*) Pathmos hieß die Insel, auf welche der Evangelist Johannes verbannt ward.

man ihn verachtet und Christum anrufet. Das kann er nicht leiden."

Die große Wirkung, die seine Schriften auf die ganze deutsche Nation hatten, begeisterten Luthern nun zu einem Muthe, der sich, in dem Bewußtseyn göttlicher Hülfe, vor keiner weltlichen Macht mehr fürchtete. Er sprach zu Königen und Fürsten in einem Tone, den seine ruhigeren Freunde tadelnswerth finden mußten, der ihm aber gerade beim Volke den größten Beifall verschaffte. So schrieb er an den Kurfürsten Albrecht von Mainz, der unbesonnen genug, und den muthigen Gegner schon ganz unterdrückt wähnend, kürzlich wieder einen Ablaßkrämer nach Halle geschickt hatte; er habe seiner und des Hauses Brandenburg bisher geschonet, weil er dem Unverstande und der Unerfahrenheit des Kurfürsten die meiste Schuld von seinen Handlungen beigemessen habe; jetzt wolle er ihm endlich ansagen: wo nicht der Abgott abgethan würde, so wolle er den Kurfürsten wie den Papst öffentlich antasten, allen Gräuel Tezels auf ihn schieben, und aller Welt zeigen, welcher Unterschied zwischen einem Bischof und einem Wolfe sey. Er erwarte auf diesen Brief in vierzehn Tagen Antwort; wären diese abgelaufen, so würde sein Büchlein wider den Abgott zu Halle ausgehen *). Auch wurde der Kurfürst dadurch entweder so eingeschreckt, oder von der Macht der Wahrheit so getroffen, daß er antwortete: die Ursache, die Luthern zu einem solchen Schreiben bewogen, sey abgestellt. Er wolle sich hinfort dergestalt halten und erzeigen, als einem frommen geistlichen und christlichen Fürsten zusteht. —

*) Der geächtete Mönch, sagt Planck, schrieb an den ersten Fürsten des Deutschen Reichs in eben dem Ton, in dem einst Hildebrand an widerspenstige Bischöfe schrieb.

Noch viel derber war ein Schreiben, welches Luther an den König Heinrich VIII. von England ergehen, und zugleich durch den Druck bekannt machen ließ. Heinrich, der eine gelehrte Erziehung erhalten hatte, und in den Scholastikern wohl bewandert war, hatte sich von dem Ehrgeiz kitzeln lassen, ein Buch gegen Luthers Schrift von der Babylonischen Gefangenschaft, besonders zur Vertheidigung der sieben Sacramente der katholischen Kirche zu schreiben, durch welches er sich vom Papste gern einen geistlichen Titel, dergleichen die Könige von Spanien und Frankreich führten, auswirken wollte. Der Papst ließ ihm auch wirklich melden, daß er den Titel Beschützer des Glaubens erhalten könne, wenn er förmlich darum anhalten wolle. Und so kindisch war die Eitelkeit des Königs, daß er sich diese Erniedrigung wirklich gefallen ließ.

Luther erhielt indessen für sein unziemliches Schreiben an ihn in der Folge eine empfindliche Strafe. Er ließ sich nämlich einige Jahre nachher von dem vertriebenen Könige von Dänemark, Christian II., zu einem Schritte bewegen, den ein neuerer Geschichtschreiber den unbegreiflichsten seines ganzen Lebens nennt, zu dem nämlich, an Heinrich zu schreiben, und sich des Schimpfes wegen, den er ihm angethan, bei ihm zu entschuldigen. In diesem Briefe suchte er durch eine demüthige Abbitte seine vormalige Grobheit wieder gut zu machen, aber Heinrich bezeigte ihm in seiner Antwort eine tiefe Verachtung. Sie verwundete Luthern noch mehr um deswillen, weil er des Erasmus Geist darin zu erkennen glaubte. Bald darauf trat auch dieser Gelehrte, wahrscheinlich durch König Heinrichs Aufforderungen dazu bewogen, in einer besonderen Schrift (de libero arbitrio)

gegen Luther auf, in welcher er Luthers Lehre von der allwirkenden Gnade Gottes angriff, und darzuthun strebte, daß der Wille des Menschen nicht so gebunden sey, als Luther behaupte. Dieser Schrift setzte Luther eine andere (de servo arbitrio) entgegen, in welcher er seine Lehre von der Nichtigkeit des menschlichen Willens mit einer Schärfe durchführte, von welcher Melanchthon und die meisten anderen evangelischen Theologen noch bei Luthers Leben abwichen.

Doch diese Begebenheiten fallen erst in eine spätere Zeit; nur daß sie sich während seines Aufenthaltes auf der Wartburg angesponnen hatten. Luther verließ diesen Ort wider Willen des Kurfürsten, auf die Nachricht, daß sein Anhänger Karlstadt in Wittenberg in seinem Namen allerlei Neuerungen anfange, die Heiligenbilder gewaltsam aus den Kirchen werfe, Altäre und Beichtstühle zerstöre, u. dgl. Unmöglich konnte er diesem Verfahren ruhig zusehen; er glaubte, daß dadurch allen seinen Gegnern gegründete Ursach zum Hasse und Tadel gegeben werde. Ehe man sich dessen versahe (7. März 1522) war er in Wittenberg, und suchte durch unaufhörliche Ermahnungen von der Kanzel die Gemüther wieder zu beruhigen, und das Geschehene auszugleichen. Auch Karlstadt gab seinem Ansehen und seinem freundschaftlichen Zureden willig nach, und kehrte zur alten Ordnung zurück.

Da Luther die Reise trotz der Abmahnungen und Verbote des Kurfürsten gethan, so schrieb er diesem, um seinen Entschluß zu rechtfertigen, einen Brief, der wegen der darin herrschenden aus dem festesten Glauben an seine gute Sache fließenden Freimüthigkeit mit Recht bewundert wird. Er werde sich, heißt es darin, in göttlichen

Dingen nicht um menschliche Befehle bekümmern, denn er habe sein Evangelium nicht von Menschen, sondern von Christo. Er habe dem Kurfürsten genug gethan, daß er ihm ein Mal gewichen sey. Wiche er noch länger, auch nur eine Handbreit, so würde der Teufel den ganzen Platz einnehmen. Er fürchte sich aber vor dem Teufel nicht. Herzog Georg von Sachsen*) sey schlimmer als ein einziger Teufel, allein wenn es auch in Leipzig neun Tage lang lauter Herzoge Georgen regnete, und jeder wäre neunfach wüthender als dieser, so wolle er doch, wenn die Sache in Leipzig so stände wie in Wittenberg, in Leipzig hineinreiten. Der Kurfürst solle wissen, daß er in einem viel höhern Schutze nach Wittenberg komme, als in dem seinigen. Den letztern verlange er gar nicht, ja er glaube, er könne den Kurfürsten besser schützen, als dieser ihn, denn das Schwert könne in dieser Sache nicht helfen, sondern allein Gott. Wer am meisten glaube, könne am meisten; da er also spüre, daß der Kurfürst schwach im Glauben sey, so könne er ihn nicht für den Mann ansehen, der ihn schützen könne.

Der Kaiser hatte Deutschland gleich nach geschlossenem Reichstage verlassen. Er war nach den Niederlanden, und von da nach Spanien gereis't, wo er fast acht Jahre blieb. Diese lange Abwesenheit Karls von Deutschland verschaffte der Reformation den herrlichsten Fortgang. Der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen waren ihr geneigt; viele Städte

*) Dieser besaß damals den größten Theil der Sächsischen Länder Albertinischen Antheils, und war bis an seinen Tod ein heftiger Gegner Luthers und der Reformation.

nahmen Schüler Luthers zu Predigern an, schafften die Messe, die Ohrenbeichte, die Processionen und viele andere katholische Gebräuche ab, richteten nach Luthers Beispiel den Gottesdienst durchaus Deutsch ein, und entsagten mit Freuden vielen abergläubischen Meinungen der Römischen Kirche. Luthers Bibelübersetzung, die schon auf der Wartburg angefangen war, und von 1522 bis 1542 theilweise erschien, wurde begierig gekauft und gelesen. An die Vollziehung der über Luthern ausgesprochenen Acht ward gar nicht mehr gedacht. Zwar drang der päpstliche Legat Cheregato, welcher dem Reichstage von 1522 in Nürnberg beiwohnte, ganz vorzüglich auf die Vollziehung des Wormser Edicts. Aber der Kaiser war abwesend, und die Stände nichts weniger als geneigt, die Forderung des Legaten zu bewilligen. Sie drangen statt dessen vielmehr auf ein allgemeines Concilium, von welchem die vielen Übel, die sich in das Kirchenregiment eingeschlichen hätten, abgestellt würden, und legten dem Papste nicht weniger als hundert Beschwerden über die Mängel des geistlichen Standes vor. Den Antrag jenes päpstlichen Botschafters wiederholte auf einem 1524 abermals zu Nürnberg gehaltenen Reichstage ein anderer Legat, der Cardinal Campegius, konnte aber keinen andern Beschluß erhalten, als daß sich die Stände dem Wormser Edict gemäß halten wollten, so viel ihnen möglich wäre. Auch auf seiner Durchreise durch die Deutschen Städte und Dörfer erfuhr er fast überall, wie sehr das Ansehen des Papstthums in Deutschland gesunken sey.

7. Karls erster Krieg mit Franz I.

(1521 — 1526.)

Indeß hatte der Krieg zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich schon im Jahre 1521 begonnen. Letzterer nahm theils die Unterstützung Heinrichs d'Albret, der auf Navarra Ansprüche machte, zum Vorwande, und ließ Französische Truppen in dieses Land einbrechen, die aber bald herausgeschlagen wurden (vgl. oben S. 147), theils begünstigte er Robert de la Marc, Herrn von Bouillon, der in seinem Ländchen unumschränkt zu gebieten behauptete, und sich daher durch einen in Betreff eines seiner Vasallen erlassenen richterlichen Ausspruch des Kaisers so beleidigt glaubte, daß er diesen durch einen förmlichen Fehdebrief zum Kampfe herausforderte, und mit Französischer Hülfe in das Luxemburgische einfiel. Aber diese Ereignisse in Spanien und den Niederlanden waren nur Vorspiele zu dem größern und wichtigern Kampfe, der sich in Italien eröffnete und Mailand galt, das der Kaiser den Franzosen entreißen wollte. Karl, welcher zu diesem Ende mit dem Papste und Heinrich VIII. ein Bündniß geschlossen hatte, war seinen Gegner in dem Talent bei weitem überlegen, die Fähigkeiten Anderer schnell zu unterscheiden, und zu jedem Geschäft den tauglichsten Mann zu wählen. Zu Räthen, Feldherren, Gesandten, dienten ihm die trefflichsten Männer. Diesmal übernahm der alte Colonna, Karls Statthalter in Neapel, den Befehl über die Italienischen Truppen, vertrieb mit ihnen den Französischen Statthalter, Marschall von Lautrec, aus Mailand, und machte sich Meister von dem ganzen Herzogthum, Cremona und einige kleinere Festungen ausgenommen.

Um diese Zeit starb Leo X. (2. Dec. 1521), und die Cardinäle vereinigten sich nach einiger Zeit des Schwankens und der Parteiungen, ihre Stimmen dem uns als Karls Erzieher und Statthalter in Spanien schon bekannten Hadrian zu geben, welcher als Papst der sechste hieß. Er war zwar kein thatkräftiger, aber redlicher und gewissenhafter Greis, dem die Zerrüttung der Kirche nicht bloß aus Herrschsucht und Eigennutz sehr zu Herzen ging; und wenn es ihm nicht gelang, der Reformation ein Ziel zu setzen, so waren seine listigen und schlauen Nachfolger darin nicht glücklicher. Den leichtsinnigen und verderbten Römern waren der strenge Ernst und die Aufrichtigkeit dieses Mannes Gegenstände des Spottes und der Verachtung. Sie trauten ihren Ohren kaum, als sie hörten, daß er auf die Beschwerden der Deutschen Fürsten selbst gestand: die Verderbniß der Geistlichkeit und selbst des Römischen Hofes sey abscheulich, er wolle allen Fleiß anwenden, damit zuerst dieser Hof, von welchem vielleicht alles Übel ausgegangen, reformirt werde; er halte sich um so mehr für verbunden, dies zu bewerkstelligen, je begieriger die ganze Welt eine solche Reformation verlange. Sie sahen sich verwundernd an, als er sich von der berühmten Bildsäule des Laocoon, die man ihm als Roms schönstes Kleinod zeigte, mit einer gleichgültigen Miene abwandte und sie ein Götzenbild der Alten nannte *).

Ehe der Kaiser von den Niederlanden nach Spanien reisete, sprach er aufs neue bei Heinrich VIII. in England ein, und verweilte diesmal sechs Wochen daselbst, in welcher Zeit er sowol den König als seinen

*) Sunt idola antiquorum soll er gesagt haben.

Minister Wolsey ungemein für sich stimmte. Wolsey schien zwar anfangs ein wenig beleidigt, daß er nicht Papst geworden war, allein Karl besänftigte ihn durch die Vorstellung, daß sein Einfluß diesmal nur gering gewesen, und daß Hadrian schon sehr bejahrt sey, und gewiß bald wieder Platz machen werde.

Die Folge dieses Besuchs war, daß bald darauf ein Englisches Heer in Frankreich landete (1522), und die ganze Normandie und Picardie unbarmherzig verwüstete, indeß Karls Spanische Truppen im Süden drängten, Genua überrumpelten, und alle noch übrige Franzosen aus Italien trieben. Im folgenden Jahre ward der Krieg in Italien fortgesetzt, aber die Französischen Truppen kamen zu spät ins Feld, versäumten die beste Gelegenheit, Mailand zu überraschen, und richteten für diesmal wieder nichts aus. Karl hatte dagegen nicht nur die mächtigen Venetianer von dem Bunde mit Frankreich abzuziehen gewußt, sondern auch den Papst Hadrian zu einem kräftigen Beistand an Geld und Truppen bewogen. Aber der alte Mann starb bald darauf (14. Sept. 1523) zur großen Freude der Römer, die in der folgenden Nacht die Hausthür seines Arztes mit Blumenkränzen ausschmückten, und ihn in einer Inschrift *) für den Befreier des Vaterlandes erklärten. Sein Nachfolger war der Cardinal Julian von Medici, der den Namen Clemens VII. annahm, ein Mann, von dessen Talenten und Geschäftskenntnissen sich die Italiener sehr viel versprachen, der sich aber während seiner Regierung ängstlich und unentschlossen zeigte. An den Cardinal Wolsey war im Conclave gar nicht gedacht worden.

*) Liberatori patriae S. P. Q. R.

Auch im folgenden Jahre (1524) ward der Krieg von beiden Seiten, und zwar mit verdoppelter Lebhaftigkeit eröffnet. Die trefflichsten Heerführer, Lannoy, Statthalter von Neapel (Colonna war gestorben), der Marquis von Pescara und der Herzog Karl von Bourbon — ein von Franz I. tief gekränkter und nun zu Karl übergetretener Französischer Vasall — führten die kaiserlichen Truppen an. Von Französischer Seite befehligten Bonnivet und der tapfre Bayard. Beide wurden schwer verwundet, der letztere tödtlich. Das Heer mußte sich darauf zurückziehen, und so hatten mit diesem Feldzuge die Franzosen alle ihre Besitzungen in Italien verloren.

Aber indem Karl sein Glück verfolgen wollte, brachte er sich in kurzem wieder um allen errungenen Vortheil. Nach einer Verabredung mit England sollte Frankreich jetzt während seiner Erschöpfung von zwei Seiten angegriffen werden. Bourbon und Pescara sollten in die Provence, Heinrich VIII. in die Picardie einfallen. Allein der König von England, der von dem gegen Karl schon kühler gewordenen Wolsey nicht mehr angeregt wurde, blieb unthätig, und in Frankreich ging es darum schlecht, weil Karl nicht Bourbons Rathe folgte, auf Lyon loszugehen, sondern dem Pescara befahl, sich erst des Hafens und der Festung von Marseille zu versichern. Pescara fand die Schwierigkeiten dieser Belagerung unüberwindlich, und da die Franzosen das Land umher absichtlich verwüstet hatten, so sah er sich vom Hunger gezwungen, wieder nach Italien zurückzukehren. Franz I., an der Spitze einer zahlreichen Armee, verfolgte ihn jetzt auf der Ferse, brach über den Berg Cenis in Italien ein, eroberte Mailand, und warf sich auf Pavia. Das kaiserliche Heer, von dem Nothwendigsten entblößt, konnte

keine von diesen raschen Unternehmungen verhindern, sondern mußte in den unwegsamsten Gebirgen nur auf seine Sicherheit bedacht seyn. Ein Spötter in Rom gab deshalb dem Pasquino einen Zettel in die Hand, auf welchem Demjenigen eine große Belohnung versprochen wurde, der von dem kaiserlichen Heere Nachricht geben könnte, das im October in den Gebirgen zwischen Frankreich und der Lombardei verloren gegangen sey.

Aber wie schnell das Glück sich wenden könne, wenn es nicht von der Klugheit und Entschlossenheit festgehalten wird, davon gab noch dieser nämliche Feldzug einen merkwürdigen Beweis. Die verschollenen Krieger lebten noch, es fehlte ihnen nur am Solde. Um sie zu befriedigen, verpfändete Bourbon seine Juwelen, und Lannoy die Einkünfte von Neapel. Der Erstere ging nach Deutschland, und holte von dort funfzehntausend Mann frischer Truppen, welche des Kaisers Bruder Ferdinand durch den berühmten Georg von Frondsberg in Deutschland hatte anwerben lassen. So verstärkt kamen sie nebst dem trefflichen Pescara aus den Bergen hervor, entschlossen, den Feldzug zu endigen, ehe das herbeigeschaffte Geld wieder verzehrt sey. Franz hatte indeß Zeit und Kräfte mit der Belagerung von Pavia versplittert. Er wollte seine Abhärtung zeigen und sich mit einem Winterfeldzuge etwas sehen lassen, darum beschoß er die Stadt den ganzen November, December und Januar hindurch, ohne die Besatzung zum Wanken zu bringen, die von einem eben so klugen als tapfern Führer, Don Antonio de Leyva, befehligt wurde. Im Februar 1525 eilten Lannoy, Bourbon und Pescara zum Entsatz herbei. Ihre Truppen waren schon wieder so vom Gelde entblößt, daß sie eine Schlacht verlangten, oder auszu-

reißen drohten. Auch Leyva konnte sich in der Stadt nicht länger halten. Dagegen war Franz so gut verschanzt, daß es nicht möglich gewesen wäre, ihn aus seinem Posten zu vertreiben, wenn er nicht thöricht genug gewesen wäre, selbst heraus zu gehen. Er hielt es seiner Ritterehre zuwider, wenn er furchtsam erschiene, und glaubte auch, den kaiserlichen Truppen an Zahl gewachsen zu seyn. So kam es am 24. Februar zu der berühmten Schlacht bei Pavia. Die Franzosen griffen anfangs mit einer solchen Hitze an, daß die Kaiserlichen wankten. Aber Pescara an der Spitze der Spanier und Frondsberg mit den Deutschen machten Alles wieder gut, und da zu gleicher Zeit Leyva aus der Stadt hervorbrach, so ward die Verwirrung allgemein, und die Kaiserlichen erfochten einen vollkommenen Sieg. Selbst die Schweizer in dem Französischen Heere behaupteten an diesem Tage ihren alten Waffenruhm nicht, und wurden schnell über den Haufen geworfen. In kurzer Zeit sah König Franz nicht nur sein ganzes Heer zerstreut, sondern auch sich selbst vom Pferde gestürzt, verwundet und gefangen. Vierzehn Tage nach der Schlacht war kein Franzose mehr in Italien zu sehen.

Der Kaiser empfing die Nachricht von diesem außerordentlichen Siege mit großer Würde und Mäßigung. Er brachte Gott seinen Dank in einem einsamen Gebete dar, verbot aber alle öffentlichen Freudenbezeugungen und Feste, denn diese, äußerte er, gehörten nur für Siege, die über die Ungläubigen davon getragen würden. Auch befahl er seinen Feldherren in der Lombardei, die Feindseligkeiten gegen Frankreich sofort einzustellen, die aber auch ohne diese Anordnung nicht mit Nachdruck hätten betrieben werden können, denn es trat bald ein so drük-

kender Geldmangel ein, daß Lannoy sich genöthigt sah, alle Italiener und Deutsche aus dem Heere zu entlassen. Nicht weniger bedenklich war der Eindruck, den der große Erfolg von Pavia auf die übrigen Italienischen Mächte und auf den König von England machte; die Übermacht des Kaisers glaubten sie jetzt am meisten fürchten und ihr entgegenwirken zu müssen. Heinrich VIII. söhnte sich mit Frankreich aus, und schloß mit Franzens Mutter, welche die Regentschaft übernommen hatte, ein Vertheidigungsbündniß; in Italien betrieb der ränkevolle Mailändische Kanzler Morone, unzufrieden, daß sein Herr, der vom Kaiser eingesetzte Herzog Franz Sforza, die Belehnung nur unter lästigen Bedingungen erhalten hatte, einen Verein der Italienischen Staaten gegen Karl, in den er auch Pescara zu ziehen, und diesen Feldherrn zum Treubruch zu verleiten suchte. Pescara aber — der anfangs, man weiß nicht recht ob ernsthaft, oder, was glaublicher ist, nur zum Schein, Bereitwilligkeit gezeigt hatte — lockte den Kanzler zu sich, ließ ihn verhaften und belagerte den Herzog in Mailand. Leider starb der treffliche Pescara, einer der größten Feldherrn und geschicktesten Staatsmänner seines Jahrhunderts, noch 1525 im sechs und dreißigsten Lebensjahre. Der Oberbefehl kam an den Herzog von Bourbon.

Schon vor diesen Ereignissen hatte der Kaiser dem Könige Franz seine Freiheit unter den Bedingungen anbieten lassen, daß er das Herzogthum Burgund abtreten, allen Ansprüchen auf Neapel, Mailand und Genua entsagen, dem Herzoge von Bourbon seine eingezogenen Güter zurückgeben und noch die Provence und Dauphiné dazu schlagen sollte, um daraus ein von Frankreich unabhängiges Königreich zu bilden. Franz verwarf diese

Anträge, und verlangte nach Spanien gebracht zu werden. Wirklich sandte ihn Lannoy auf Befehl des Kaisers nach Madrid. Er hatte gehofft, durch eine persönliche Gegenwart werde Alles leicht geordnet werden können, aber er fand sich getäuscht. Karl war keineswegs gesonnen, das Glück, welches ihm seinen Gegner in die Hände geliefert, unbenutzt vorübergehen zu lassen; er weigerte sich, Franzen auch nur zu sehen, ehe die Hauptsachen in Richtigkeit gebracht wären. Der Gram warf den König auf das Krankenlager, worauf Karl ihn zu besuchen eilte, und ihn durch höfliche Versicherungen einer baldigen Ausgleichung zu trösten suchte. Franz erlangte seine Gesundheit bald wieder, aber nicht sogleich die Freiheit; unter des Kaisers Räthen waren die Meinungen über den Preis, für welchen sie ihm zu gewähren sey, getheilt, und besonders war Burgund ein Stein des Anstoßes, da die Abtretung dieses Herzogthums von Karl eben so entschieden gefordert, als von Franz beharrlich verweigert ward. Dieser wollte sogar zum Schein die Krone niederlegen, um bei dem Kaiser die Furcht zu erwecken, er werde durch diesen Schritt alle aus der gegenwärtigen Lage der Dinge zu ziehende Vortheile einbüßen. Endlich kam ein Vertrag zu Stande, der am 14. Januar 1526 zu Madrid unterzeichnet wurde, und Franzen seine Freiheit verschaffte. Die Hauptbedingungen waren: der König tritt das Herzogthum Burgund auf immer ab; er begiebt sich aller Ansprüche auf Neapel, Mailand und Genua, und der Souverainetät über Flandern und Artois; er verspricht, dem Könige von Navarra nicht mehr beizustehen, den Herzog von Bourbon in alle seine Güter wiedereinzusetzen, dem Kaiser zu einem Zuge nach Italien zwölf Galeeren zu stellen und zweihunderttausend Thaler zu

entrichten, und zur Bürgschaft für alle diese Verheißungen seine zwei ältesten Söhne als Geiseln zu stellen, wie auch zur Befestigung der neuen Freundschaft des Kaisers Schwester, die verwittwete Königin Eleonora von Portugal, zu heirathen; und verheißt endlich, im Falle der Nichterfüllung dieses Vertrages, sich binnen sechs Monaten dem Kaiser wieder als Kriegsgefangener zu stellen. Im März lief die Ratification der Regentin von Frankreich ein, und nun kehrte Franz in sein Königreich zurück.

8. Der Bauernkrieg.

(1525.)

In Deutschland hatte unterdessen eine Revolution begonnen, die dem ganzen Adel Vernichtung drohte. Der Bauernstand, der sie unternahm, seufzte noch unter einem sehr harten Drucke. Fürsten, Edelleute und Geistliche sahen die Bauern nicht als Unterthanen an, für deren Aufkommen und Wohlstand sie zu sorgen verpflichtet seyen; sondern als ererbtes, wohlerworbenes Eigenthum, womit sie nach Gefallen schalten und walten könnten. Schwere Abgaben, übertriebene Frohndienste, ungerechte Behandlung, und bei dem kleinsten Ungehorsam die strengsten Strafen; Entziehung der Mittel, wodurch der Bauer zu einem bessern geistlichen und leiblichen Zustande emporklimmen konnte — das waren die lautesten Klagen, die sich in Oberdeutschland aus der Mitte dieses Standes erhoben. Und da nun das Beispiel der benachbarten freien Schweizer — die, seitdem sie sich von der Herrschaft der Fürsten und des Adels losgemacht, in größerm Wohlstande lebten — den Süddeutschen Bauern so nahe

lag; so hielten sie sich befugt, auch ihren Peinigern das Messer an die Kehle zu setzen. Schon ehe Luther öffentlich auftrat, brachen an mehreren Orten große Empörungen aus, die nur durch Ströme von Blut gedämpft werden konnten. Es ist daher ganz ungegründet, in der Reformation die Quelle des Bauernkrieges zu suchen. Allerdings trug sie aber viel dazu bei, die Glut von Neuem zu einer noch ungleich verheerendern Flamme anzufachen. Denn den erhitzten Gemüthern des ohnehin nie scharf sondernden Volkes lag das Mißverständniß sehr nahe, Luthers eifrigen Kampf für Freiheit in Glaubenssachen auf Freiheit im Staatsleben zu beziehen, und von der Einführung der neuen Lehre auch zugleich die Erfüllung billiger Forderungen wie überspannter Hoffnungen in bürgerlichen Verhältnissen zu erwarten.

Um die Osterzeit des Jahres 1525 standen mehrere Dörfer in Schwaben auf*), rotteten sich zusammen, und fingen damit an, daß sie die Schlösser der Edelleute und die reichsten Priestersitze plünderten und verbrannten. Bald wuchsen die kleinen Rotten zu großen Heeren an und bekamen ordentliche Anführer. Aber wie muthig auch die Leidenschaft diese Menschen machte, so waren es doch immer nur Bauern, zusammengelaufenes Volk, das weder Gehorsam noch Mannszucht kannte, mithin einem wohlgeordneten eingeübten Heere wenig furchtbar seyn konnte. Ein solches brachte der unter Kaiser Friedrich III. gestiftete Schwäbische Bund (Th. VI. S. 220) in größter Geschwindigkeit gegen sie auf, und übergab den Befehl über dasselbe einem seiner Mitglieder, Georg Truch-

*) Den Anfang machten die Bauern des Abts von Kempten, ihnen folgten die des Bischofs von Augsburg, und sofort mehrere andere.

seß von Waldburg, einem tapfern, aber rauhen und harten Manne, welcher der alten Kirchenlehre eifrig ergeben war. Dieser zerstreute sehr bald mehrere ansehnliche Haufen, aber schnell vereinigte sich ein neuer, und Truchseß fand sich nicht stark genug, diesem die Spitze zu bieten*). Daher bot er die Hände zu einem Vertrage, der am 22. April unter der Bedingung zu Stande kam, daß die Bauern auseinandergehen, und über ihre Beschwerden Schiedsrichter, die von beiden Parteien zu wählen wären, entscheiden sollten. Leider hatte dieser Vergleich die gehoffte Ruhe nicht zur Folge. Es erschien eine Art von Manifest der Bauern, welches unter dem Namen der zwölf Artikel der Bauerschaft eine Aufzählung ihrer Forderungen enthielt, und von einem ihrer Prediger, die auf ihre Schritte den größten Einfluß übten, aufgesetzt war. Sie forderten darin besonders: das Recht, ihre christlichen Lehrer selbst zu bestellen; die Abschaffung des Viehzehnten; Theil an Jagd, Fischfang und Benuzzung der Gehölze; Zurückführung der Abgaben und Frohnen auf den alten Fuß; unparteiischere Gerechtigkeitspflege u. a. m. Ueber Alles solle gütlich gehandelt werden, ohne Jemanden sein rechtmäßig erworbenes Eigenthum zu schmälern. Am Schlusse erbieten sie sich, die Puncte, deren Ungerechtigkeit man ihnen aus der heiligen Schrift beweisen könne, aufzugeben. Das Ganze war mit Klugheit und wenigstens mit dem Scheine großer Mäßigung abgefaßt; auch machten die Artikel so vielen Eindruck, daß der Kurfürst Ludwig von der Pfalz sie nach Wittenberg sandte und Melanchthons Gutachten darüber verlangte, der, seiner friedfertigen, jeder trotzigen Gewalt

*) Sartorius Geschichte des Deutschen Bauernkrieges. S. 92.

abholden Natur gemäß, seinen Unwillen darüber in starken Worten äußerte. Luther war von den Bauern selbst aufgefordert worden, sich über ihre Angelegenheit zu erklären, und gab eine Ermahnung zum Frieden heraus, in welcher er keiner von beiden Parteien schonte, sondern jeder ihr Unrecht vorhielt. Zu den Fürsten und Herren sprach er unter andern: „Niemand auf Erden mögen wir solches Unraths und Aufruhrs danken, denn euch Fürsten und Herren, sonderlich euch blinden Bischöfen, tollen Pfaffen und Mönchen, die ihr noch heutiges Tages verstockt, nicht aufhört zu toben und wüthen wider das h. Evangelium. Dazu im weltlichen Regiment nicht mehr thut, denn daß ihr schindet und schazt, euere Pracht und Hochmuth zu führen, bis der arme gemeine Mann nicht kann noch länger mag ertragen. Solche Sicherheit und stolze Vermessenheit wird euch den Hals brechen, das werdet ihr sehen. Ihr müßt anders werden und Gottes Wort weichen. Thut ihr's nicht durch freundliche, willige Weise, so müßt ihr's thun durch gewaltige und verderbliche Unweise. Thun's diese Bauern nicht, so müssen's andre thun. — Ist euch nun noch zu rathen, m. l. H., so weicht ein wenig um Gottes Willen dem Zorn. Einem trunkenen Mann soll ein Fuder Heu weichen; wie vielmehr sollt ihr das Toben und störrige Tyrannei lassen, und mit Vernunft an den Bauern handeln, als an den Trunkenen oder Irrigen. — Sie haben zwölf Artikel gestellt, unter welchen etliche so billig und recht sind, daß sie euch vor Gott und der Welt den Glimpf nehmen, und Ps. 107, 40. wahr machen, daß sie Verachtung schütten über die Fürsten." — In der Ermahnung an die Bauerschaft giebt er zu, daß die Fürsten und Herren, die das Evangelium zu predigen verbieten,

und die Leute so unerträglich beschweren, sich wider Gott und Menschen höchlich versündigen. Sie aber sollten sich deswegen keine christliche Rotte oder Vereinigung nennen, da sie Gottes Namen unnütz führen und schänden, weil geschrieben steht: Wer das Schwert nimmt, der soll durch's Schwert umkommen. Auch daß die Obrigkeit böse und unleidlich sey, entschuldige keine Rotterei noch Aufruhr; sie seyen noch viel ärgere Räuber als die böse Obrigkeit*). — Er schließt das Ganze mit einer Ermahnung an die beiden Parteien, an Fürsten und Bauern; auf beiden Seiten, sagt er, sey Unrecht, darum werde man auf beiden Seiten verderben, und Gott einen Buben durch den andern strafen.

Aber diese nachdrücklichen und wohlgemeinten Worte fanden kein Gehör; immer lichter schlug die Flamme des Aufruhrs empor. Fast zu derselben Zeit brach die Empörung außer in Schwaben auch in Franken aus, im Mainzischen, in der Pfalz, im Bisthum Speier, im Elsaß bis nach Lothringen hin, im Norden in Fulda, Hessen, Sachsen, Thüringen. Weit und breit wurden Burgen, Klöster, Priestersitze geplündert und in Brand ge-

*) „Ich setz euch selbst hin zu Richtern, und stelle es in euer Urtheil, welcher Räuber der ärgste sey: ob es der sey, der einem andern ein gros Stück Guts nimmt und läßt ihm doch etwas; oder der, so einem Alles nimmt, das er hat, und den Leib dazu? Die Oberkeit nimmt euch unbillig euer Gut, d. i. ein Stück. Wiederum nehmt ihr derselben ihre Gewalt, darin all ihr Gut, Leib und Leben steht. Darum seyd ihr viel größere Räuber denn sie, und habt's ärger vor, denn sie gethan haben. Ja, sprecht ihr, wir wollen ihnen Leib und Gut genug lassen. Das glaube, wer da wolle, ich nicht. Wer so viel Unrechts darf wagen, daß er einem mit Frevel die Gewalt nimmt, das größte und Hauptstück, der wird es auch nicht lassen, er wird ihm das andere und geringste, so dran hangt, auch nehmen."

steckt. Ein Mensch, Namens Georg Metzler, stand an der Spitze einiger Tausend Odenwäldischer Bauern, zu denen sich bald andere Haufen gesellten. Sie nahmen Weinsberg, und übten an der Besatzung von siebzig Rittern, die sie hier unter Anführung des Grafen Ludwig von Helfenstein fanden, eine grausame Rache für die Gefangenen, welche Truchseß nach seinen Siegen hatte hinrichten lassen. Der Graf und die Ritter wurden in einen Kreis geführt, welchen die Bauern mit gezückten Spießen umstanden; wohin sich die Unglücklichen wandten, fielen sie in die Spieße, bis sie von tausend Stichen durchbohrt sanken. Vergebens warf sich die Gemahlin des Grafen Helfenstein, eine natürliche Tochter Kaiser Maximilians, den Unmenschen zu Füßen, vergebens suchte sie durch das Emporhalten ihres zweijährigen Kindes zu rühren; sie und ihr Kind wurden gleichfalls auf das ärgste gemißhandelt.

Die Nachricht von dieser Würgescene war hinreichend, Luthers Meinung über die Behandlung der aufrührerischen Bauern völlig umzustimmen. Seine edle Seele war frei von dem Irrwahne, mit welchem die trübe Weisheit einer spätern Zeit sich befleckt hat, daß man einem empörten Volke Ströme von Blut und Kannibalengräuel zu Gute halten müsse; er erglühte von Unwillen, und schrieb in dieser Stimmung eine Schrift wider die räuberischen und mörderischen Bauern, die mit einer nur allzugroßen Heftigkeit zum Kriege wider sie aufforderte. „Hier soll zuschmeißen, würgen und stechen, heimlich oder öffentlich, wer da kann, und gedenken, daß nichts giftigers, schädlichers, teufelischers seyn kann, denn ein aufrührischer Mensch. Gleich als wenn man einen tollen Hund todtschlagen muß, schlägst du

nicht, so schlägt er dich, und ein ganzes Land mit dir. — Ein Fürst und Herr muß hier denken, wie er Gottes Amtmann und seines Zornes Diener ist, dem das Schwert über solche Buben befohlen ist, und sich eben so hoch vor Gott versündigt, wo er nicht straft und wehrt, und sein Amt nicht vollführt, als wenn einer mordet, dem das Schwert nicht befohlen ist."

Metzlers Haufen und eine andere zahlreiche Schaar waren ins Würzburgische eingedrungen, und ganz Franken erhob sich. Auch dem Adel blieb nichts übrig, als die Flucht zu ergreifen, und sich von den Flammen seiner Schlösser dazu leuchten zu lassen, oder zu den Bauern überzugehen. Viele thaten das letztere gezwungen; einige traten freiwillig und ehrlich auf die Seite der Empörer, weil sie die Unternehmung derselben billigten oder in Trüben zu fischen hofften. Auch der bekannte Götz von Berlichingen wurde genöthiget, ein Bauernführer zu werden, und spielte dabei eine ziemlich zweideutige Rolle*). Der Bischof von Würzburg flüchtete, die Bauern nahmen seine Hauptstadt ein und belagerten das feste Schloß; aber an diesem scheiterten ihre Kräfte. Indeß rüsteten sich ihre Feinde auf zwei Seiten. Georg Truchseß hatte die Bauern in Schwaben entscheidend aufs Haupt geschlagen, und sich nachher, zur Wiedervergeltung der Weinsberger That, der ganzen Grausamkeit seines rachsüchtigen Gemüths überlassen. Jetzt rückte er nach Franken vor und vereinigte sich mit einem andern Heere, welches der Kurfürst von der Pfalz herbeiführte. Die Bauern wurden in mehreren Treffen geschlagen, das Schloß von Würzburg entsetzt, der Aufruhr schnell gedämpft. Auf

*) Sartorius a. a. O. S. 249.

gleiche Weise mußten die Bauern überall der geordneteren Macht der Fürsten weichen; sie wurden besiegt und entwaffnet, und schwer seufzten die Länder unter den Grausamkeiten und Verwüstungen, mit denen die Sieger jetzt Vergeltung üben zu dürfen glaubten. An dieser Härte, an den Geldbußen und Brandschatzungen, die man dem Volke auflegte und dadurch seinen Wohlstand zerrüttete, hatte der Schwäbische Bund vorzüglich vielen Antheil, da er in Franken als Fremder auftrat, den die Unterthanen nichts angingen. Aber auch unter den Fürsten, die Jenen hätten wehren und die Ihrigen schonen sollen, gingen Manche mit ihrem eignen Volke nicht besser um. Der Markgraf Kasimir von Brandenburg-Kulmbach ließ unter andern sechzig Einwohnern des Fleckens Kitzingen die Augen ausstechen. Der Kurfürst Richard von Trier und der Bischof Konrad von Würzburg fanden eine rechte Wollust darin, ihre Rache im Anblick des Menschenbluts zu sättigen, denn sie durchzogen mit Schaaren von Scharfrichtern und Knechten ihre Länder, da schon alles wieder beruhigt war, und ließen noch viele hundert Köpfe abschlagen; der erstere soll mit eigner Hand Viele hingerichtet haben. Die Zahl der durch den Aufstand in Deutschland Umgekommenen wird mindestens auf funfzigtausend angegeben.

So hinterließ eine Revolution, die ganz Deutschland umzuwandeln gedroht hatte, keine andere Folgen, als verheerte Dörfer und mit Blut gedüngte Felder. Wie wäre auch ein so wildes Zusammenrotten ohne Plan und Ordnung, wo statt ächter Begeisterung nur rohe Leidenschaft und gemeine Rachsucht waltete, ohne irgend einen mit großen Eigenschaften und höherm Sinn begabten Führer an der Spitze, ein besseres Ergebniß werth gewe-

sen! Der Zustand des Bauern hatte sich nicht verbessert, sondern verschlimmert. Das Volk verlor fast an allen Orten, wo es sich empört hatte, zur Strafe seine vorher genossenen Freiheiten, und von Abstellung der Mißbräuche, welche den Aufstand herbeigeführt hatten, war gar nicht mehr die Rede.

---

9. Thomas Münzer.

(1525.)

Mit dem Bauernkriege hing ein anderer Aufstand des niedern Volks in Thüringen zusammen, der jedoch noch eine andere Quelle als die politische hatte. Geistliche Schwärmerei war es, die hier das Panier schwang, und von der ein noch hartnäckigerer Kampf zu fürchten war, als von der bloßen Freiheitsliebe. Denn der Schwärmer, der die von ihm gefundene oder ergriffene Meinung für unmittelbare göttliche Eingebung hält, verachtet mithin alle Gegengründe der Vernunft, weil er jede Vernunftwahrheit für klein und nichtsbedeutend gegen seine göttlichen Offenbarungen ansieht. Verbindet sich eine solche Religionsschwärmerei mit eigennützigen Triebfedern, so greift sie oft sehr rasch und gefahrdrohend um sich.

So war es hier. Thomas Münzer, ein Weltgeistlicher, der einmal Luthers Zuhörer gewesen war, meinte, Alles, was Luther von der christlichen Freiheit lehre, sey noch gar nichts. Er bemäntele noch viel zu viel, und es steckten noch ganz andere Dinge in der Bibel. Gott habe die ganze Erde den Gläubigen geschenkt, und sein Regiment verlange durchaus keine Fürsten und Obrigkeiten, keinen Adel und keine Pfaffen, keine Reichen und

keine Armen; im Reiche Gottes müßten alle Menschen gleich seyn. Wegen dieser tollen Grundsätze hatte man ihn mit Recht schon aus mehreren Sächsischen und anderen Städten verjagt, als er in der Reichsstadt Mühlhausen einen großen Anhang fand. Die Entschiedenheit, mit der er seine Meinung vortrug, die Keckheit, mit der er sich göttlicher Erscheinungen rühmte, und ganz besonders die lockenden Reden von Freiheit und Gleichheit verführten das niedere Volk mächtig, in ihm einen Propheten zu sehen, den man hören und achten müsse. In kurzem war seine Partei in Mühlhausen so zahlreich, daß er sich ihrer statt eines Heeres bedienen konnte. Sogleich wurden nun die Magistrate abgesetzt, die Priester und Adeligen aus ihren Häusern und Landsitzen verjagt und ihre Güter vertheilt. Als die Revolution in der Stadt selbst zu Stande gebracht war, zog Münzer mit seinem Anhang hinaus, um sie durch das ganze Land zu verbreiten. Denn es sey sein Geschäft, sagte er, das Reich Gottes auf Erden aufzurichten, und die Herrschaft an die Armen zu bringen. Er versicherte, er habe einen göttlichen Befehl, sich mit den aufrührerischen Bauern in Franken und Schwaben zu vereinigen, und könne gewiß versprechen, daß Gott ihm und seinen Getreuen alle Macht der Erde in die Hände geben werde, wofern sie nur Glauben hätten. Um diesen zu erlangen, empfahl er eine gänzliche Versenkung der Seele in Gott, und alle die Kreuzigungen, mit denen Schwärmer schon oft die Gnade Gottes zu erlangen geglaubt hatten. Es versteht sich aber, daß mitten unter diesen schwärmerischen Andachtsübungen von dem ausgelassenen Pöbel die tollsten Ausschweifungen begangen wurden.

Da nun die wilde Rotte immer zahlreicher und un-

bändiger wurde, und sich über ganz Thüringen, viele Gegenden Obersachsens, über Hessen und das Braunschweigische verbreitete, so vereinigten sich der Herzog Georg von Sachsen, der Landgraf von Hessen und der Herzog von Braunschweig mit einander, und rückten mit einer ausgesuchten und wohlgeübten Mannschaft gegen sie aus. Sie trafen Münzer bei Frankenhausen, wo er sich mit etwa 8000 Mann auf einer Anhöhe gelagert hatte. Die Fürsten, die nicht gern Menschenblut ohne Noth vergießen wollten, ließen die Aufrührer erst auffordern, sich zu ergeben und ihre Häupter auszuliefern, und versprachen ihnen für diesen Fall gänzliches Vergessen des Geschehenen. In dieser Gefahr spannte Münzer alle seine Kräfte an, die Untreue der Seinen zu verhindern, und ein zufällig sich zeigender Regenbogen kam seiner feurigen Beredtsamkeit mächtig zu Hülfe. „Hebt die Augen auf, rief er, und seht wie günstig uns Gott ist, blickt auf das Zeichen seiner ewig dauernden Huld zu uns. Seht den schönen Friedensbogen, der über eurem Haupt erscheint, und da in unseren Fahnen dasselbe Zeichen gemalt ist, kann es uns deutlicher gesagt werden, der Himmlische werde uns unterstützen und unseren Feinden den Untergang geben? Es ist Gottes Wille, daß ihr keinen Frieden mit den Feinden macht." Nachdem er Alles erschöpft hatte, was nur unter solchen Umständen zu sagen war, fühlten sich seine Anhänger so vom blinden Vertrauen auf Gottes Beistand durchdrungen, daß sie sogleich gegen den Feind geführt zu werden verlangten. Jede Hoffnung auf friedliche Unterhandlung zu vernichten, beging Münzer sogar die Nichtswürdigkeit, einem zweiten Gesandten der Fürsten, einem jungen Edelmanne, den Kopf abschlagen zu lassen. Der Ausgang der Schlacht

ist leicht zu ermessen. Münzer war einer der Ersten, welche davon liefen; fast die Hälfte der Seinen ward auf der Flucht niedergehauen (15. Mai 1525). Er selbst entkam glücklich nach Frankenhausen, und verbarg sich daselbst auf dem Boden eines Hauses; aber ein Knecht entdeckte ihn am folgenden Tage und zog ihn aus dem Bette hervor. Er wurde vor die Fürsten gebracht, auf die Folter gespannt und dann enthauptet.

Die Katholischen verfehlten nicht, alle diese Empörungen als fürchterliche Beispiele auszuschreien, zu welchen Unthaten die neuen ketzerischen Lehren führten. So ungegründet diese Behauptung auch ist, wenn man anders nicht jedes aus einer großen Idee entspringende Mißverständniß auf diese selbst zurückschieben will; so hat doch der Bauernkrieg viel dazu beigetragen, den Sectenhaß und den Parteigeist schärfer zu machen, und durch die politische Besorgniß, welche sich dem religiösen Interesse beimischte, wurde die Lage der Dinge schwieriger und verwickelter.

---

10. Fortschritte der Reformation.

Der feurigste Anhänger der Glaubensverbesserung war der junge Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen. Er drang zuerst darauf, daß alle diejenigen Fürsten, die sich der Reformation entweder schon zugewandt hatten oder noch zuzuwenden gedachten, bei Zeiten in ein Schutz- und Trutzbündniß zusammentreten sollten, im Fall etwa der Kaiser bei seiner Zurückkunft nach Deutschland mit den übrigen katholischen Fürsten gemeinschaftliche Sache gegen sie machen möchte, welches sehr zu fürch-

ten sey, da er der neuen Lehre sehr abgeneigt scheine. Luther wollte von diesen Maßregeln durchaus nichts hören; er verließ sich fest darauf, daß Gott seine Sache schon allein ohne alle Menschenhülfe durchfechten werde; und der sanfte Melanchthon verabscheute wegen seiner natürlichen Weichmüthigkeit alle gewaltsamen Schritte. Gewiß würde also der neue Kurfürst von Sachsen, Johann der Standhafte (sein Bruder Friedrich der Weise war am 5. Mai 1525 gestorben), den Bitten Beider nachgegeben haben, wenn nicht Nachrichten von Unterhandlungen und einer Zusammenkunft mehrerer katholischen Fürsten eingelaufen wären, die augenscheinlich Maßregeln wider die neue Lehre zum Zwecke hatten. Da schien es dem Kurfürsten allerdings nützlich, sich in Zeiten auf Gewalt gefaßt zu machen, und so nahm er des Landgrafen Vorschlag an. Zu Torgau wurde im Mai 1526 zwischen beiden Fürsten ein Bündniß geschlossen, des Inhalts, daß — weil durch die Geistlichen und ihre Anhänger eine Verbindung errichtet worden sey, um die alten unchristlichen Mißbräuche ferner im Schwange zu erhalten, und diejenigen, welche sie abgestellt hätten, anzugreifen und zu verderben — sie einander gegen einen solchen Angriff mit allen ihren Kräften beistehen wollten. Bald darauf traten noch vier Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, Herzog Heinrich von Meklenburg, Fürst Wolfgang zu Anhalt, zwei Grafen von Mansfeld, und die damals freie Reichsstadt Magdeburg diesem Bündnisse bei.

Das Vertrauen auf diese Einigung war es, welches den verbündeten Fürsten die Entschlossenheit gab, auf dem noch im Junius desselben Jahres zu Speier eröffneten Reichstage, sich dem kaiserlichen Antrage zur Vollziehung des Wormser Edicts zu widersetzen, ja den

Beschluß zu bewirken, daß bis zur völligen Entscheidung der Religionshändel jeder Reichsstand sich in Bezug auf das Wormser Edict so verhalten solle, wie er es vor Gott und dem Kaiser zu verantworten hoffte. Unter dem Schutze dieses Reichsschlusses gewann die Reformation einen noch schnellern und leichtern Fortgang, und die neue Lehre, die schon in vielen Landschaften und Orten in's Leben getreten war, erhielt einen festern Grund. Indem die Reformatoren viele Lehrsätze des katholischen Kirchenglaubens gänzlich bestritten, oder doch anders gestalteten, griff dieses so tief in die Kirchenverfassung und den Gottesdienst ein, daß die Trennung immer entschiedener werden mußte. Die Verwerfung der geistlichen Herrschaft des Papstes, des Cölibats der Geistlichen und des Mönchswesens sprengte die Kette der Hierarchie; wenn die Dogmen von der Brotverwandlung, dem Meßopfer und der Fürbitte der Heiligen verlassen wurden, mußten auch die gottesdienstlichen Anstalten gänzlich verändert werden; und mit der Lehre Luthers, daß nicht in unserer eigenen Gerechtigkeit und in guten Werken, sondern in dem Glauben an das Verdienst Christi der wahre Grund unseres Heils zu suchen sey, mußte sich das praktische christliche Leben ganz anders gestalten. Diesen Grundsätzen gemäß wurde die Messe abgeschafft, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt ausgetheilt, die Anbetung der Bilder verworfen, die Muttersprache beim Gottesdienst eingeführt, den Geistlichen die Ehe verstattet; die Klostergelübde wurden für unverbindlich erklärt, die Festtage vermindert; auf das Predigen und den häufig gänzlich vernachlässigten Volksunterricht legte man einen großen, bisher ungewohnten Nachdruck. In Ansehung der Kirchenverfassung und Regierung waren die Refor-

matoren anfangs geneigt, die Bischöfe bestehen zu lassen, wenn ihre Gewalt eingeschränkt würde, und sie aller weltlichen Herrschaft entsagten. Da dies aber nicht erfolgte, so kam in den Ländern, wo die Reformation eingeführt wurde, die oberste Leitung der Kirchenangelegenheiten an die Landesherren.

In dem Mutterlande der Reformation, dem Kurfürstenthum Sachsen, wo Friedrich der Weise sich gegen die Neuerungen mehr duldsam als fördernd verhalten hatte, wurden diese Einrichtungen durch Johann den Standhaften angeordnet. In Hessen hielt Philipp der Großmüthige 1526 eine Landessynode, wo die Kirchenreformation besprochen und festgesetzt wurde; ein Jahr darauf stiftete er die Universität zu Marburg. Bald folgten mehrere andere Deutsche Fürsten und Städte. Am merkwürdigsten aber war, daß schon in den ersten Jahren der Reformation ein ganzer geistlicher Staat in einen weltlichen verwandelt (säculariſirt) wurde. Dieses geschah in dem Ordenslande Preußen, welches, wie wir wissen, im Thorner Frieden seine Selbständigkeit an Polen verloren hatte (Th. VI. S. 410.). Im Jahre 1511 wählte der Orden den Markgrafen Albrecht von der Fränkischen Linie des Brandenburgischen Hauses, einen Enkel des Kurfürsten Albrecht Achilles, und Schwestersohn des Königs Sigismund von Polen, zum Hochmeister. Der Orden hatte die Hoffnung nicht aufgegeben, sich der Polnischen Oberhoheit wieder zu entziehen; Albrecht versagte den Lehnseid, und gerieth darüber 1519 mit seinem Oheime in einen Krieg. Um in dem Lande Hülfe zu suchen, mit welchem Preußen früher politisch verbunden gewesen, reis'te Albrecht nach Deutschland, fand zwar diese Hülfe nicht, sah aber die Anfänge der Kirchenver-

besserung, und von Luther persönlich dazu aufgefordert, beschloß er, auch Preußen für dieselbe zu eröffnen. Sie fand dort einen fruchtbaren Boden und verbreitete sich mit großer Raschheit. Dadurch gelang es dem Markgrafen, der Herrschaft des Ordens, trotz aller Einreden und Klagen vieler Beeinträchtigten, ein Ende zu machen, und Preußen für sich und seine Nachkommen als Erbeigenthum zu gewinnen, indem er sich mit dem Könige von Polen aussöhnte. Dies geschah 1525 zu Krakau, wo am 9. April ein Friede unterzeichnet wurde, der Albrecht zum ersten weltlichen Herzog von Preußen erklärte. Am folgenden Tage leistete der neue Herzog seinem Oheim mit großer Pracht die Huldigung.

Der Urheber aller dieser großen Bewegungen erfreute sich unterdeß im Stillen der mächtigen Wirkungen seiner Kühnheit und seines Forschungsgeistes. Unabläßig fuhr er fort, geistliche Schriften, Erklärungen biblischer Bücher, Reden u. s. w. herauszugeben, und seine Bibelübersetzung zu verbessern, so daß es unbegreiflich seyn würde, wie sein von beständiger Kränklichkeit geplagter Körper eine so gewaltsame Anstrengung so lange habe aushalten können, wenn man nicht wüßte, wie mächtig ein lebhafter, ganz mit einer großen Idee erfüllter Geist selbst den hinfälligsten Körper mit sich empor zu heben und zu erhalten vermöge. Ja die Pünktlichkeit und Ordnung in seinen Geschäften machte es ihm möglich, noch manche Nebenstunde dem geselligen Vergnügen, ja sogar dem Gartenbau zu widmen. Es ist noch ein Brief von ihm vom Jahre 1525 übrig, worin er einen Freund bittet, ihm neue Sämereien für sein Gärtchen zu schicken; und ein anderer an Spalatin, den er mit dem Versprechen zu sich einladet, ihm bei seinem Besuche einen Strauß

seiner selbst gezogenen Rosen zu überreichen. 1525 fing er gar das Drechseln an. „Ich und mein Famulus Wolfgang, schreibt er an einen Freund in Nürnberg, haben das Drechseln vor die Hand genommen; weil wir aber die dazu nöthigen Werkzeuge bei uns nicht haben können, so schicke ich hier einen Goldgulden, mit Bitte, dafür etliche Bohrer und andere Drechslerinstrumente zu kaufen, die Euch leicht ein Drechsler zeigen wird."

Zu Ende des Jahres 1524 krönte er alle seine Bemühungen den Mönchsstand auszurotten dadurch, daß er selber seine Augustinerkutte ablegte, und hinfort immer einen bürgerlichen Rock trug. Gewöhnlich schenkte ihm der Kurfürst das Tuch dazu, und zwar schwarzes, welches damals die Hoffarbe war; und seitdem führten seine Schüler, die ihm in den kleinsten äußerlichen Eigenheiten nachahmten, diese Farbe so allgemein ein, daß sie bis auf unsere Zeiten die Farbe der amtlichen Kleidung unserer Geistlichen geblieben ist.

Aber eine noch weit auffallendere Handlung, nach den Begriffen jener Zeit, beging er im folgenden Jahre. Nachdem er schon längst mehrere junge Geistliche aus seiner Schule aufgefordert und auch wirklich vermocht hatte, trotz des Papstes Bullen, zu heirathen, äußerte sein Herr, der Kurfürst, einmal scherzend sein Befremden darüber, daß er selbst ehelos bleibe. Luther, obgleich schon zwei und vierzig Jahre alt, überlegte sich die Sache, und da er schon seit mehreren Jahren ein Fräulein, Katharina von Bora, die mit acht anderen Nonnen aus dem Kloster Nimptsch bei Grimma nach Wittenberg entwichen war, als ein verständiges Frauenzimmer kannte, so trug er dieser seine Hand an. „Wohlan — schrieb er am Pfingstabend 1525 an des Kurfürsten Kanzler,

Doctor Rüel, der ihm jene Äußerung seines Herrn hinterbracht hatte — ich bin bereit, mit meinem Exempel vorzutraben." Am 13. Juni 1525 geschah die Verlobung, und bald darauf auch die Hochzeit. Die katholischen Eiferer schrieen Zeter über diese That, die witzigen Köpfe satyrisirten darüber. „Nennt mir doch die neuen Religionshändel nicht mehr Tragödien, schrieb Erasmus bei einer ähnlichen Gelegenheit, Komödien sind es, denn sie endigen mit Heirathen."

Luthers Fleiß im Schreiben und Lehren erlitt übrigens durch seinen Ehestand keine Störung, so lieb er auch „seine Käthe" und sein Söhnchen Johannes hatte, das ihm im nächsten Jahre geboren ward. 1527 unternahm er mit Melanchthon ein wichtiges Werk, die Visitation der Kirchen und Schulen in ganz Kursachsen und Meißen, eine mühselige Arbeit, die einige Jahre wegnahm. Die beiden Männer durchreiseten Dorf für Dorf und Stadt für Stadt, verbesserten überall, was sich verbessern ließ, zeigten den Pfarrern und Schullehrern eine bessere Methode, und ermahnten sie kräftig zu ihren Pflichten. Aber sie erstaunten auch überall über die ungeheure Dummheit und Unwissenheit, worein sie nicht bloß das Landvolk, sondern auch dessen Lehrer versunken sahen. Mit Vielen war auch nicht ein vernünftiges Wort zu sprechen. Mancher Dorfpfaffe konnte auch die allereinfachsten Begriffe nicht fassen, denn sein Gottesdienst hatte bisher bloß im Herplappern unverstandener Gebetsformeln bestanden. Es ist rührend, die Empfindungen des menschenfreundlichen Melanchthon über dies Elend zu lesen. „Wie kann man es verantworten, schreibt er, daß man die armen Leute bisher in so großer Unwissenheit und Dummheit gelassen hat! Mein Herz blutet,

wenn ich diesen Jammer erblicke. Ich gehe oft bei Seite und weine meinen Schmerz aus, wenn wir mit der Untersuchung eines Orts fertig sind. Und wer wollte nicht jammern, der da sieht, wie die Anlagen des Menschen so ganz vernachlässigt werden, und der Geist, der so viel lernen und fassen kann, nicht einmal von seinem Schöpfer und Herrn etwas weiß!"

Als das traurige Geschäft beendigt war, setzte Melanchthon einen Unterricht an die Pfarrherren im Kurfürstenthum Sachsen auf, der noch in demselben Jahre (1528) sechsmal gedruckt wurde. Er enthält eine kurze Anweisung, was und wie die Lehrer in Kirchen und Schulen lehren sollen, und wie der Gottesdienst einzurichten sey. Auch Luther brachte die Hauptsätze seiner Glaubens- und Sittenlehre in Fragen und Antworten, um den Lehrern die Sache recht leicht zu machen. Das ist der berühmte „Katechismus Lutheri." Einen kurzen Auszug daraus, den er den kleinen Katechismus nannte, bestimmte er für die Kinder. Der Nutzen, den diese Schriften gestiftet haben, ist außerordentlich. Und wie Luther durch die Katechismen für den Volksunterricht, so sorgte Melanchthon für eine wissenschaftliche Darstellung der evangelischen Glaubenslehre, welche unter dem Titel **Loci communes rerum theologicarum** im Jahre 1521 zuerst erschien, und so außerordentlichen Beifall fand, daß sie, viele Übersetzungen ungerechnet, bis 1595 sieben und sechzigmal aufgelegt worden ist.

Um diese Zeit war, wie oben (S. 184) erwähnt ist, König Ludwig II. von Ungern und Böhmen im Kriege gegen die Türken umgekommen. Als Schwager des Verstorbenen und vermöge früherer Verträge machte Erzherzog Ferdinand auf dessen Kronen Ansprüche. In Böh-

men erklärten sich auch die Stände für ihn; in Ungern aber kam ihm der Siebenbürgische Woiwode Johann von Zapolia zuvor, und ließ sich zum König krönen. Nun aber erschien Ferdinand mit Deutschen Truppen, zwang seinen Gegner zur Flucht, und empfing seinerseits am 3. November 1527 die Ungerische Königskrone.

11. Die heilige Ligue.

(1526.)

Wir kehren jetzt wieder zu den auswärtigen Verhältnissen des noch immer abwesenden Kaisers zurück. Dieser befand sich noch in Spanien, und erwartete begierig, ob der kürzlich freigelassene König von Frankreich seine Versprechungen alle treulich erfüllen, oder ihn vielleicht mit Gewalt zu zwingen suchen werde, sie ihm zu erlassen. Es zeigte sich bald, welches von beiden er erwählt habe.

Das Mailändische war noch immer mit kaiserlichen Soldaten überschwemmt, die längst keinen Sold mehr erhalten hatten, und dem schon durch den Krieg so erschöpften Bürger und Landmann sehr zur Last fielen. Alle Tage brandschatzten sie von der Hauptstadt allein fünftausend Ducaten zusammen, und dies Unwesen hatte nun schon über Jahr und Tag gedauert. Bourbon hielt den Herzog Franz Sforza immer noch in dem sehr festen Castell von Mailand belagert, und es lag ihm daran, diesen Posten nicht zu verlassen, denn der Kaiser hatte ihm versprochen, ihn, zur Entschädigung für seine in Frankreich verlornen Güter und zur Belohnung seiner Dienste, mit dem Herzogthum Mailand zu belehnen. Die

Italiener aber, die wol ganz natürlich ein herzliches Verlangen haben mußten, sich dieser Plage zu entledigen, boten Franzen dazu ihre geheimen Dienste an. Mailand, Venedig, Franz, und der mit Karln zerfallene Heinrich VIII. schlossen ein Bündniß, dem der Papst Clemens VII. durch seinen Segen und Beitritt den Namen der heiligen Ligue verschaffte. Sämmtliche fünf verbundene Mächte wollten den Kaiser durch eine Gesandtschaft ersuchen, seine Truppen aus Italien zurückzuziehen, den Herzog Franz Sforza wieder einzusetzen, und die Söhne des Königs Franz, die als Geiseln bei ihm waren, nicht gegen das Herzogthum Burgund, sondern gegen ein Lösegeld, frei zu geben, im Weigerungsfall aber ein Heer aufbringen, um die Kaiserlichen nicht nur aus Mailand, sondern auch aus Neapel zu verjagen. Und damit sich Karl nicht auf Franzens Schwur und Handschrift berufen könne, sprach der heilige Vater, kraft seiner Gewalt zu binden und zu lösen, den König öffentlich von diesem Schwure los.

So sollte also Karl von allen den großen Vortheilen, die er sich von Franzens Gefangenschaft versprochen hatte, keinen einzigen genießen. Er wußte selbst nicht, wem er heftiger zürnen sollte, dem treulosen König, oder dem gleißnerischen Papste. An den erstern schickte er sogleich Gesandte, welche die Erfüllung des Madrider Vertrages auf das ernstlichste begehrten. Franz entschuldigte sich mit einer von ihm selbst veranstalteten Weigerung der Stände des Herzogthums Burgund, in eine Losreißung von Frankreich zu willigen, und bot statt des Landes zwei Millionen Kronen an. Über diese Antwort entbrannte Karl, und erklärte ihn öffentlich für einen Rezenten ohne Ehre und Treue. Sein größter Verdruß

aber bei der Sache war der, daß er, wie gewöhnlich, so arm an Gelde war, daß er keinen großen Schlag auszuführen vermochte.

Dagegen verschaffte ihm sein Gesandter am Römischen Hofe, Don Hugo di Moncada, vom Papste eine bessere Genugthuung. Moncada benutzte schlau die alte Eifersucht, welche schon seit Jahren zwischen den beiden Römischen Häusern Medici und Colonna herrschte, und die noch dadurch ungemein erhöhet worden war, daß das Haupt des letztern, der Cardinal Pompeo Colonna, sich bei der letzten Papstwahl die sicherste Rechnung auf die dreifache Krone gemacht hatte, die ihm nun von dem jetzigen Papste, seinem Todfeinde, entrissen worden war. Moncada schlich sich listig in das Vertrauen der Colonna ein, ließ den Pompeo merken, daß noch nicht aller Tage Abend gekommen sey, und daß sein Herr, der Kaiser, gewiß eine herzliche Freude darüber empfinden würde, wenn er das Haupt seiner Feinde einmal recht gedemüthigt sehen könnte. Colonna bot nun sein ganzes Vermögen auf, es wurden unter einem Vorwande dreitausend Mann angeworben, Alles ward in größter Stille eingeleitet, bis der Anschlag reif war. Colonna stürmte hierauf plötzlich den Vatican; Clemens, im größten Schrecken, floh in die Engelsburg, deren Zugänge sein Feind sogleich aufs strengste bewachen ließ. Der Vatican, die Peterskirche und alle Häuser und Villen der päpstlichen Anhänger wurden rein ausgeplündert. Indeß wollte Moncada diese äußerste Verlegenheit des Papstes nicht weiter, als es der Vortheil seines Herrn erforderte, benutzen. Er gab daher dem Gefangenen seine Freiheit wieder, unter der Bedingung, daß er seine Truppen aus Mailand zöge, und dem Hause Colonna Alles verziehe.

So endigte sich dieser schimpfliche Auftritt, zum Erstau-
en des Pompeo, der mit dem Vorgeben, Clemens solle
abgesetzt werden, gekörnt worden war, und sich nun aufs
mpfindlichste getäuscht sah.

---

2. Einnahme von Rom und zweiter Krieg mit Franz I.

(1527 — 1529.)

Die kaiserlichen Truppen in Mailand hatten unterdeß
as Land so ausgesogen, daß ihre Erhaltung dem Her-
oge von Bourbon täglich schwieriger wurde. Und nun
andte ihm der Kaiser im Herbste 1526 noch eine ansehn-
che Verstärkung, sechzehntausend Deutsche unter Georg
on Frondsberg. Die Nothwendigkeit, sich auf seinem
Posten zu behaupten, machte Bourbon zum Barbaren;
griff die Kirchengeräthe an, und preßte den reichen
Bürgern in Mailand ihr Geld mit Härte, ja mit der
Folter ab. Endlich, da er die Menge durchaus nicht
mehr auf Mailändischem Boden erhalten konnte, nahm
sich vor, sie in Feindes Land zu führen. In halber
Verzweiflung, wahrscheinlich ohne festen Plan, trat er
mitten im Winter (30. Jan. 1527) seinen Marsch nach
dem Kirchenstaat an, nachdem er dem Leyva das Com-
mando über die Besatzung von Mailand übergeben hatte.

Er erfuhr, daß der Papst seine Zusage nicht erfüllt
habe, sondern bald nach seiner Befreiung die Colonna
eine Rache auf das härteste habe empfinden lassen, in-
dem er dem Pompeo die Cardinalswürde genommen, die
ganze Familie gebannt, und ihre Häuser und Ländereien

habe verwüsten lassen. Das schien ihm Veranlassung genug zu seyn, unter dem Titel des Rächers nach Rom zu gehen, und so hatte er vor der Hand ein Ziel, zu dem ihm seine Soldaten mit Freuden folgten. Ein seltsamer Zug! Fünf und zwanzigtausend Mann ohne Geld, ohne Magazine, ohne Geschütz und ohne Gepäck, wollten sich durch ein fremdes Land bis zur Hauptstadt durchschlagen, und diese erobern. Italiener, Spanier und Deutsche folgten einem Franzosen, der ihre Sprache nicht verstand, und doch ihr Vertrauen im vollen Maße hatte. Es hatte ihm aber auch die Natur die Gabe verliehen, alle Gemüther zu beherrschen, die an Kraft unter dem seinigen standen. Er ging, wie Cortez und Pizarro, zu Fuß vor seinen Soldaten her, theilte alle Beschwerden mit ihnen, sorgte eher für sie, als für sich, und erheiterte sie durch lockende Versprechungen. Oft auch, wenn der Hunger ihnen Klagen auspreßte, erlaubte er ihnen ein reiches Pfaffengut zu plündern. Von der Verzweiflung, die in seinem Innern tobte, ließ er sie so wenig ahnen, daß er sogar oft mit ihnen sang und scherzte; und so erhielt er sie, selbst bei dem größten Ungemach, immer bei guter Laune. Die Deutschen, der Lutherischen Lehre zugethan, freuten sich besonders darauf, dem Papst zu Leibe zu gehen, und ihren Doctor an Ort und Stelle zu rächen; und der arme Kirchenstaat mußte es schwer empfinden, daß er päpstliches Eigenthum war.

Die Beschwerden des Weges waren sehr hinderlich. Übergetretene Flüsse, Schnee und rauhe Witterung, eine feindliche Arme (die Liguistische) zur Seite, welche die Fortschreitenden unaufhörlich neckte — das waren keine Kleinigkeiten. Piacenza und Bologna hatten sie vergebens zu überraschen gesucht, und zu einer Belagerung

fehlte es ihnen an Zeit, an Lebensmitteln und an Geschütz. Auch mit Florenz glückte es nicht. So mußte man sich denn begnügen, einige Dörfer zu plündern, und dann weiter ziehen. Der Papst, von der neuen Gefahr, die ihm drohte, unterrichtet, wandte sich in der Bestürzung an Lannoy in Neapel, und versprach sechzigtausend Kronen zu bezahlen, seine Soldaten zu entlassen, und den Colonna allen Schaden zu ersetzen. Lannoy nahm die Bedingungen an, die Clemens sogleich erfüllte, und ließ dem Herzoge von Bourbon sagen, er möchte nun wieder zurückgehen. Aber um des Zurückgehens willen war Bourbon so weit nicht vorgedrungen; ohnehin war Lannoy ihm verhaßt, und vielleicht — daß er jetzt mit Plänen umging, die, wenn das Glück sie begünstigt hätte, ihn über die Trümmer von Lannoy's und Karls Italienischer Macht hinweggeführt haben würden. Doch hat Niemand in seiner Seele gelesen, er hat seinen Kummer und seine Hoffnungen mit ins Grab genommen.

Bis zu Ende des April hatte der langwierige, beschwerliche Marsch gedauert, als die Soldaten zuletzt noch noch Miene machten, sich zu empören. Bourbon redete ihnen freundlich zu, und führte sie in schnellen Märschen auf Rom los. Endlich am fünften Mai bei Sonnenuntergang erblickten sie die Hauptstadt der Welt. Er zeigte ihnen die strahlenden Kuppeln und Zinnen der prächtigen Tempel und Paläste von ferne, und versprach ihnen alle Schätze derselben, wenn sie die Stadt erobert hätten. Gleich auf den folgenden Morgen ward ein Hauptsturm beschlossen. Das Heer machte sich früh auf, und Bourbon, ganz gepanzert, und noch über der Rüstung mit einem weißen Gewande bekleidet, um kenntlicher zu seyn, schritt durch die Reihen und ermahnte

seine Krieger zur alten Tapferkeit. Noch verbarg ein dicker Nebel den Römern ihre Ankunft. Erst als sie an den Graben kamen, wurden sie von den päpstlichen Soldaten und den Schweizern auf der Mauer erblickt. Unter fürchterlichem Geschrei wurden die Leitern angeworfen und erstiegen: ein schreckliches Gemetzel begann, und die Schweizer im Solde des Papstes machten ihrem Namen Ehre. Schon mehrmals zurückgeschlagen wichen die Stürmenden hie und da, und mußten mit Gewalt wieder angetrieben werden. Bourbon rannte von einem Haufen zum andern, ermunterte Alle durch Winken und Rufen, riß einem Säumenden die Leiter aus der Hand, und kletterte selbst hinauf. Aber er hatte nur wenige Augenblicke dort oben mit dem Schwerte gefochten, als ein wohlgezielter Musketenschuß ihn traf. Er fühlte sogleich, daß die Wunde tödtlich sey, hatte aber noch Fassung genug, herabzusteigen, und die Umstehenden zu bitten, daß sie ihn mit einem Mantel bedeckten. Gleich darauf verschied er. Seine Sorgfalt war vergebens gewesen. Die Krieger, die das weiße Gewand nicht mehr sahen, ahnten die Ursach. Aber weit entfernt, dadurch kleinmüthig und verwirrt zu werden, feuerte die Begierde, ihres theuern Führers Tod zu rächen, sie zu desto größerer Tapferkeit an. Die Schweizer wichen allmählig, und die Kaiserlichen drangen glücklich in die Stadt.

Alles, was die Rachsucht, der Geiz, die Religionswuth und die Wollust aus dem Menschen machen können, sah man jetzt an diesen rasenden Siegern. Wild umherschweifend von Palast zu Palast, von Kirche zu Kirche, schleppten sie weg, was sie nur tragen konnten, und was sie nicht fortzubringen vermochten, das zerstörte ihr unsinniger Muthwille. Hie und da brachen fürchter-

liche Feuersbrünste aus, die manchen herrlichen Überrest des classischen Alterthums, manches Meisterstück der neuern Baukunst, manche seltene Sammlung von Kunstwerken in Asche legten. Mehrere Tage schwelgte die losgelassene Bestialität in der Wollust des Mordens und Zerstörens, und als sich endlich die erste Wuth ein wenig abgekühlt hatte, trieb der ungebundene Muthwille mit allem bisher für heilig Geachteten sein tolles Spiel. Die päpstliche Sacristei ward zum Pferdestall entweiht, und statt der Streu holte man die Acten aus der päpstlichen Kanzlei und riß sie in Stücke. Die Cardinäle in ihrem Purpur wurden auf Esel gesetzt, und zum Gelächter in der Stadt umhergeführt. „Vivat Doctor Luther! schrieen die Deutschen. Doctor Luther soll Papst seyn! Ihm schenken wir das Papstthum!"

Der wirkliche Papst hatte in dieser Gefahr abermals seine Zuflucht in der Engelsburg gesucht. Philibert von Chalons, Prinz von Oranien, der nach Bourbons Tode das Commando übernommen hatte, konnte kaum so viel Soldaten vom Plündern abhalten, als nöthig waren, um die Zugänge zu diesem Castell zu besetzen. Es entspannen sich Unterhandlungen, in denen dem Papste sehr harte Bedingungen vorgelegt wurden. Er sträubte sich lange, sie alle einzugehen, weil er noch immer Hülfe von der Liguistischen Armee hoffte, die auch wirklich nicht entfernt war, deren Anführer aber entweder nicht den Willen oder nicht die Kraft hatte, ihn zu befreien. Endlich, da der Mangel so groß ward, daß der Papst schon Eselsfleisch essen mußte, kam der Vertrag nothgedrungen zu Stande. Clemens VII. mußte versprechen, 400,000 Ducaten für das Heer zu bezahlen, alle festen Städte im Kirchenstaate dem Kaiser zu übergeben, und so lange

in der Gewalt des Grafen von Alarcon zu bleiben, bis alle diese Puncte erfüllt wären. Da auch König Franz früher unter der Aufsicht desselben Grafen gestanden hatte, so hatte dieser die Ehre, die zwei vornehmsten Gefangenen seines Jahrhunderts bewacht zu haben.

Aber woher sollte Clemens in der gänzlich ausgeplünderten Stadt noch so viel Geld nehmen, als er zu zahlen versprochen hatte? Ein halbes Jahr ging darüber hin, ehe er die Summe auftreiben konnte, und in dieser Zeit ließ ihn Alarcon nicht aus den Augen. Endlich war es herbeigeschafft, und am 7. December 1527 sollte er freigelassen werden. Aber noch in der Nacht vor dem bestimmten Tage, da die Wachen ein wenig nachlässiger auf ihn Acht gaben, entsprang Clemens aus seiner Haft, und floh von wenigen Dienern begleitet nach Orvieto.

Die ganze Christenheit erstaunte über diese Begebenheiten, und wiewohl Viele dem Papste die wohlverdiente Züchtigung von Herzen gönnten, so haftete doch bei der größern Menge die alte Ehrfurcht gegen das Oberhaupt der Kirche noch viel zu tief, als daß nicht Karl die allgemeine Stimme wider sich hätte haben sollen. Diesem Urtheile zu begegnen, schrieb er Briefe an alle Höfe, in welchen er betheuerte, daß der ganze Zug nach Rom und Alles, was an dem Papste Übels verübt worden, ohne sein Wissen und wider seinen Willen geschehen sey. Er bestellte alle schon angesagten Freudensbezeugungen über die Geburt seines Prinzen wieder ab, ja er ließ, wie Einige sagen, sogar öffentliche Gebete für die Befreiung des Papstes verrichten. In der That waren seine Versicherungen nicht grundlos. Denn er war so wenig Herr über die Truppen in Italien, daß er diese selbst dann noch nicht zurückziehen konnte, als Clemens alle

Forderungen befriedigt hatte. Sie blieben noch bis ins folgende Jahr in Rom, und wollten sich durchaus nicht eher wegführen lassen, als bis ihnen alle Rückstände ausbezahlt wären. So zehrten sie zehn Monate lang auf Kosten der Stadt, die seit vielen Jahrhunderten die Schätze von ganz Europa in ihren Schlund gezogen hatte. Manche konnten bei ihrem Abzuge das Geld kaum fortbringen, das sie zusammengeplündert hatten. Sebastian Schärtlin, ein Augsburgischer Hauptmann, verspielte in einer Stunde fünftausend Ducaten, und brachte doch noch funfzehntausend Gulden nach Hause.

Die übrigen Glieder der heiligen Ligue blieben indeß nicht müßig; Heinrich VIII. schoß Geld her, und Franz I. sammelte ein Heer, mit welchem der Marschall Lautrec in Italien einfiel, mehrere Festungen in der Lombardei eroberte, und bis in das Neapolitanische dringen wollte. Der Kaiser, durchaus arm an Gelde, war über diesen Streich sehr in Sorgen, und vermochte es jetzt zum ersten Mal über sich, seinen Gegnern nachzugeben. Er ließ dem König von Frankreich sagen, er habe es jetzt überlegt, und wolle sich sein letztes Erbieten, statt des Herzogthums Burgund zwei Millionen Kronen zu zahlen, gefallen lassen, auch die beiden Prinzen herausgeben, wenn Franz sogleich seine Truppen aus Italien zurückberufen wolle. Aber dieser glaubte sich jetzt viel zu sehr im Vortheil, als daß er Karln einen so vortheilhaften Frieden hätte bewilligen sollen. Er erklärte, daß er sich von nun an in gar keine Verhandlungen mehr einlasse, sondern sein Recht mit den Waffen suchen werde (1528).

Karl erwiederte dem Gesandten, der ihm die Kriegserklärung brachte, sein Herr sey ein Lügner und treuloser

Mann, da er selbst zu Madrid versichert habe, dafür angesehen seyn zu wollen, wenn er sein Wort breche; wenn es der König läugnen wolle, so erkläre er hiermit, daß er die Sache mit den Waffen Mann gegen Mann mit ihm ausmachen wollte. Franz antwortete durch eine förmliche Herausforderung, worauf Karl den Ort zum Zweikampf bestimmte; Franz sollte die Waffen mitbringen. Der letztere blieb aber die fernere Antwort schuldig, und sandte an deren Statt dem Marschall Lautrec in Italien eine tüchtige Verstärkung (1528 im Frühling), und den Befehl, auf Rom und Neapel loszumarschiren. Dies war eigentlich erst die Veranlassung, auf welche die Bourbonischen Truppen, welche so lange in Rom gehauset hatten, und die durch ihre Ausschweifungen von vier und zwanzigtausend Mann bis auf zwölftausend geschmolzen waren, Rom verließen und sich nach Neapel zurückzogen. Hier vereinigten sie sich mit Lannoy's Mannschaft, schlugen Lautrec völlig, und kehrten dann ruhig in ihr Vaterland zurück. Leyva zernichtete unterdessen ein anderes Französisches Heer, das Mailand erobern wollte, gänzlich; und so war dieser Feldzug, von dem Franz sich so viel versprochen hatte, für ihn der allerunglücklichste und schimpflichste geworden. Er sehnte sich nach Frieden, aber welche Bedingungen mußte er nun von einem so gereizten Sieger fürchten!

Ein Glück für ihn war es indessen, daß dieser Sieger im Grunde weit erschöpfter war als er, und besonders großen Mangel an Gelde litt. Zudem mischten sich diesmal weibliche Hände in den Streit, zufolge des gepriesenen Berufs der Frauen, zu „löschen die Zwietracht, die tobend entglüht." Zwei kluge Fürstinnen, Margarethe, des Kaisers Tante, und Franzens Mutter, Luise

von Savoyen, begaben sich beide nach Cambray, bezogen dort zwei Nachbarshäuser, welche eine innere Gemeinschaft mit einander hatten, besuchten sich alle Tage ohne ceremoniösen Zwang, und brachten wirklich einen Frieden zu Stande (5. Aug. 1529). Franz mußte die zwei Millionen Kronen bezahlen, und alle Ansprüche auf Italien aufgeben. Dafür kehrten seine Söhne zurück, und Franz blieb im Besitz von Burgund, worauf sich jedoch der Kaiser seine Ansprüche vorbehielt.

Während Karls treffliche Feldherren für seinen Ruhm und seine Vortheile so treulich gearbeitet hatten, hatte er selbst — die Seele des Ganzen — still im Innern seines Königreichs gesessen, ohne jemals von den Italienern, die seine Hand so schwer gefühlt hatten, gesehen worden zu seyn. Jetzt wollte er selbst dieses Land im Triumph durchziehen. Gleich nach unterzeichnetem Frieden verließ er Spanien, und landete am 12. August 1529 in Genua. Mit dem Pomp eines Eroberers, mit einem Gefolge, das aus den Vornehmsten des Spanischen Adels bestand, und an der Spitze von zwanzigtausend Mann alter Soldaten, durchzog er die Städte der Lombardei, und empfing die Gesandten aller Italienischen Staaten. Dann wandte er sich nach Bologna, wohin er den Papst zu einer Zusammenkunft beschieden hatte, um über die Religionshändel in Deutschland das Nähere mit ihm zu verabreden. Die Zusammenkunft war feierlich und glänzend. Niemand hätte es den Gesichtern beider Fürsten angesehen, was noch vor kurzem zwischen ihnen vorgefallen war. Karl küßte dem heiligen Vater knieend den Fuß, wohnte den religiösen Handlungen mit solcher Andacht bei, und zeigte in seinem Wesen so viel Hoheit und Milde zugleich, daß die Italiener,

die einen groben Barbaren zu sehen erwartet hatten, ihn mit Verwunderung betrachteten. Hier in Bologna krönte ihn der Papst unter vielen Feierlichkeiten und großer Pracht zum Kaiser und zum König der Lombardei. Es geschah am 24. Februar 1530, dem dreißigsten Geburtstage Karls, und war die letzte Kaiserkrönung, die bis auf Napoleons Zeiten von einem Papste verrichtet worden ist. Zugleich versuchte der Kaiser, den Papst zur Berufung einer allgemeinen Kirchenversammlung zu bewegen, die Karl auf das Begehren der Deutschen Reichsstände verheißen hatte; aber vergeblich, Clemens sträubte sich dagegen aus aller Macht. In Bologna empfing der Kaiser auch auf dem Throne den Herzog Franz Sforza feierlich, verzieh ihm, und setzte ihn wieder in seine Würde ein. Auch den Venetianern verzieh er ihren Beitritt zu der heiligen Ligue, und nahm ihre reichen Geschenke gnädig an. Dies machte ihm nicht bloß einen guten Namen bei den Italienern, sondern war auch darauf berechnet, ihm von dieser Seite her Sicherheit zu verschaffen, wenn die Türken, die Deutschland jetzt gefährlicher als jemals bedrohten, etwa Bündnisse mit jener Seemacht suchen möchten. Reich beladen mit Geschenken aus allen Städten setzte er nun seine Reise nach Deutschland fort, wo bei der herrschenden großen Spannung die Gegenwart des Reichsoberhaupts ein dringendes Bedürfniß war.

13. Reichstage zu Speier und Augsburg.

(1529 — 1530.)

Ganz besonders war der lebhafte, unruhige Geist des Landgrafen Philipp von Hessen geschäftig, seine evange-

lischen Bundesgenossen vor allzugroßer Sicherheit zu warnen. Schon begannen blutige Verfolgungen der Bekenner der neuen Lehre; in Baiern, dessen Herzoge, wiewol politisch dem Hause Österreich abgeneigt, strenge Anhänger der alten Kirche blieben, und in Köln ließ man mehrere lutherisch gesinnte Prediger den Feuertod sterben. Von dem Widerwillen des Kaisers gegen die Evangelischen erhielt man unzweideutige Proben; und 1528 bekam der Landgraf sogar durch Otto von Ponk, einen vertrauten Rath des Herzogs Georg von Sachsen, eine dem Anschein nach völlig beglaubigte Nachricht, daß zwischen dem Könige Ferdinand, den Kurfürsten von Mainz und Brandenburg, dem Herzoge Georg und den Herzogen von Baiern nebst mehreren Bischöfen ein Bündniß zur gewaltsamen Ausrottung des Lutherthums geschlossen worden sey. Philipp würde hierauf ohne Weiteres losgeschlagen haben, wenn der Kurfürst von Sachsen nicht durch seine Theologen und Räthe bewogen worden wäre, ihn von einer so raschen That abzuhalten. Der Landgraf sollte wenigstens vorher bei den Verbündeten eine Anfrage machen, und als dies geschah, läugneten diese das Daseyn eines solchen Bündnisses völlig. Daß Ponk seine Aussage gänzlich aus der Luft gegriffen habe, läßt sich nicht füglich annehmen, vielmehr ist das Wahrscheinlichste, daß er unbestimmte Verabredungen zu einem fertigen Plane und förmlich abgeschlossenen Bündnisse gestempelt hat.

So lagen die Sachen, als die Stände sich im März 1529 in Speier mit unverhohlenem Groll gegen einander zu einem Reichstage versammelten. Die Katholischen brachten es durch Mehrheit der Stimmen zu dem Beschluß, daß diejenigen Stände, in deren Landen die neue

Lehre schon eingeführt sey, bis zu einem künftigen Concil alle weiteren Neuerungen verhüten, die übrigen aber ferner bei dem Wormser Edict verharren sollten. Da dies nichts anders hieß als jede fernere Ausbreitung der reformirten Lehre für gesetzwidrig erklären, fanden sich die evangelischen Stände bewogen, am 19. April eine Protestation gegen jenen Schluß einzureichen, von welchem sie seitdem den Namen der Protestanten erhalten haben. Um den übeln Eindruck, den dieser Schritt, wie sie mit Grunde fürchteten, auf den Kaiser machen würde, zu mildern, schickten sie eine Gesandtschaft an ihn nach Italien. Diese traf Karl zu Piacenza, wurde aber sehr geringschätzig behandelt, und zulezt mit förmlicher Drohung einer ernstlichen Strafe, wenn sie von ihrer Protestation nicht abstehen würden, entlassen. Noch ehe die Fürsten diesen Ausgang kannten, hatte der Landgraf, um für jeden Fall in guter Verfassung zu seyn, eine allgemeine Verbindung aller evangelischen Stände betrieben, diese aber scheiterte an einem Zwiespalte, der sich im Schooße der neuen Kirche selbst unter den Theologen derselben erhoben hatte.

Dieser Zwiespalt hatte seinen Grund in der Lehre vom Abendmahle. Luther hatte nämlich das katholische Dogma von der Brotverwandlung verlassen, fuhr aber fort, die leibliche Gegenwart Christi im Brote und Weine des Abendmahls zu behaupten. Dagegen erhob sich zuerst Karlstadt mit der Lehre, daß der Zweck der Abendmahlsfeier kein anderer sey, als Erinnerung an den Tod des Erlösers, und gerieth darüber in einen Streit mit Luther, der die üble Folge für ihn hatte, daß er Kursachsen verlassen mußte. Unerwartet fand seine Meinung in Oberdeutschland Anhänger unter den Theologen,

Luther aber vertheidigte die seine nur mit desto größerer Heftigkeit und blieb sein ganzes übriges Leben der entschiedenste und bitterste Gegner dieser Partei, die man mit dem Namen der Sakramentirer belegte. Ja er stand nicht an, sich gegen sie auf die in allen Jahrhunderten geglaubte Lehre der Kirche zu berufen, die doch sonst bei ihm, gegen die Zeugnisse der Schrift und die Ergebnisse der auf sie gegründeten Forschung, nicht in Betracht kam. Karlstadt zwar trat bald vom Schauplatze ab, nun aber ward der Streit und Gegensatz desto wirksamer und folgenreicher, als sich die Lehre des Zürcherischen Reformators Ulrich Zwingli (von dem im folgenden Theile das Weitere vorkommen wird) nicht nur in der Schweiz, sondern auch in Oberdeutschland verbreitete. Denn auch dieser und seine Anhänger (späterhin Reformirte genannt) bestritten die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahle. Dies war der Hauptgrund, warum die Wittenberger Theologen ihren Landesherrn gegen das vom Landgrafen vorgeschlagene Bündniß einnahmen, indem sie es, weil die Oberländischen der Lehre Zwingli's ergebenen Städte Theil daran nehmen sollten, unchristlich und gefährlich nannten. Vergebens stellte der Landgraf vor, wie unklug es sey, um einer einzigen Abweichung willen Städte von sich zu weisen, die für den Nothfall sechzigtausend Mann zu stellen versprochen hatten; Luther blieb taub gegen alle diese Rücksichten, und bewog den Kurfürsten wirklich, seiner Ansicht zu folgen. Der Landgraf hielt jedoch die Uneinigkeit der Theologen für kein unübersteigliches Hinderniß. Ein Religionsgespräch, meinte er, würde die gewünschte Übereinstimmung bewirken, und veranstaltete ein solches zu Marburg. Luther erschien mit Melanchthon und mehreren andern seiner ausgezeichneten An-

hänger; auch Zwingli war von einigen angesehenen Theologen seiner Schule begleitet. Am 2. October 1529 nahmen die Verhandlungen ihren Anfang, ohne jedoch zu dem gewünschten Ergebniß zu führen. Nur wurde beschlossen, daß die Streitschriften aufhören sollten.

Von Bologna aus erließ Kaiser Karl ein Ausschreiben an die Stände, in welchem er sie zu einem am 8. April zu Augsburg zu eröffnendem Reichstage einlud. Aus dem Tone, in dem es abgefaßt war, ließ sich schließen, daß er in Hinsicht der Religionsangelegenheiten zu gemäßigteren Gesinnungen zurückgekehrt war. Es fand sich in Augsburg eine Gesellschaft von Fürsten, Rittern und Geistlichen ein, die wegen ihres zahllosen Trosses von Dienern und Pferden die Preise der gemeinsten Lebensbedürfnisse ins Ungeheuere erhöhten. Der Kaiser ließ lange auf sich warten. Nur langsam und in kurzen Tagereisen näherte er sich. Der Kurfürst Joachim I. von Brandenburg und die Herzoge Georg von Sachsen und Wilhelm von Baiern, drei eifrige Katholiken, ritten ihm bis Inspruck entgegen. Der Kurfürst Johann von Sachsen schickte nur Gesandte dahin. Karl bezeugte keiner Partei eine besondere Vorliebe, nur daß er den Sächsischen Gesandten sein Mißfallen darüber zu erkennen gab, daß ihr Herr in Augsburg Lutherisch predigen ließe; welches hierauf aus Gefälligkeit vorläufig abgestellt ward.

Karl traf gerade am Abend vor dem Frohnleichnamsfeste (15. Jun.) in Augsburg ein. Sein Erstes war, daß er sämmtliche Glieder des Reichstags zur feierlichen Procession auf morgen in die Kirche einlud. Aber weder die imponirende Pracht seines Einzuges, noch die bezaubernde Milde seines würdevollen Betragens konnten die protestantischen Fürsten bewegen, so sehr gegen ihr

Gewissen zu handeln. Sie äußerten sogar ihren Unwillen darüber, daß man sie mit dieser Zumuthung so listig habe überraschen wollen; und der Markgraf Georg von Brandenburg-Anspach erklärte in Gegenwart des Kaisers unverhohlen, er wolle lieber den Kopf verlieren, als durch seine Theilnahme an einem so abgöttischen Schauspiele das Wort Gottes entweihen. Worauf Karl lächelnd erwiederte: Löver Fürst, nit Kop ab, nit Kop ab. Denn er sprach das Deutsche nur gebrochen und im Niederländischen Dialekt.

Als nun die Sitzungen ihren Anfang nahmen, und der Hauptartikel, die Religion betreffend, zuerst vorgenommen ward, baten die protestantischen Fürsten um Erlaubniß, eine Schrift Melanchthons vorlesen zu dürfen, welche kurz und faßlich alle die Puncte enthielt, worin die neue Kirche von der alten abwich. Sie hofften, daß durch eine solche Darstellung der Kaiser am leichtesten von allen falschen Vorstellungen über ihre Lehre befreit, selbst dafür gewonnen werden könnte. Als die Vorlesung beendigt war, welche mehrere Stunden gedauert hatte (25. Jun.), ließ ihnen der Kaiser durch den Pfalzgrafen Friedrich die Antwort ertheilen: er wolle diesen trefflichen, hochwichtigen Handel in Bedacht nehmen, und ihnen seine Entschließung darüber melden lassen. Er übergab darauf die Schrift — die unter dem Namen der Augsburgischen Confession berühmt geworden ist — einem Ausschusse von katholischen Theologen, um eine Widerlegung derselben aufzusetzen. Diese gerieth so übel, und war so heftig abgefaßt, daß Karl selbst sie verwarf. Es ward also eine andere veranstaltet, an deren Schlusse es hieß, der Kaiser begehre, daß sich die Protestanten nach derselben richteten. Diese aber erklärten, daß die

Widerlegung sie keineswegs überzeugt habe, und ließen von Melanchthon eine Gegenschrift aufsetzen, die den Titel: Apologie der Confession, führt. Ohne das Weitere zu erwarten, brach der hitzige Landgraf von Hessen auf, und verließ den Reichstag, ohne von Jemanden Abschied zu nehmen. Karl, sehr überrascht von diesem allerdings unziemlichen Schritte, und besorgt, daß Mehrere ihm folgen möchten, ließ in der ersten Bestürzung die Stadtthore sperren; auf die Vorstellung des Kurfürsten von Sachsen wurde aber diese Maßregel wieder aufgehoben. Eine durch einen engern Ausschuß von beiden Parteien geführte Unterhandlung um eine Ausgleichung zu bewirken, gewährte anfangs einige Hoffnung, da man sich über mehrere Puncte in der That verglich, brachte aber doch zuletzt kein Ergebniß zu Wege, indem eben die nicht verglichenen Puncte ein unbesiegbarer Stein des Anstoßes blieben. Auch mißbilligte Luther den ganzen Vermittelungsversuch. Karl befand sich in einer nicht geringen Verlegenheit. Er hatte sich die Ausgleichung dieser Händel weit leichter vorgestellt, und sah nun durch die Beharrlichkeit der Protestanten sein kaiserliches Ansehn auf empfindliche Weise bloßgestellt. Die Spannung zwischen den Parteien ward immer größer, und nachdem erst der Kurfürst von Sachsen, dann seine und die Hessischen Gesandten Augsburg verlassen hatten, erfolgte die Bekanntmachung des Reichsabschieds (am 19. Nov.), worin die Lutherische Ketzerei in den strengsten Ausdrücken verdammt, und die fernere Ausbreitung derselben bei allen Reichsstrafen verboten wurde. Das waren die Früchte eines Reichstags, der fünf Monate gedauert, und von welchem sich beide Parteien große Hoffnungen gemacht hatten. Jetzt war der gänzliche Bruch ent-

schieden, und eine Vereinigung mußte schwieriger erscheinen als je.

Von Augsburg reisete der Kaiser nach Köln, wohin er die Kurfürsten beschieden hatte, um seinen Bruder zum Römischen König zu erwählen. Der Vorwand, daß es aus Fürsorge für die Erhaltung der guten Ordnung im Reiche geschehe, war in so fern nicht ungegründet, als Karl wegen seiner übrigen Länder oft abwesend seyn mußte; und auch aus anderen Rücksichten bezeigten sich die Fürsten gegen Karl willfähriger, als es gegen einen Andern wol der Fall gewesen seyn würde. Genug, die Wahl geschah am 5. Januar 1531, nur daß der Kurfürst von Sachsen durch seinen Sohn eine Protestation dagegen einreichen ließ. Der Kaiser unterdrückte seinen Zorn bis auf gelegenere Zeiten, und reisete sogleich mit den Fürsten nach Aachen, wo die Krönung am 11. Januar mit größter Pracht und Feierlichkeit vollzogen ward. Von da ging er sogleich nach seinen geliebten Niederlanden ab.

---

14. Der Schmalkaldische Bund, der Nürnberger Friede und der Türkenkrieg.

(1530 — 1532.)

Während die übrigen Kurfürsten in Köln mit der Wahl des Römischen Königs beschäftigt waren, hatte der Kurfürst von Sachsen seine Lutherischgesinnten Bundesfreunde auf den 22. December 1530 zu einer Unterredung nach Schmalkalden entboten, um gemeinschaftlich über die Mittel nachzudenken, wie der drohenden Gefahr auszuweichen oder zu begegnen sey. Denn jetzt sah selbst der

gläubige Luther ein, daß es ohne ernstliche Kämpfe nicht abgehen könne, und nun rieth er auch selbst zur offenbaren kriegerischen Nothwehr, wenn der Kaiser zuerst Gewalt gebrauchen sollte. Dem raschen Landgrafen war das noch nicht genug, er meinte, man müsse dem künftigen Angriff des Kaisers zuvorkommen, da er jetzt noch ungerüstet sey. Aber vor dieser Erklärung entsetzten sich die andern Fürsten und die Gesandten der Städte, aus jener achtungswürdigen Gesinnung der Ehrfurcht, welche die Deutschen von jeher gegen ihre Oberhäupter gehegt haben. Einige sagten verlegen: wenn nur die heilige Person des Kaisers selbst nicht im Felde erschiene, so wolle man wol losschlagen, und deshalb sey es auch recht gut, daß der Kaiser das Reich so bald wieder verlassen wolle. Dieselbe Bedenklichkeit regte sich wieder, als man gewisse Artikel festsetzen wollte, die jedes Glied des Bundes unterzeichnen und beschwören sollte Die ehrlichen Gemüther gingen mit einer Gewissensangst daran, als sollte sich Jeder zu einem Angriff gegen seinen leiblichen Vater verpflichten. Weil denn auch am Ende in der That nichts Wichtiges beschlossen ward, so gingen sie vor der Hand mit dem Versprechrn aus einander, sich im Februar 1531 abermals hier zu versammeln. In der Zwischenzeit wurde im Namen der ganzen Partei eine Vertheidigungsschrift aufgesetzt, und an alle auswärtige Höfe, besonders an den Französischen und Englischen gesandt. Der Landgraf hoffte dadurch auf den Nothfall Verbindungen mit diesen beiden mächtigen, dem Kaiser feindlich gesinnten Monarchen einzuleiten, und bedachte nicht, daß einem Volke nicht übler gerathen seyn kann, als wenn es die Fremden zur Einmischung in seine inneren Zwistigkeiten auffordert.

Bei der zweiten Versammlung zu Schmalkalden wurde

das in der ersten vorgeschlagene Bündniß zwischen dem Kurfürsten Johann von Sachsen, dem Landgrafen Philipp von Hessen, drei Herzogen von Braunschweig und Lüneburg, dem Fürsten Wolfgang von Anhalt, zwei Grafen von Mansfeld, und elf Reichsstädten geschlossen (27. Febr.). Durch dasselbe verbanden sie sich, einander nach ihrem höchsten Vermögen und aus allen ihren Kräften beizustehen, wenn sie wegen der Religion befehdet werden sollten. Der Markgraf Georg von Brandenburg-Anspach und einige andere Reichsstädte wollten zwar dem Bündniß nicht förmlich beitreten; doch vereinigten sie sich mit den Übrigen zu dem Beschlusse: in allen Processen, welche bei dem Reichskammergericht wider einzelne Stände in Religionssachen anhängig gemacht würden, gemeinschaftlich zu verfahren. Auch schlossen die Schmalkaldner Genossen mit den heftigsten Gegnern des neuen Kirchenwesens, mit den Herzogen von Baiern, denen die Königswahl Ferdinands ein Dorn im Auge war, ein Bündniß zur Aufrechthaltung der deutschen Freiheit gegen Anfechtungen derselben.

Den König Ferdinand drückten indeß große Sorgen und Gefahren anderer Art. Sein Nebenbuhler in Ungern, Zapolia, hatte die Hülfe des mächtigen Türkischen Sultans Solimans I. erhalten, der 1529 mit einem ungeheuren Heere in Ungern eingerückt war, Ofen erobert und Zapolia dort als König eingesetzt hatte. Hierauf erschien der Sieger im Herbste desselben Jahres vor Wien mit mächtiger Rüstung und zahlreichem Geschütze. Nie war die Gefahr, welche dem Abendlande von den barbarischen Erobrern drohte, so groß gewesen, denn welche unermeßliche Bestürzung wäre vor ihnen hergegangen, wenn sich nach dem Falle der Hauptstadt Österreichs der

verheerende Strom über Deutschlands Fluren ergossen hätte! Schon waren weite Breschen in den Mauren eröffnet, und zu verschiedenen Malen stürmten die türkischen Schaaren entflammt von Durst nach Blut und Beute, aber alle ihre Anstrengungen wurden durch den Heldenmuth der Besatzung zu Schanden, die des Verhängnisses, das in ihre Hände gelegt war, würdig focht. Mangel an Lebensmitteln und das Murren der Truppen bewogen Soliman am 15. October die Belagerung aufzuheben, nachdem in der Gegend von Wien die Dörfer und Kirchen weit und breit verbrannt und zehntausend zusammengeschleppte Gefangene mehrentheils ermordet worden waren *).

Indeß blieb Zapolia im Besitz des größten Theils von Ungern, da er aber von Ferdinands Waffen hart gedrängt wurde, so rüstete sich Soliman zu einem neuen Einbruche. In solchen Nöthen hatten die vorigen Kaiser ihre Zuflucht zu den Ständen genommen; aber welche Hülfe war jetzt von diesen zu erwarten, wenn man ihre Forderungen nicht befriedigte? Eine neue Nöthigung für Karl, die Güte nochmals zu versuchen. Mit Freuden bevollmächtigte er die beiden Kurfürsten von Mainz und von der Pfalz zu Vermittlern in der Religionssache, als sie sich dazu erboten. Es wurden Unterhandlungen mit den Protestanten zuerst zu Schweinfurt, dann zu Nürnberg eröffnet. Die Vermittler gestanden ihnen freie Religionsübung zu, wenn sie versprechen wollten, keine neuen Mitglieder mehr in ihren Bund aufzunehmen. Das hielt der Landgraf Philipp für eine verfängliche und höchst ungerechte Zumuthung, und auch die Anderen wollten lange

*) v. Hammer Geschichte des Osmanischen Reiches. Bd. III. S. 84 fg.

nicht dazu stimmen, bis endlich Luther selber — höchst unerwartet — meinte, um Friede mit dem Kaiser zu behalten, könne man wol in diesem Puncte durch die Finger sehen. Die Ursach dieser Sinnesänderung des Reformators ist theils in seiner Besorgniß, daß es zuletzt doch zu einem Bündniß mit den Bekennern der Zwinglischen Lehre kommen könnte, noch mehr aber in seinen schönen patriotischen Gesinnungen zu suchen. Denn es war indeß das Bündniß zwischen Sachsen, Hessen und Baiern und dem Könige von Frankreich in der That geschlossen worden, und Luther, der nicht ohne Schauder daran denken konnte, daß Deutsche mit ihrem alten Erbfeinde, dem Franzosen, gegen ihren Kaiser stehen sollten, rieth, um dies abzuwenden, um jeden Preis zum Frieden*). So ward denn am 23. Julius 1532 zu Nürnberg ein Religionsfriede unterzeichnet, des Inhalts: daß bis auf ein binnen Jahresfrist zu eröffnendes Concilium ein allgemeiner, beständiger Friede zwischen dem Kaiser und den Ständen seyn, und keiner den Andern des Glaubens oder anderer Ursachen wegen beleidigen oder bekriegen solle; auch seyen bis dahin alle wider die Protestanten in Glaubenssachen angefangenen Kammergerichtsprocesse einzustellen. Landgraf Philipp konnte seinen Unwillen über diesen Vergleich nicht zurückhalten: er schrieb mehrere harte Briefe deshalb an den Kurfürsten von Sachsen und dessen Sohn, worin er sagte, Luthers Bedenken könne er nimmermehr für recht und weise halten; von Melanchthon halte er gar nichts mehr, seitdem er ihn in Augsburg hätte zittern und beben sehen; der ganze löcherige Friede tauge nichts, es sey ein Schnitzer, den

*) K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen. Bd. I. S. 442.

ein dreifacher Doctor nicht wieder gut machen könne, und er möchte fast vermuthen, daß es um ein Nebenhändlein bei demselben zu thun gewesen sey. So ging schon jetzt der Keim der Zwietracht in dem Bunde auf, der in der Folge für denselben so giftige Früchte trug. Zwar starb der Kurfürst Johann der Standhafte bald nach dem Empfange dieses Briefes (16. Aug. 1532), aber sein Sohn und Nachfolger Johann Friedrich war dem Landgrafen persönlich noch weit mehr zuwider, als der Vater, und nur das gleiche Interesse verband beide Fürsten noch ferner.

Während der Unterhandlungen mit den Protestanten hatte sich Karl von den Niederlanden auch nach Regensburg begeben, wohin er schon lange vorher einen neuen Reichstag zur Zusammenbringung einer Türkenhülfe ausgeschrieben hatte. Da die Lutherischen Fürsten sich durch den Nürnberger Frieden wenigstens zum Theil befriedigt sahen, so leisteten sie jetzt die verlangte Hülfe mit der größten Willigkeit. Nie hatte man sich so schnell auf einem Reichstage vereinigt, dem Kaiser beizuspringen, als auf diesem, und nie war die Hülfe beträchtlicher gewesen. Der neue Kurfürst von Sachsen suchte eine ordentliche Ehre darin, mit Karl gut zu stehen, und dieser gab den Protestanten die Versicherung, daß er sich ihretwegen ausdrücklich an den Papst wenden, ja sich persönlich mit ihm besprechen wolle, um diese wichtige Angelegenheit auf das beste beizulegen. Er wolle ihn zu einem allgemeinen Concilium auffordern, und wenn das in einem halben Jahre nicht von ihm zu erlangen seyn sollte, so wolle er dann an dessen Stelle eine Deutsche Nationalversammlung zu diesem Zweck veranstalten.

Mit dieser Erklärung war jedermann zufrieden, und

so erreichte dieser Fürstentag ein schnelles Ende. Karl begab sich von Regensburg nach Linz, wohin er den Leyva mit 8000 versuchten Spaniern und einen andern Heerhaufen Italienischer Truppen beschieden hatte, zu denen nun auch bald, mit einer in Deutschland bisher unerhörten Eilfertigkeit, 24,000 Mann Reichsvölker stießen, so daß sich das Ganze auf 76,000 Mann belief. Die Hülfe war dringend nöthig; Soliman war mit einem Heere, welches auf 300,000 Mann angegeben wird, in Ungern eingefallen, und bedrohte Deutschland aufs Neue. Der Großwesir befand sich nur noch einige Tagereisen von Wien; da leistete ihm der unbedeutende, schlecht befestigte Ort Günz einen solchen Widerstand, daß er unverrichteter Sache wieder abziehen mußte. Darüber und weil er den Kaiser in der Nähe wußte, verlor Soliman den Muth so sehr, daß er nur eine Schaar leichter Truppen nach Österreich schickte, welche von den Deutschen aufgerieben wurde, selber aber mit dem Hauptheer ganz Ungern räumte (Sept. 1532), ehe er den Feind noch gesehen hatte. Ihn zu verfolgen gelüstete die Deutschen nicht; sie gingen nach Hause, und Karl zog mit den ausländischen Truppen nach Italien.

Hier, wo er den ganzen Winter zubrachte, hatte er besonders häufige Unterredungen mit dem Papste zu Bologna. Er drang in ihn wegen eines Concils, da die Protestanten wiederholt erklärt hatten, daß die Herstellung des Kirchenfriedens nur von dem Urtheile einer solchen Versammlung zu erwarten sey. Clemens zeigte sich auch ziemlich bereitwillig, sey es, weil er die Ausführung dieser den Päpsten allerdings sehr lästigen Maßregel zuletzt doch noch hintertreiben zu können hoffte, oder weil er glaubte, daß die Mehrheit der auf einem Concil

versammelten Prälaten den Ketzern gegenüber die Hierarchie auf alle Weise aufrecht erhalten würde. Eben deswegen kam aber auch den Protestanten die durch einen besondern päpstlichen Legaten nach Deutschland gebrachte Erklärung, daß ihr Wunsch gewährt werden sollte, sehr ungelegen. Ihre Theologen hielten sich daher an mehrere ihnen mißfällige Puncte in den vom Papste aufgestellten Grundlagen, und setzten im Namen der Fürsten eine Antwort auf, welche ihre Unzufriedenheit mit diesen päpstlichen Artikeln darlegte. Dadurch wurde der Papst seines Versprechens erledigt. Kaum war Karl fort (er reisete im April 1533 nach Spanien), so ließ er sich sogar mit dessen Erbfeinde Franz in die vertraulichsten Unterhandlungen ein, reisete in Person nach Marseille, um Franz dort zu sprechen, und schloß eine Heirath zwischen einer Tochter seines Vetters, der bekannten Katharina von Medici, und Franzens zweitem Sohne, dem Herzog von Orleans, die auch im October 1533 wirklich vollzogen wurde. Schon im folgenden Jahre (25. September 1534) starb Clemens, und ihm folgte der Cardinal Alexander Farnese, aus einer römischen Familie, der als Papst den Namen Paul III. annahm, derselbe, welcher den Jesuitenorden bestätigte.

15. Ulrich von Würtemberg.

Während nun der Kaiser in Spanien war, schöpften die Protestanten in Deutschland wieder freier Athem, kehrten sich nicht an Verträge und Zwanggesetze, und nahmen immer mehr Glieder in ihren Bund auf. Als den thätigsten Widersacher des Kaisers und der katholischen

Stände zeigte sich auch jetzt wieder der rasche Landgraf von Hessen, besonders durch einen Streich, den er sogar wider den Willen seiner zaghaften Bundesgenossen ausführte, und welcher der guten Sache einen ungemeinen Vorschub that.

In Würtemberg hatte vor etwa zwanzig Jahren ein äußerst leidenschaftlicher Fürst, Herzog Ulrich, die Regierung überkommen. Er hatte seine Gemahlin Sabine, eine Bairische Prinzessin, aus Eifersucht sehr hart behandelt, um ihretwillen einen Ritter von seinem Hofe mit eigner Hand ermordet, bei einer andern Gelegenheit sie selbst sogar körperlich gemißhandelt, und dadurch sie genöthigt, zu ihrem Bruder, dem Herzog Wilhelm von Baiern, zu fliehen. Mehrere seiner Unterthanen hatten oft auf gleiche Weise von den Ausbrüchen seines heftigen Gemüths leiden müssen, und alle klagten über die harten Erpressungen, die seine übermäßige Liebe zum Aufwande nöthig machte. Als er nun gar einmal 1519, in einem Anfall von Rachsucht, mit einer Schaar Bewaffneter über die Stadt Reutlingen herfiel, deren Bürger aus ganz gerechten Ursachen einen seiner Burgvögte erschlagen hatten, da brach die allgemeine Unzufriedenheit mit ihm in offenbare Gewalt aus. Reutlingen gehörte mit zum Schwäbischen Bunde, dieser nahm sich ihrer an, und sogleich versammelte das Haupt desselben, der in seiner Schwester gekränkte Herzog Wilhelm von Baiern, eine Macht, mit welcher er in kurzer Zeit den Herzog Ulrich aus seinem Lande trieb. Dieser eroberte es zwar wieder, wurde aber gleich darauf von Neuem vertrieben. Weil aber auf dem Herzogthume schwere Schulden hafteten, und der Bund überhaupt nicht wußte, was er damit machen sollte, so verpfändete er es dem damals eben erwählten jungen

Kaiser Karl V. für eine geringe Geldsumme. Karl trat es bald nachher mit den Österreichischen Erbstaaten seinem Bruder Ferdinand ab. Die Belehnung geschah feierlich auf dem Reichstage zu Augsburg 1530.

Der abgesetzte Ulrich ging indessen als Flüchtling hier und da im Reiche umher, und fand endlich Schutz und Aufenthalt bei dem Landgrafen Philipp von Hessen. Sein Schicksal fing allmählig selbst Diejenigen zu dauern an, die dazu beigetragen hatten, und noch mehr schmerzte es die Deutschen Fürsten, daß das Österreichische Haus mit so leichter Mühe zu einer so wichtigen Vergrößerung seiner Macht gekommen war. Die Protestanten insbesondere würden einen trefflichen Rückhalt mehr gehabt haben, wenn Ulrich, der den Lutherischen Glauben angenommen hatte, noch im Besitz seines Landes gewesen wäre. Jetzt übernahm es der Landgraf ihn wieder einzusetzen, auch ohne Hülfe seiner Bundesgenossen. Er reisete zum Könige Franz von Frankreich, der ihn (obschon er ausdrücklich versprochen hatte, sich in die Würtembergischen Angelegenheiten nicht zu mischen) mit Hülfsgeldern unterstützte, brachte ganz für sich allein gegen funfzehntausend Fußknechte und viertausend Reiter auf, und ging mit diesen in größter Geschwindigkeit auf Würtemberg los. Der kaiserliche Statthalter des Landes ward so von dem Einfall überrascht, daß er nur wenig Mannschaft in der Eil zusammenbringen konnte. Diese wurde gleich bei dem ersten Zusammentreffen (bei Lauffen, 13. Mai 1534) geschlagen und zerstreut; und so war binnen wenigen Tagen das ganze Herzogthum erobert, und Ulrich wieder eingesetzt. Sein Unglück hatte ihn bescheidener gemacht, und die einst verscherzte Liebe seiner Unterthanen kehrte nun wieder zurück. Vom Schwäbischen

Bunde hatte er auch nichts mehr zu fürchten, denn der war im vorigen Jahre aus einander gegangen.

Es ist gewiß ein großer Beweis für die Schwäche des Kaisers, daß er diese That nicht nur ungeahndet hingehen ließ, sondern daß er sogar in Unterhandlungen willigte, kraft welcher Ferdinand dem Ulrich sein Herzogthum feierlich wieder abtrat, nur mit dem Vorbehalt, daß es wieder an das Haus Österreich fallen solle, wenn etwa künftig einmal Ulrichs Mannsstamm aussterben sollte. Daß man dem Landgrafen seine Kühnheit so leicht verzieh, rührte daher, weil man fürchtete, daß der ganze Schmalkaldische Bund ihm im Angriffsfalle beistehen würde, und das gab denn doch eine gefährliche Aussicht. Es kam indessen eine Zeit, wo der Landgraf für diese und andere kühne Schritte nur allzu bitter büßen mußte.

In dem Vergleich, der diese Händel schloß, und den man von dem Städtchen, wo er zu Stande kam, den Kadanischen Frieden nennt (29. Jun.), erkannte nun auch der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen Ferdinanden als Römischen König an, und die Bevollmächtigten des Kaisers versprachen dagegen, daß das Kammergericht mit dem Verfahren gegen die Protestanten in Religionssachen inne halten sollte. Nun schlossen aber auch die Baierischen Herzoge, durch den Zurücktritt ihrer Bundesgenossen beleidigt, an den Kaiser und dessen Bruder sich an, und ließen ihrer persönlichen Abneigung gegen die Religionsneuerung freien Lauf.

16. Die Wiedertäufer.

(1534 — 1535.)

Der Lauf der Hauptbegebenheiten muß hier mit einem merkwürdigen Zwischenspiel unterbrochen werden, welches aufs Neue zeigen wird, wie leicht ein religiöser Geist in die unsinnigste Schwärmerei ausarten könne, wenn der Verstand die Zügel fahren läßt und unlautere Triebfedern sich in das Spiel mischen. Die Secte, zu welcher Thomas Münzer gehört hatte, war noch nicht ausgestorben; sie hob besonders in den Niederlanden allmählig wieder ihr Haupt empor, und sandte von dort aus häufig Missionarien in das benachbarte Westphalen aus. Das Losungswort dieser Menschen war: christliche Freiheit und Gleichheit; das Reich Gottes, predigten sie, sey nahe vor der Thür; die Kindertaufe verwarfen sie, und tauften diejenigen, die von anderen christlichen Religionsparteien zu ihnen traten, von Neuem. Daher haben sie den Namen der Wiedertäufer erhalten.

Schon im Jahre 1525 hatte in Münster ein Kampf der durch die religiösen Bewegungen aufgeregten Bürgerschaft wider den bischöflichen Stuhl und das Domcapitel begonnen. Einige Jahre nachher fing ein Prediger Namens Rothmann an, die Grundsätze der Reformation in Münster weiter zu verbreiten, und bald kam es dahin, daß das Domcapitel mit seinen Anhängern die Stadt verlassen mußte, und in den Kirchen die Formen des neuen Gottesdienstes eingeführt wurden. Der Bischof sah sich genöthigt, mit den Bürgern einen Vergleich einzugehen, vermöge dessen er und das Capitel zwar ihre sonstigen Rechte behielten, die sechs Pfarrkirchen der Stadt aber im Besitz der Evangelischen blieben.

Diese Unruhen waren kaum gedämpft, als schon wieder neue und weit größere sich erhoben. Noch waren die Gemüther in Gährung, also für die Ansteckung höchst empfänglich, welche einige so eben eingewanderte Wiedertäufer aus Holland mit ihnen versuchen wollten. Unter diesen Schwärmern traten nachher besonders Johann Bockhold oder Bockelsohn, ein Schneider von Leyden, und Johann Matthiesen, ein Bäcker von Harlem, hervor. Als sie zuerst mit ihren Weissagungen vom nahen Gottesreiche das Volk zu verführen anfingen, widersetzte sich ihnen der Rath und wies sie zur Stadt hinaus. Aber sie kamen zu einem andern Thore wieder herein, verkündeten ihren Anhängern, Gott habe es ihnen befohlen, in Münster ihre Sendung zu vollenden, vermehrten durch allerlei schwärmerische Reden ihre Partei zum Erstaunen, und brachten sogar den Prediger Rothmann auf ihre Seite.

Nach einigen neuen Kämpfen mit dem Rathe behielten sie zuletzt die Oberhand in der Stadt. Sie liefen durch die Straßen und schrieen laut: „Thut Buße und lasset Euch von Neuem taufen, sonst wird der Zorn Gottes über Euch kommen!" Der Pöbel, durch so viele andere Reden, Gerüchte und Prophezeihungen schon außer sich gesetzt, ward hingerissen von dieser Schwärmerei, und ließ sich wirklich umtaufen; ja Viele, die es nicht aus wahrem Glauben thaten, gingen doch aus Furcht mit hin, um nicht für ihre Neutralität gemißhandelt zu werden. Die Häupter der Secte sandten darauf Missionarien in die benachbarten Örter, und luden alles Volk ein, zu ihnen zu kommen, und Alles zu verlassen, da es ihnen zehnfach wieder ersetzt werden solle. Wen hätte so ein Versprechen nicht gelockt, zu einer Zeit, wo der

niedere Stand in einem fast sklavischen Drucke lebte? Im Anfange des Jahres 1534 war die Stadt Münster so angefüllt mit schwärmerischem Gesindel, daß Mehrere der Wohlhabenden und Vernünftigen ihnen das Feld gänzlich räumten und die Stadt verließen. Die Schwärmer, völlig im Besitze der Gewalt, wählten einen neuen Magistrat aus ihrer Mitte. Alle Frevel und Gräuel, denen sich die göttlichen und menschlichen Gesetzen trotzende Willkühr, sie mag mit dem Gewande falscher Religion oder falscher politischer Weisheit bekleidet seyn, überläßt, wurden begangen. Die Schwärmer trieben mehrere Tausende der unglücklichen Bewohner, welche die von Rothmann dargebotene Taufe nicht angenommen hatten, im hülflosesten Zustande, viele nackt und bloß, selbst Kranke, Greise und säugende Mütter, unter Wuthgeschrei mit Prügeln aus der Stadt. Matthiesen gebot im Namen Gottes, ein Jeder solle sein Gold und Silber ausliefern und in ein bestimmtes Haus niederlegen; auch kein Buch, als die Bibel, behalten, alle andere verbrennen. Beides geschah. Ein Bürger, der darüber spottete, ward ergriffen, von Matthiesen selbst zu Boden geworfen und mit einer Pike durchstoßen; dann, als er sich wieder aufrichtete, ward mit einer Flinte nach ihm geschossen. Als er auch davon noch nicht starb, sagte Matthiesen, es sey ihm offenbaret, daß dieses Menschen Zeit noch nicht gekommen, sondern daß er von Gott begnadigt worden sey. Wiewol indessen der Unglückliche nach einigen Tagen wirklich den Geist aufgab, so benahm dieser Fall dem Propheten doch nichts von seinem Rufe. Viel schlimmer lief indeß eine andere Prophezeihung für ihn ab. Der Bischof von Münster hatte sich mit einem Trupp Soldaten genähert, und umlagerte die Stadt. Da rief Mat-

thiesen aus, er habe einen göttlichen Befehl, diese Feinde zu tödten. Er war aber nicht sobald mit seiner Pike herausgekommen, als der nächste Soldat ihn niederhieb.

Da trat nun der Schneider Johann von Leyden auf, und lehrte das Volk, es sey ihm lange offenbaret gewesen, daß Matthiesen dies Märtyrerthum bestehen würde, und jetzt sey ihm von Gott befohlen, dessen Wittwe (ein sehr schönes Weib) zu ehelichen, die Regierung zu übernehmen, und zwölf Richter, dergleichen einst in Israel gewesen, zu ernennen. Das geschah. Zugleich ward ein Gesetz gegeben, daß Jeder die christliche Freiheit haben solle, so viel Weiber zu nehmen, als er wolle, wie denn Johann Bockhold selbst es nach und nach bis auf vierzehn brachte. Am 25. Junius berief endlich ein Goldschmidt, auch ein Prophet, das Volk auf den Markt, und gab vor, es sey der Befehl des himmlischen Vaters, daß Johann von Leyden den ganzen Erdkreis beherrschen und den Stuhl Davids wieder aufrichten solle. Durch ihn sollten alle Gottlosen ausgerottet, alle Könige und Fürsten erwürgt, und das Reich allein den Frommen in die Hände gegeben werden. Mit erheuchelter Demuth fiel hierauf Johann Bockhold auf die Kniee, dankte Gott, und versicherte das Volk, er habe diese Offenbarung längst gehabt, aber nur bis jetzt nicht gewagt, sie auszusprechen. Er setzte darauf die zwölf Israelitischen Richter wieder ab, übernahm das Richteramt selbst nebst einigen Räthen, stolzirte in königlichem Schmuck und mit reichem Geschmeide behängt einher, begleitet von einem großen und prächtigen Gefolge, unter welchem sich auch zwei Jünglinge zu Pferde befanden, die ihm Krone, Bibel und Schwert nachtrugen.

Nachdem nun solcher Gestalt die Stadt Münster

zur Hauptstadt des neuen Gottesreichs eingeweiht war, sandte der König derselben acht und zwanzig Apostel aus, um die übrigen Städte der Erde auf dieselbe Art einzurichten, und seinem Scepter zu unterwerfen. Wohin aber diese Betrogenen kamen, wurden sie festgehalten und meistens als Aufruhrstifter getödtet; alle aber starben mit dem feierlichsten Bekenntniß, daß Johann von Leyden der einzige wahre König sey, und daß alle andere Könige getödtet werden müßten.

Bei einer so tollen Verfassung konnte die losgelassene Brutalität nur so lange ihre Rechnung finden, als Lebensmittel genug vorhanden waren, das müßige Gesindel zu ernähren. Als diese aber durch die immer engere Einschließung der Stadt mit jedem Tage seltener wurden, ward dem Könige Johann doch zuletzt um seine Krone bange. Er hatte Erscheinungen über Erscheinungen, gab Verheißungen über Verheißungen; aber keine derselben konnte den Glauben in dem Maße stärken, in welchem der Hunger ihn schwächte. Um in einer so bedenklichen Lage sein Ansehen zu behaupten, verdoppelte er den Schrecken. Ein Zweifel kostete das Leben. Selbst da eine seiner Gemahlinnen sich verlauten ließ, sie könne nicht glauben, daß Gott so viele Leute wolle Hungers sterben lassen, indeß der König im Überflusse lebe, hielt er ein förmliches Gericht über sie, enthauptete sie selbst auf öffentlichem Markte, und tanzte singend mit dem ganzen Volke um ihren Leichnam.

Von Seiten des Reichs wäre diesem abscheulichen Unwesen wol früher ein Ende gemacht worden, wenn nicht der Zug des Hessischen Landgrafen zur Eroberung von Würtemberg die Aufmerksamkeit der Fürsten ausschließlich in Anspruch genommen hätte. Im Kadanischen

Frieden aber wurde es dem Landgrafen ausdrücklich zur Pflicht gemacht, einen Theil seiner Kriegsvölker bei der Belagerung von Münster anzuwenden, und das Heer des Bischofs erhielt nun Verstärkung. Da indeß in Münster schon Viele verhungert waren, erbarmten sich zwei Bürger der Stadt, schlichen sich hinaus zu den Belagerern, und zeigten ihnen eine Stelle, wo die Mauer leicht erstiegen werden konnte. So drang das Heer in der Nacht zum 25. Juni 1535 in die Stadt. Eine große Menge Wiedertäufer fiel im Kampfe, unter ihnen soll auch der Prediger Rothmann gewesen seyn. Johann von Leyden, sein Scharfrichter Knipperdolling und sein Kanzler Krechting hatten nicht den Muth, sich in die Schwerter der Feinde zu stürzen; sie wurden lebendig gefangen, allen Beschimpfungen der Soldaten bloßgestellt, dann in mehreren Deutschen Städten zur Schau herumgeführt, und zuletzt in Münster (23. Jan. 1536) grausam hingerichtet. Man zwickte sie eine Stunde lang mit glühenden Zangen, und stieß ihnen zuletzt ein Schwert durch das Herz. Ihre Körper wurden in eiserne Käfige gethan, und diese an dem höchsten Thurm in der Stadt aufgehängt. Die Stadt Münster verlor durch diese unglückliche Begebenheit ihren Wohlstand und ihre Freiheit, und die evangelische Lehre kam in ihren Mauern nicht wieder auf. Die Wiedertäufer (später Mennoniten oder Taufgesinnte genannt) bilden noch jetzt eine Secte, die in Holland und England sehr friedlich lebt, freilich aber auch mit jenen Schwärmern nichts mehr gemein hat, als die Verwerfung der Kindertaufe.

17. Karl V. in Tunis.

(1535.)

Während diese Dinge vorgingen, hatte der Kaiser Karl weit über dem Meere in Africa einen glänzenden Sieg davon getragen. Es war um diese Zeit, wo an den nördlichen Küsten dieses Erdtheils jene Seeräuberstaaten sich bildeten, welche noch heut zu Tage das Schrecken des Mittelmeeres sind. Schon lange waren die Häfen von Nordafrica in den Händen der Mauren Schlupfwinkel für Corsaren gewesen, welche christlichen Schiffen nachstellten, aber mit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts erhielten diese Züge durch planmäßiges Zusammenwirken und zweckmäßige Leitung eine weit größere Furchtbarkeit. Dies geschah durch zwei Brüder, Horuk und Schereddin (oder Heyradin) Barbarossa, Söhne eines Töpfers von Lesbos, welche mit dem Islam auch das Seeräuberhandwerk ergriffen hatten. Durch Kraft und Kühnheit machten sie in diesem schändlichen Gewerbe bald große Fortschritte. Horuk kam 1504 nach Tunis, und die Räubereien, die er von hier aus verübte, thaten den Christen so empfindlichen Schaden, daß sie Veranlassung zu dem oben (S. 136) erwähnten Zuge des Cardinals Ximenez nach Africa gaben. Die gute Aufnahme, welche Horuk bei dem Könige von Algier fand, hielt ihn nicht ab, diesen heimlich ermorden zu lassen, um sich auf seinen Thron zu schwingen (1516), den er eben so sehr durch Freigebigkeit gegen seine Anhänger, als durch blutige Verfolgung seiner Feinde zu behaupten wußte. Bald nachher endete seine Laufbahn. Er hatte den Beherrscher von Telemsan vertrieben, aber dieser fand bei den Spaniern wirksamen Beistand. Sie sandten ihm Hülfstrup-

pen, gegen welche Barbaroſſa Schlacht und Leben verlor (1518). Durch eine kräftige Verfolgung ihres Sieges hätten die Spanier damals wol dem ganzen Unweſen ein Ende machen können, aber ſie verſäumten es, und ließen dem Schereddin Zeit, ſich in den Eroberungen ſeines Bruders zu befeſtigen. Schereddin fürchtete indeß die Unzufriedenheit der Mauriſchen Einwohner nicht weniger als die Spaniſchen Waffen, und um ſich dagegen zu ſichern, begab er ſich unter den Schutz des Türkiſchen Großherrn, welcher ihn dafür mit zweitauſend Kriegern verſtärkte. So begann damals die noch jetzt dauernde Oberhoheit der Pforte über die Barbareskenſtaaten. Schereddin verbreitete nunmehr ſeine Herrſchaft über die ganze Küſte von Oran bis nach Tunis. Auf dieſe letztere Stadt hatte er beſonders ein lüſternes Auge geworfen; er ging nach Conſtantinopel, und wußte ſich durch ſein gewandtes Betragen bei Soliman ſo in Gunſt zu ſetzen, daß dieſer ihm jede Unterſtützung zur Ausführung ſeines Unternehmens verhieß. Der Beherrſcher von Tunis, Arraſchid, war von ſeinem Bruder Muley Haſſan vertrieben worden; unter dem Vorwande, Jenen wieder in ſeine Rechte einzuſetzen, erſchien Schereddin vor der Stadt, und die mit Muley's Regierung unzufriedenen Bewohner öffneten ihm ihre Thore. Zu ſpät erfuhren ſie, wie argliſtig ſie getäuſcht worden. Muley Haſſan rief die Hülfe des Kaiſers Karl an, und dieſer, der die Nothwendigkeit fühlte, den Fortſchritten Barbaroſſa's Gränzen zu ſetzen, ward leicht überredet. Karl beſchloß, ſich ſelbſt an die Spitze des Zuges zu ſetzen, zu dem er die Kräfte ſeiner Reiche aufbot, und den der Papſt, Portugal, Genua und der damals nach Malta verſetzte Johanniterorden auf das beſte unterſtützten. Von Cagliari auf

Sardinien, welches zu dem allgemeinen Sammelplatze bestimmt war, ging am 16. Juli 1535 eine Macht von dreißigtausend Kriegern auf fünfhundert Schiffen unter Segel. Der Erfolg entsprach den Erwartungen, die man von der mächtigen Ausrüstung hegen durfte. Die Festung Goletta, der Schlüssel von Tunis, ward mit Sturm genommen; Barbarossa, im offenen Felde geschlagen, fand, als er nach Tunis kam, die Citadelle schon in den Händen der Christensklaven, die sich mittlerweile derselben bemächtigt hatten, suchte sein Heil in schleuniger Flucht, und überließ Tunis den Siegern. Muley Hassan ward sofort wieder in seine Herrschaft eingesetzt, aber von Spanien abhängig gemacht; er mußte viel Geld bezahlen, und alle Christensklaven in Freiheit setzen. Es waren gegen zwanzigtausend, von allen Nationen, und Karl hatte die Freude, so viele von harten Sklavenbanden befreite Christen in ihre Heimath senden zu können.

Die Protestanten benutzten unterdessen diese Zeit, und zogen immer mehr Klöster und Stifter ein. Da nun die dadurch abgesetzten Präbendarien bei dem Kammergericht darüber Beschwerde führten, und dieses das weggenommene Eigenthum Jenen nach den Gesetzen wieder zusprach, so gab dies unaufhörliche Streitigkeiten, indem die Stände behaupteten, das seyen Religionssachen, und in solchen sollten sie ja vom Kammergericht eximirt seyn. Die Antwort war dann freilich immer, es seyen Eigenthumssachen, und darüber müsse allerdings das Gesetz walten. Da jedoch das Gericht keine executive Macht besaß, so behielten die Protestanten immer den Vortheil in ihren Händen. Im Jahre 1535 ward der Schmalkaldische Bund auf zehn Jahre verlängert. Ansehnlich verstärkt ward er durch den Beitritt Ulrichs von Wür-

temberg, der Herzoge Heinrich von Sachsen, Barnims und Philipps von Pommern, dreier Fürsten von Anhalt, König Christians III. von Dänemark, des Markgrafen Johann von Brandenburg-Küstrin, der Grafen von Nassau-Saarbrück und von Schwarzburg, und der freien Städte Eslingen, Braunschweig, Goslar, Göttingen, Eimbeck, Augsburg, Frankfurt, Kempten, Hanover, Hamburg und Minden. Mehrere andere Fürsten, die gleichfalls die Reformation annahmen, z. B. der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg (1539), waren Freunde des Bundes, ohne ihm jedoch beizutreten.

18. Dritter Krieg mit Franz I.

(1536 — 1538.)

Der Kaiser war von Tunis nach Neapel gegangen, wo er den ganzen Winter zubrachte. Es war das erste Mal, daß er diesen Theil seiner Staaten persönlich besuchte, daher wetteiferte der dortige Adel, ihm seine Ehrfurcht und Bewunderung zu erkennen zu geben, und ihm den Aufenthalt in Neapel so angenehm als möglich zu machen. Feste und Freudensbezeugungen aller Art wechselten mit einander ab; und, was Karln das Angenehmste war, ein freiwilliges Geschenk an Gelde, das alle seine Erwartungen übertraf, beschloß die zahlreichen Liebeserweisungen.

Um diese Zeit (24. Oct. 1535) war der Herzog von Mailand, Franz Sforza, ohne Erben zu hinterlassen, gestorben. In seinem Testamente hatte er den Kaiser zu seinem Nachfolger ernannt, der Mailand ohnehin, als eröffnetes Lehn des Reiches, einziehen konnte. Nichts

desto weniger behauptete der König von Frankreich, er habe dem Herzogthume nur zu Gunsten des Hauses Sforza entsagt, und begehrte vom Kaiser, einen seiner Söhne damit zu belehnen. Dieser zeigte sich auch nicht abgeneigt, Mailand dem dritten Sohne Franzens, dem Herzog von Angoulême, zu überlassen. Denn dem Dauphin mochte er es nicht geben, weil es alsdann in der Folge mit der Krone Frankreich verbunden worden wäre, und nicht Franzens zweitem Sohne, dem Herzog von Orleans, weil dieser als Gemahl einer Medici an den Besitz von Mailand leicht Pläne knüpfen konnte, die ganz Italien bedroht haben würden. Aber mit diesem Vorschlage des Kaisers war Franz nicht zufrieden, und da er um diese Zeit den Herzog von Savoyen, den Schwager des Kaisers, unter nichtigen Vorwänden aus seinen Staaten vertrieben und sie mit Französischen Truppen hatte besetzen lassen, so machte Karl auch seinerseits Anstalten zum Kriege. Im Frühling 1536 zog er unter stattlicher Begleitung von Neapel nach Rom, und hielt in diese Stadt mit ungewöhnlicher Pracht seinen Einzug. In seiner ersten Zusammenkunft mit dem Papste drang er lebhaft auf ein Concilium, welches Paul III., der den Frieden liebte, sogleich versprach. Hierauf hielt er am zweiten Ostertage eine glänzende Sitzung, bei welcher der Papst und alle Cardinäle, und die Gesandten der Italienischen Fürsten und des Französischen Hofes zugegen waren. Auf die Anfrage der letzteren, ob es sein Wille sey, oder nicht, des Königs Forderungen in Güte zu befriedigen, stand er von seinem Thronsessel auf, und hielt eine lange Rede in Spanischer Sprache. Er erzählte umständlich, wie treulos und ungerecht sich Franz immer gegen ihn bewiesen, wie dieser stets der

Urheber des Krieges gewesen sey, wie er dagegen immer zum Frieden die Hand geboten habe. So kam er bis auf Franzens ungerechte Besitznahme von Savoyen und auf dessen Einverständniß mit den Deutschen Ketzern, welches er als ein Verbrechen gegen den Papst und die ganze Christenheit vorstellte. Hierauf erneuerte er seinen Vorschlag, den Herzog von Angoulême mit Mailand zu belehnen, wenn Franz dagegen seine Truppen aus den Savoyischen Staaten zöge, und zum Kriege gegen die Ungläubigen, so wie zur Ausrottung der Ketzerei, das Seinige beitrüge. Gefiele dies dem Könige nicht, so sey er, um das Blut so vieler Unschuldigen zu ersparen, bereit, ihm im Zweikampf zu stehen, sey es auf Schwert oder Dolch, auf einer Brücke oder einer Insel, oder auf einem Schiffe; da wolle er sich im bloßen Hemde einfinden. Wolle aber Franz auch durch diesen Ausweg den Krieg nicht abwenden, so möchte er auch die Folgen desselben tragen; er werde alsdann nicht eher nachlassen, als bis einer von Beiden der ärmste Edelmann geworden sey. Daß dies aber ihn nicht treffen werde, wisse er zum voraus, denn auf seiner Seite sey das Recht, das zahlreichste Heer, die einsichtsvollsten Führer. Wäre es mit ihm nicht besser beschaffen, als mit Franz, so würde er sich Diesem zu Füßen werfen, und ihn mit gefaltenen Händen und den Strick um den Hals um Gnade anflehen.

Der Kaiser hatte alles dieses mit ungewöhnlicher Heftigkeit gesprochen, so daß die Anwesenden in Erstaunen geriethen. Als die Gesandten ihm am folgenden Tage in Gegenwart des Papstes fragten, ob seine gestrige Rede eine förmliche Herausforderung zum Zweikampf seyn sollte: antwortete er milder, er habe nur ge-

meint, es sey besser, daß sie beide in Person gegen einander kämpften, als daß sie einen verwüstenden Krieg führten, zum Verderben der Christenheit und nur zum Vortheil der Türkenherrschaft. Aber alle diese Verhandlungen blieben ohne Erfolg, indem Franz darauf bestand, Mailand für den Herzog von Orleans zu erhalten. So sollten denn abermals die Waffen entscheiden.

Noch im Sommer desselben Jahres fiel der Kaiser mit drei Heeren in Frankreich ein. Zwei davon hatte seine Schwester Maria von Ungern, die Statthalterin der Niederlande, zusammengebracht; sie wurden in die Picardie und Champagne geschickt. Mit dem dritten und stärksten zog er selbst durch Savoyen gerade in die Provence. Seine besten Heerführer hatten ihm diesen Zug als höchst mißlich widerrathen, aber der Wunsch, den Feind im Herzen seines eigenen Landes anzugreifen, und die Vorspiegelungen eines Französischen Überläufers hatten ein größeres Gewicht für ihn; ja er war so voll Vertrauens, daß er dem Geschichtschreiber Jovius, der ihn begleitete, rieth, ja einen recht großen Vorrath von Papier mitzunehmen. Leider sah er nur zu bald, daß er den Rath der Erfahrnen nicht ungestraft verachtet hatte. An der Rhone stand der Marschall von Montmorency mit einem auserlesenen Französischen Heere hinter unbezwinglichen Verschanzungen. Die weite Strecke zwischen ihm und dem Passe, durch welchen der Kaiser in Frankreich eintrat, war kahl und verwüstet. Viele Meilen weit war kein Mensch zu sehen. Die Dörfer standen leer, oder lagen in Asche, alle Mühlen und Backöfen waren eingerissen, ringsum war nirgends Speise noch Futter für Menschen und Vieh zu finden. Nach mehreren sauren Tagereisen in diesen künstlichen Wüsteneien sah sich Karl

genöthigt, sich links ab nach der See zu wenden, um von seiner Flotte den nöthigen Vorrath einzunehmen. So kam er vor Marseille, und belagerte die Stadt. Aber diese war zu stark befestigt, und zu gut mit allem Nöthigen versehen, als daß sie sich so leicht hätte ergeben sollen. Die harte Nothwendigkeit, so viele tausend Menschen und Pferde ganz auf eigene Kosten und aus nachgefahrenen Magazinen zu unterhalten, und die Seuchen, welche viele seiner Krieger wegrafften, nöthigten ihn endlich, nach zwei vergeblich zugebrachten Monaten, am 10. September 1536, die Belagerung von Marseille aufzuheben, und sich wieder nach Italien zurückzuziehen. Dieser Rückzug war nicht bloß schimpflich, sondern auch sehr gefährlich, denn nun brachen die Franzosen aus ihrem Hinterhalte triumphirend hervor, und setzten die armen ausgehungerten Spanier so in Furcht, daß diese einen Theil ihres Geschützes und unzählige Wagen voller Kranken in Stich lassen mußten, um nur schnell genug in Sicherheit zu kommen. — Das Heer, welches in die Picardie eingebrochen war, richtete gleichfalls nichts aus, und der Einfall in die Champagne unterblieb gänzlich. Karl, voller Schaam und Verdruß, ging sogleich nach Genua, und setzte von da nach Barcelona über.

Länger als anderthalb Jahre blieb er in Spanien, ohne etwas von sich hören zu lassen. In der Mitte des Jahres 1537 fanden sich beide Theile so erschöpft, daß sie einen Waffenstillstand bis zum folgenden Feldzuge schlossen. Noch war man begierig, was im nächsten Jahre geschehen würde, als der Papst sich ins Mittel legte, und beide Monarchen zu einer freundschaftlichen Zusammenkunft nach Nizza in Piemont einlud. So viel Mühe sich aber hier der heilige Vater auch gab, so konnte

er doch nichts weiter zu Stande bringen als einen Waffenstillstand auf zehn Jahre, während dessen ein jeder das behalten sollte, was er jetzt in Händen habe (18. Jun.). Die Erbitterung von beiden Seiten war hier noch so groß, daß die Fürsten einander gar nicht sehen wollten; und kaum war der Vertrag unterschrieben, so ging Franz nach Avignon, und der Kaiser begleitete den Papst nach Genua.

Nach einer solchen Zusammenkunft hätte man eine zweite nimmermehr erwarten sollen, welche dennoch wenige Wochen nach jener ersten folgte. In Genua trat Karln ein Französischer Gesandter mit der Bitte an, bei seiner Überfahrt nach Spanien auf einige Tage in Frankreich einzusprechen, damit beide Fürsten sich persönlich mit einander unterreden könnten. Die Begleiter des Kaisers fanden die Sache sehr bedenklich, aber gerade weil sie das schien, gefiel sie Karln, und er nahm die Einladung an. Die Zusammenkunft ward zu Aigues mortes, am Ausflusse der Rhone ins mittelländische Meer, festgesetzt. Als Karls Galeeren die Höhe dieser Stadt erreicht hatten, ließ er die Anker auswerfen, und Franz, der ihn am Ufer erwartet hatte, begab sich zuerst mit einem kleinen Gefolge an Bord des kaiserlichen Fahrzeuges. Mit den ausgezeichnetsten Höflichkeitsbezeugungen versicherte er Karln, daß er nichts sehnlicher wünsche, als sein Freund zu seyn, und die bösen Mißverständnisse zu endigen, die ihre Herzen so lange getrennt hätten. Als darauf auch Karl alle seine Selbstbeherrschung zusammennahm, um seinem Gegner keine unedlere Gesinnung zu zeigen als Dieser sich zu äußern bemühte, ging Franz so weit, ihn zu einem freundschaftlichen Gastmahl am Lande einzuladen. Auch das nahm

Karl mit größter Freundlichkeit, ohne allen Schein des Mißtrauens an; er fuhr mit Franzen hinüber, und wurde in Aigues mortes königlich bewirthet. Nach der Tafel war ein glänzender Ball veranstaltet, dem beide Fürsten bis in die Nacht beiwohnten. Karl schlief darauf im königlichen Schlosse, und am folgenden Morgen reichte ihm der Dauphin selbst Waschwasser und Handtuch, und als er darüber beschämt schien, sagte Franz im verbindlichsten Tone, das sey seines Sohnes Schuldigkeit, ja ein so großer Monarch, als er, sey würdig, von ihm (dem Könige) selbst bedient zu werden. Sie blieben hierauf noch diesen Tag beisammen, und Franz versprach, sein Bündniß mit den Türken aufzugeben, und in allen billigen Dingen Karln willfährig zu seyn. Zuletzt bat er ihn noch, einen Brillantring von hohem Werthe als ein Andenken dieser zwei glücklichen Tage von ihm anzunehmen, in dessen innere Seite die Worte dilectionis testis et exemplum gegraben waren. Am Abend begleitete er den Kaiser wieder bis zu seiner Galeere, auf welcher derselbe nach der freundschaftlichsten Trennung nach Spanien segelte.

Wer möchte sagen, daß diese ganze Großmuthsscene Verstellung gewesen sey? Es ist ein so unaussprechlich erhabener Anblick, zwei mächtige Feinde, die eine Welt mit ihrem Hasse entflammten, sich plötzlich mit edlem Vertrauen einander nähern zu sehen, daß es dem menschlichen Herzen sehr nahe liegt, auch durch solche Siege glänzen zu wollen. Schon zu Homers Zeiten gehörte es zum Ehrenpuncte der Helden, von sich sagen zu lassen (Il. VII. 301.):

Seht, sie kämpften den Kampf der geistverzehrenden Zwietracht,
Und dann schieden sie beid' in Freundschaft wieder versöhnet.

19. Karls Reise nach Gent.

(1539—1540.)

Franz, der so gern noch zum Besitz des erledigten Mailand gelangt wäre, unterließ nichts, was die Rührung, die er zu Aigues mortes in Karln erweckt zu haben glaubte, erhalten konnte. Gleich im folgenden Jahre ereignete sich in den Niederlanden ein Vorfall, der ihm die schönste Gelegenheit gab, den Kaiser aufs Neue seiner aufrichtigen Gesinnungen zu versichern. Die reiche Stadt Gent, Karls Geburtsort, hatte sich vor einiger Zeit widersetzt, an einer Steuer Antheil zu nehmen, die der Grafschaft Flandern im Allgemeinen aufgelegt worden war, indem sie sich hartnäckig auf ihre Privilegien berief. Aus dem Streit war erst ein Rechtshandel entstanden, den die Genter verloren; dann war eine harte kaiserliche Drohung erfolgt, und diese hatte einen so ernstlichen Aufstand zur Folge, daß alle Adeligen und Anhänger des Kaisers aus der Stadt gejagt, und Abgeordnete an den König von Frankreich geschickt wurden, mit dem Erbieten, die Bürger wollten sich in seine Arme werfen, wenn Karl Gewalt brauchen sollte. Franz wies den Antrag mit Verachtung von sich, und lieferte dem Kaiser die deshalb erhaltenen Briefe aus. Zugleich schlug er ihm vor, wenn er etwa durch seine persönliche Gegenwart den Aufruhr stillen wolle, doch den kürzesten Weg von Spanien nach den Niederlanden, den Weg durch Frankreich, einzuschlagen, wo für seine schnellste Fortschaffung gesorgt seyn sollte. Der Vorschlag kam Karln in der That sehr erwünscht, da die stürmische Jahreszeit den Seeweg so unsicher machte. Wiederum verachtete er die Warnungen derer, die Franzen so gern bei

dieser Einladung boshafte Absichten unterschieben wollten; mehr fürchtete er hingegen, man werde ihm mit lauter Artigkeit mitten unter den größten Freundschaftsbezeugungen die Bitte um die Mailändische Belehnung so nahe legen, daß er ohne den Schein der gröbsten Undankbarkeit nicht werde ausweichen können. Sehr fein baute er dieser Verlegenheit dadurch vor, daß er vor dem Antritt der Reise sichs ausdrücklich zur Bedingung machte, daß während seines ganzen persönlichen Aufenthalts in Frankreich auch nicht mit einem Worte von Mailand die Rede seyn sollte, damit — wenn er nachher etwas bewilligte — die Welt nicht glauben möchte, es sey ihm heimlich in Frankreich abgezwungen worden.

Der König mußte schon das Ehrgefühl des Kaisers achten, und die Bedingung eingehen. Karl trat darauf in guter Zuversicht die Reise an. Er wurde angenehm überrascht, als er schon in Fuentarabia, dem letzten Spanischen Gränzort an den Pyrenäen, Franzens zweiten Sohn und den Connetable von Montmorency mit vielen Französischen Herren antraf, welche ihm bis hieher entgegen geritten waren. Am folgenden Tage, als sie das Französische Gebiet betraten, gesellte sich auch der Dauphin zu ihnen. Näherte sich der Kaiser einer Stadt, so brachte ihm der Magistrat die Schlüssel derselben entgegen; kurz, überall empfing man ihn nicht als Gast, sondern als Gebieter. In Fontainebleau, wo der Hof auf ihn wartete, hielt man ihn funfzehn Tage lang mit den ausgesuchtesten Ergötzungen auf. Auch in Paris, wo man ihm den feierlichsten Einzug veranstaltet hatte (1. Jan. 1540), ward er sechs Tage lang mit königlicher Pracht bewirthet. Als er darauf nach den wärmsten Danksagungen und Freundschaftsversicherungen weiter zog,

begleiteten die königlichen Prinzen ihn wiederum bis an die Niederländische Gränze. — Franz hatte indeß sehr falsch gerechnet. So angenehm sich Karl geschmeichelt fühlte, so blickte doch die Absicht jener Schmeicheleien viel zu deutlich durch, als daß er einen großen Werth darauf hätte legen sollen. Er verfuhr nachher in der bezweckten Sache, wie er auch ohne Franzens Artigkeiten verfahren seyn würde.

Der Aufruhr in Gent ward übrigens schnell gestillt. Karl setzte ein Gericht zur Bestrafung der Hauptrebellen nieder, von denen mehrere hingerichtet, Andere verwiesen wurden. Die Bürgerschaft verlor viele ihrer schönsten Privilegien, und mußte obenein noch 50,000 Goldgulden zur Erbauung einer Citadelle erlegen.

---

20. Blick auf Deutschland.

An allen jenen auswärtigen Begebenheiten hatte das Deutsche Reich nicht den mindesten Antheil genommen. Von keinem Gewalthaber in Schrecken gesetzt — denn Ferdinands Einfluß war sehr gering — trieb hier ein Jeder sein Wesen für sich, und suchte so viel als möglich zu gewinnen. Der Protestantismus hatte jetzt schon ein so großes Übergewicht, daß selbst die Fürsten, die der alten Lehre ergeben blieben, die Ausbreitung desselben unter ihren Unterthanen nicht verhindern konnten. Sogar König Ferdinand hatte den Schmerz, daß seine Österreichischen, Steirischen, Kärnthischen und Krainischen Stände ihn um die Erlaubniß baten, die neue Religion einführen zu dürfen. In Ländern, die durch einen nachmaligen, oft streng erzwungenen Rückfall heut zu Tage

ganz katholisch sind (Österreich, Böhmen, Baiern u. s. w.), hatten damals schon Viele die Lehre der Reformatoren angenommen, und man hätte um das Jahr 1540 prophezeihen mögen, daß hinnen zwanzig Jahren kein einziger Katholik mehr in Deutschland seyn würde. Aber wer konnte auch damals an die Jesuiten denken!

Der Schmalkaldische Bund hielt noch immer fleißig seine Zusammenkünfte, und nahm neue Mitglieder auf; dagegen stiftete der kaiserliche Vicekanzler Held, ein vorzüglicher Feind der Protestanten, 1538 zu Nürnberg einen Gegenbund mehrerer katholischer, geistlicher und weltlicher, Fürsten, dessen Zweck gemeinschaftliche Vertheidigung seyn sollte, falls einer der Theilnehmer von den Protestanten angegriffen würde. Unter den Gliedern war der Kaiser zwar auch genannt, aber Karl erklärte, daß Held ohne Vollmacht gehandelt habe, und genehmigte neue Unterhandlungen mit den Schmalkaldischen Bundesgenossen. Da nun auch König Ferdinand der Hülfe derselben wider die Türken bedurfte, so wurde im April 1539 ein Friede auf funfzehn Monate geschlossen, welcher alle kammergerichtlichen Decrete gegen die Protestanten für diese Zeit aufhob, beiden Theilen aber die Erweiterung ihres Bundes untersagte. Auch sollte eine Anzahl von Theologen und friedfertigen, verständigen Layen von beiden Seiten innerhalb einiger Monate zusammentreten, um eine Einigung wegen der Religion zu Stande zu bringen. Ein solches Religionsgespräch schrieb nun der Kaiser in Gent (wo er noch das ganze Jahr 1540 blieb, um Franzens nächste Maßregeln abzuwarten) auf den 6. Juni 1540 nach Speier aus. Es ward nachmals nach Hagenau auf den 25. Juni verlegt, allein keiner der protestantischen Fürsten erschien selber, und ihre

dorthin gesandten Abgeordneten brachten nichts zu Stande. Ferdinand setzte darauf ein neues Gespräch zu Worms an, auf den 28. October. Dazu erschien im Namen des Kaisers dessen gewandter Minister, der Cardinal Granvella, der von nichts als von des Kaisers milden Gesinnungen sprach, aber dennoch kein Zutrauen fand. Eine lange Zeit ging mit ängstlichen Vorkehrungen und Vorsichtsmaßregeln hin, bis es endlich dahin kam, daß Melanchthon und der durch seine in den ersten Jahren der Reformation gegen Luther bewiesene heftige Feindschaft wohlbekannte Doctor Eck am 14. Januar 1541 mit der eigentlichen Disputation den Anfang machen konnten. Sie nahmen zuerst die Lehre von der Erbsünde vor, verwikkelten sich aber dabei in so tiefe Distinctionen, daß viele Zuhörer es dem Kaiser im Stillen dankten, als er dem Granvella einen Brief aus Gent schickte, worin er ihm befahl, das Gespräch aufzuheben, und auf den nächsten Reichstag zu verlegen, den er hiermit auf den 8. April dieses Jahres (1541) ansetzte, und zu welchem er sich selber in Regensburg einzufinden versprach. — Über drei Monate hatte die unnütze Versammlung in Worms gedauert.

Noch länger währte die Fortsetzung derselben, der Regensburger Reichstag (vom 8. April bis Ende Juli). Der Kaiser ließ es an Mühe und Geduld nicht fehlen, hier die erwünschte Einigung zu Stande zu bringen. Er ließ den Unterrednern eine Schrift übergeben (das sogenannte Regensburger Interim), welche dem Religionsvergleich zur Grundlage dienen sollte. In der That schien es bereits, als ob man sich einander nähern wolle, aber das Mißtrauen auf beiden Seiten verdarb Alles wieder; und als Karl sah, daß doch endlich nichts Friedliches zu Stande kam, blieb ihm nichts übrig, als den Protestan-

ten bis zur Eröffnung des längst verheißenen allgemeinen Concils durch den Reichsabschied neue Vortheile zu gewähren, da das Reich, wegen der Türkischen Unruhen, der Einigkeit jetzt mehr als jemals bedurfte. Für diese Nachgiebigkeit mußte der bedrängte Kaiser von dem päpstlichen Legaten vieles leiden, ja es fehlte nicht viel, so hätte er sich jetzt mit den katholischen Ständen entzweit. Die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern und der Kurfürst Albrecht von Mainz tadelten ihn wegen seiner zu großen Nachsicht und Güte; man solle entweder ein Concilium versammeln, oder die Waffen wider die Protestanten ergreifen. Aber der ungleich besonnenere und verständigere Kaiser erklärte ihnen seine Abneigung gegen einen Krieg, der, als von Deutschen gegen Deutsche geführt, eben so hartnäckig als verderblich seyn würde.

21. Züge nach Algier und wider die Türken.

(1541—1542.)

Von Regensburg begab sich der Kaiser nach Italien, in der Absicht, einen zweiten Zug nach Nordafrica zu unternehmen. Die vor sechs Jahren gezüchtigten Corsaren hatten durch Seeräubereien, ja sogar durch verschiedene kecke Landungen an den Spanischen Küsten, schon längst wieder laute Klagen veranlaßt, und fügten dem Spanischen und Italienischen Handel täglich größern Schaden zu. Diese Barbaren in Algier zu überfallen, hatte Karl um so größere Lust, da ihm sein Zug nach Tunis so gut geglückt war. Die Deutschen meinten zwar, der Kaiser könne wol was Besseres thun, und sey in Deutschland nöthiger als in Africa; ja der erfahrenste Seemann

seiner Zeit, Andreas Doria, Doge von Genua, der ihn begleiten sollte, prophezeihte ihm den schlimmsten Ausgang, weil die gute Jahreszeit für die Schifffahrt auf dem mittelländischen Meere schon vorüber sey; aber Karl, der nicht leicht einen einmal gefaßten Vorsatz aufgab, und schon alle deshalb nöthigen Befehle gegeben hatte, reisete sogleich von Lucca, wohin er sich zunächst von Deutschland aus begeben und den Papst noch einmal gesprochen hatte, nach Porto Venere im Genuesischen. Hier schiffte er sich (28. Sept. 1541) nach den Balearischen Inseln ein, die zum allgemeinen Sammelplatze bestimmt waren, wo er erfuhr, daß die Spanische Flotte unmittelbar nach Africa gesegelt sey. Es war ein auserlesenes Heer, welches sich dort zusammenfand, die Blüte des Spanischen und Italienischen Adels, und hundert Malteserritter mit ihren Ordenssoldaten. Die Herbststürme machten das Meer schon sehr unruhig, und eine naßkalte Luft erzeugte viele Krankheiten. Am 20. October erreichte die Flotte die Höhe von Algier, und die Soldaten stiegen ans Land. Um keine Zeit zu verlieren, marschirte Karl sogleich auf die Stadt los, und forderte sie zur Übergabe auf, erhielt aber eine stolze Antwort. Zur förmlichen Belagerung konnte er nicht eher schreiten, als bis man erst die Zelte, das Geschütz und einen Vorrath von Proviant ans Land geschafft hatte, denn bis jetzt hatte kein Soldat mehr als seine Waffen bei sich. Aber jetzt trafen Doria's Besorgnisse wirklich ein. Gleich am ersten Abend bezog sich schnell der Himmel, ein fürchterlicher Sturm trieb einen eben so fürchterlichen Platzregen herauf, der die ganze Nacht anhielt, und die armen Soldaten, die ohne Zelt oder sonst ein Obdach ganz frei auf einer niedrigen, moorigen Ebene da standen, so durch-

näßte, daß sie alle wie im Fieberfroste zitterten. Ja, um nur auf dem schlüpfrigen Boden, auf dem sie bis über die Knöchel im Wasser standen, nicht von dem grimmig sausenden Winde umgeworfen zu werden, mußten sie ihre Lanzen in die Erde stoßen, und sich dagegen stemmen. Der Feind benutzte am folgenden Morgen die Entkräftung der armen Menschen bestens, und setzte ihnen mit seiner gewandten Türkischen Reiterei so zu, daß eine Menge Spanier und Italiener, ohne sich wehren zu können, niedergesäbelt wurden.

Jetzt sah man nach den Schiffen; aber der Sturm dieser entsetzlichen Nacht hatte sie alle von den Ankern losgerissen, viele an einander zerschellt, viele weit bis ins hohe Meer geschleudert, und noch tobte die See so gewaltig, daß an kein Landen der nöthigsten Geräthschaften und Lebensmittel zu denken war. Karl befahl, die Pferde zu schlachten, um so den ersten Hunger wenigstens zu stillen, und dann mußte das Heer längs der Küste drei Tagereisen im Wasser und Koth marschiren, ohne sich in der ganzen Zeit einmal niedersetzen oder legen zu können, da man nirgends eine trockene Stelle fand. Nach diesem unseligen Marsche, der viele Leichen machte, erreichte man endlich den Busen von Metafuz, den nächsten sichern Ankerplatz für die geretteten Schiffe. Jetzt endlich nach vier Tagen konnte man wieder Brot und andere Lebensmittel bekommen, aber das Heer war so entkräftet, daß man ihm nicht mehr zumuthen konnte einen Winterfeldzug zu thun. Der Kaiser selbst zeigte während des ganzen Unglücks die schönsten Eigenschaften eines Helden und Heerführers; Unerschrockenheit, Muth, Menschlichkeit und Mitgefühl zeichneten ihn auf gleiche Weise aus. Er theilte mit den geringsten Kriegern alle

Beschwerden, setzte seine Person überall aus, wo Gefahr drohte, ermuthigte die Verzweifelnden, sprach den Kranken Trost zu, beseelte Alle durch Wort und Beispiel. Bei der Einschiffung war er einer der letzten, obschon ein Haufe Araber ganz in der Nähe umherschwärmte. Auch bei der Heimkehr hatte er mit widrigen Winden zu kämpfen, und landete erst im Anfang des Decembers zu Carthagena.

Von allen diesen Dingen kam kaum einmal eine Kunde nach Deutschland; ja anderthalb Jahre nachher glaubten sogar noch die Einwohner von Kleve, der Kaiser sey bei Algier ertrunken. So sehr entbehrte man damals noch die Vortheile der Posten und Zeitungen. Die Sachen gingen übrigens im Reiche noch ihren alten Gang; es wurden Gespräche und Reichstage gehalten, auf denen nichts ausgemacht wurde, und der König Ferdinand spielte eine ziemlich überflüssige Rolle.

Die Lage dieses Fürsten war in der That bedauernswerth. Am geringsten war sein Ansehn in Ungern, einem höchst unglücklichen Lande, das theils von Factionen zerrissen wurde, theils den Türken zum Raube diente, die fast einheimisch darin geworden waren, und alle Arten viehischer Ausschweifungen und Grausamkeiten darin verübten. Johann von Zapolia war 1540 gestorben; statt daß nun aber, nach der Bestimmung früherer Verträge, ganz Ungern an Ferdinand hätte fallen sollen, trat der gefürchtete Soliman als Beschützer eines unmündigen Prinzen auf, den Zapolia hinterlassen hatte. Er besetzte Ofen und antwortete Ferdinands Gesandten, die mit ihm unterhandeln wollten, daß ihr Herr sich alles Anrechts auf Ungern zu begeben, und selbst für Österreich Tribut zu entrichten, oder zu erwarten habe, daß auch seine

Deutschen Länder mit Feuer und Schwert verwüstet würden.

Diese Noth drängte Ferdinand, die Deutschen Fürsten am 9. Februar 1542 auf einen Reichstag nach Speier zu berufen. Hier eröffnete er selbst die Sitzungen mit einer langen Rede, worin er erzählte, sein Bruder sey jetzt in Spanien, und habe ihm aufgetragen, die Stände um eine nachdrückliche Türkenhülfe zu ersuchen. Darauf machte er eine schreckliche Schilderung von der Verwirrung und Gefahr, worin sich Ungern befinde, rechnete auch her, wie viel Macht er selbst aus seinen Erbstaaten zu dem Kriege aufzuwenden gesonnen sey, und verlangte zuletzt von den Fürsten schleunige Theilnahme und Beistand. Die katholischen waren sogleich bereit dazu, die protestantischen hingegen meinten, ehe ihr Handel nicht geschlichtet sey, könnten sie nichts für den Kaiser thun. Das zog nun alle die alten Streitigkeiten wieder herbei, die nach langer Vermittelung des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg und des Pfalzgrafen Friedrich endlich dahin geschlichtet wurden, daß den Protestanten wenigstens ein sichrer Friedensstand auf fünf Jahre bewilligt ward. Jetzt verstanden sie sich denn auch zu der verlangten Hülfe, und der Kurfürst von Brandenburg übernahm die Anführung der vereinigten Macht.

Aber theils waren die Feldherrntalente dieses Fürsten nicht so groß, als er selbst geglaubt hatte, theils kamen die Contingente so unordentlich an, daß die beste Zeit verstrich, und so legte man denn wenig Ehre ein. Ein Zeitgenosse erzählt die ganze Expedition mit folgenden Worten: „In diesem Jahr hat das Römische Reich der kais. Maj. 40,000 zu Fuß und 8000 zu Roß zugesandt, ist der Kurfürst von Brandenburg oberster Feld-

hauptmann gewest, seynd lange bei Wien im Wald gelegen, hat der Türk mit keiner Macht kommen wollen, seynd sie erst auf den Herbst hinabgezogen, für Pesth sich gelagert, überschanzt und ordentlich gestürmt, und mit Spott, der ganzen Christenheit zum Nachtheil, abgezogen, über 15,000 Mann von guten Leuten verloren, das Geld unnützlich verschwendet."

---

22. Herzog Heinrich von Braunschweig vertrieben.

(1542.)

Ferdinands Verdruß sollte aber noch höher steigen. Die Protestanten, welche bisher nur immer gesprochen hatten, fingen in diesem Jahre auch an zu handeln, und zwar so, daß den Katholischen nicht wohl dabei zu Muthe ward.

Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel war ein höchst leidenschaftlicher Mann, und wegen einiger Personen, denen er grollte, ein eifriger Feind und Verfolger des Lutherthums. In dem züchtigen Deutschlande fand man schon das an ihm sehr anstößig, daß er seine Gemahlin verächtlich behandelte, und eines ihrer Hoffräulein zum Kebsweibe nahm*). Aber außer diesen Vergehungen führten auch seine Unterthanen und die Nachbarn noch manche schwere Klage über ihn wegen erlittener Gewaltthätigkeiten. Ein öffentlicher Zwist erhob sich

*) Um dem Gerede auszuweichen, verfiel er auf eine List. Das Fräulein mußte sich todt stellen, und sich begraben lassen; während aber die dazu bestellten Priester die feierlichen Exequien hielten, ließ er sie nach einem entfernten Schlosse bringen, wo er sie insgeheim noch oft besuchte.

jedoch zuerst, als der Landgraf von Hessen einen Brief von ihm an den Kurfürsten von Mainz auffing, worin sehr anzügliche und verdächtige Stellen in Betreff der Protestanten vorkamen. Unter andern hieß es von dem Landgrafen, er werde nächstens toll werden, denn er sey es schon über die Hälfte, und dann würde der Sache bald zu rathen seyn. Gegen den Kurfürsten von Sachsen schrieb er sogar eigenhändig einen Tractat voll ehrenrühriger Beschuldigungen, die der Kurfürst öffentlich zu widerlegen für nöthig fand. Er that dies in einer Schrift, deren Geist schon der Titel ahnen läßt. Dieser heißt: „Des durchlauchtigsten Fürsten ꝛc. ꝛc. Johanns Friedrichen, wahrhaftige, beständige, gegründete, christliche und aufrichtige Verantwortung wider des verstockten, gottlosen, vermaledeieten, verfluchten Ehrenschänders, böshätigen Barrabas, auch hurensüchtigen Holofernes von Braunschweig, so sich Herzog Heinrich den Jüngern nennt, unverschempt, calphurnisch Schand- und Lügenbuch ꝛc. wider vorgemeldten Churfürsten von Sachsen u. s. w." — dagegen schrieb der Herzog eine Antwort unter folgendem Titel: „Des Durchl. Fürsten ꝛc. Heinrichs des Jüngern ꝛc. erhebliche, gegründete, wahrhaftige, göttliche und christliche Quadruplica, wider des gottlosen, verruchten, verstockten, abtrünnigen Kirchenräubers und vermaledeieten, boshaftigen Antiochi, Novatiani, Severiani und Hurenwirths, der sich Hansen Friedrich H. zu Sachsen nennt, erdicht, erlogen und unverschempt Lästerbuch, welches er wider gemeldten Herzog ausgegossen hat." Weil nun der Herzog in seinem ersten Buche unter andern gesagt hatte, Luther selber brauchte den Kurfürsten nur zum Hanswurst, so machte sich nun auch Luther über ihn her, und richtete eine Schrift an ihn, die

nur mit der Zornmüthigkeit des großen Mannes, und mit der Grobheit seines Gegners entschuldigt werden kann. Der Titel lautete: „Wider Hans Worst." Folgende Stelle daraus ist eine der stärksten. Zu bedenken ist dabei, daß der Geist der Zeit seinen großen Antheil an dieser Sprache habe. „Du solltest — sagt Luther zum Herzog — nicht ehe ein Buch schreiben, Du hättest denn einen ...z von einer alten Sau gehört; da solltest Du dein Maul gegen aufsperren, und sagen: Dank hab, du schöne Nachtigall; da hab ich einen Text, der ist für mich. Halt fest, Rüden, das wird gut in ein Buch zu trücken, nirgend denn zu Wolfenbüttel, wider die Schriftler und den Churfürsten. O wie sollen sie die Nasen dafür zuhalten, und werden müssen bekennen, daß Heinz Potzenhut auch ein Schreiber sey worden ꝛc. ꝛc."

Der ungestüme Herzog hatte schon seit langer Zeit die beiden Städte Goslar und Braunschweig hart mitgenommen, theils weil sie sich in den Schmalkaldischen Bund hatten aufnehmen lassen, theils auf andere Veranlassungen. Selbst auf mehrere ernstliche Warnungen des Kaisers und Ferdinands ließ er davon nicht ab. Da entschloß sich endlich der Bund, den beiden Städten Friede zu verschaffen; es wurde ein Heer von 19,000 Mann ausgerüstet, und dies brach so schnell in die Braunschweigischen Lande ein, daß der Herzog Hals über Kopf die Flucht ergreifen mußte (12. Aug. 1542). Die protestantischen Fürsten behielten darauf das Land in Besitz, richteten den Gottesdienst nach Lutherischer Weise ein, und äußerten sehr deutlich, daß sie es dem Herzog Heinrich nie wieder herausgeben würden. Dieser war unterdessen nach Baiern geflohen, und hatte von dort aus das Kammergericht um Schutz ersucht. Als dieses aber

ein Mandat zu Gunsten des Vertriebenen erließ, und dessen Wiedereinsetzung bei Strafe der Acht befahl, antworteten die Schmalkaldner durch einen Beschluß, in welchem sie dem verhaßten Gerichte ohne alle Einschränkungen den Gehorsam aufkündigten.

---

23. Vierter Krieg mit Franz I.

(1542—1544.)

Der König von Frankreich sah indeß wol, daß alle an den Kaiser verschwendeten Liebkosungen durchaus keine Wirkung gehabt hatten. Schon 1540 hatte Karl Mailand, als eröffnetes Reichslehn, seinem Sohne Philipp gegeben; und da Franz sich unterdessen wieder erholt hatte, so beschloß er noch einmal die Gewalt zu versuchen. Er erneuerte das Bündniß mit den Türken, welches er schon im letzten Kriege eingegangen war, und fing in der Zeit, da Karl in Algier war, die lebhaftesten Rüstungen an. Zum Vorwande, den Stillstand von Nizza zu brechen, mußte ihm die Ermordung zweier Gesandten dienen, die sich in seinem Auftrage durch das Mailändische zu den Feinden des Kaisers, nach Venedig und Constantinopel, schleichen wollten. Der Statthalter von Mailand, der Marchese del Guasto, befahl sie anzuhalten und ihnen ihre Papiere zu nehmen; da sie sich zur Wehre setzten, kamen sie im Handgemenge um (1541). Franz schrie laut über Verletzung des Völker- und Gesandtschaftsrechts, aber mit Unrecht, denn jene Männer waren keineswegs unter dem Namen von Gesandten gereis't, sondern hatten diese Eigenschaft gerade zu verbergen gesucht.

Im nächsten Frühling (1542) eröffnete Franz die

Feindseligkeiten. Jetzt sollte sich's entscheiden, wer von beiden Nebenbuhlern dem andern Gesetze vorschreiben könnte. Fünf Heere griffen den Kaiser zu gleicher Zeit an, zu einer Zeit, wo dieser so erschöpft war, daß er sich in Spanien ganz still verhalten mußte. Aber die Unfähigkeit der Französischen Feldherren und die Treue und Wachsamkeit der kaiserlichen Befehlshaber machte diesen so furchtbar drohenden Feldzug zum unwirksamsten von allen. Keine Festung ergab sich; den Spanischen Heerführern war auf keinem Wege beizukommen, und Mangel und Krankheiten rieben die sämmtlichen fünf Heere so auf, daß die Überbleibsel derselben in der traurigsten Verfassung nach Hause kamen. Dennoch ward im folgenden Jahre (1543) der Feldzug aufs Neue eröffnet. Aber diesmal gedachte Karl, auch nicht so ruhig zuzusehen. Er hatte seinen Sohn Philipp mit einer Portugiesischen Prinzessin vermählt, deren ansehnlicher Brautschatz, verbunden mit der Steuer, welche die Spanischen Stände ihm bei dieser Gelegenheit bewilligten, ihn in den Stand setzte, einmal wieder einen glänzenden Zug zu unternehmen. Zu dem Ende segelte er im Mai nach Italien, um sich der Gesinnungen des Papstes zu versichern, nahm dann ein auserlesenes Heer in Empfang, und zog mit demselben über die Alpen nach Deutschland, und so immer längs dem Rheine hin bis nach Kleve. Der Herzog dieses Landes, Wilhelm, ein Verwandter des Kurfürsten von Sachsen, hatte dem König von Frankreich viel Verbindlichkeiten, und stand mit ihm in einem Freundschaftsbunde; die Reformation war in seinen Ländern schon ziemlich weit fortgeschritten. Karl wollte diesmal seine Feindseligkeiten gegen Franz bei diesem Bundesgenossen anfangen. Als er mit seinem Heere den Rhein

hinabzog, beeiferten sich sogar mehrere von den evangelischen Ständen, ihm Pulver, Geschütz und andere Kriegsbedürfnisse zu reichen, und ihm auf alle Weise gefällig zu seyn. Selbst Landgraf Philipp verehrte ihm, da er die Hessischen Lande streifte, eine herrliche Ladung von Wein und Hafer, und ließ auch dem trügerischen Granvella Geschenke überreichen, worauf Karl dessen Gesandten versicherte, daß er stets des Landgrafen gnädiger Kaiser seyn werde. Kleve ward schnell erobert, und der Herzog vor den Kaiser geführt. Er bat knieend um Gnade, aber Karl wandte sich weg, ohne ihm zu antworten. Nachher verzieh er ihm zwar, doch unter harten Bedingungen, worunter auch die war, daß er nie vom katholischen Glauben abweichen, auch nie sich in ein Bündniß gegen den Kaiser einlassen solle.

Indem die Schmalkaldischen Bundesgenossen hier einen bedeutenden Fürsten ohne Unterstützung ließen, der schon im Begriff war, sich mit ihnen zu vereinigen, konnte der Kaiser inne werden, daß sie entweder von dem Gedanken an Krieg weit entfernt waren, oder doch ohne Entschlossenheit und Geschick, durch rechtzeitige Benutzung günstiger Umstände ihre Macht zu verstärken. Dasselbe Zaudern oder dieselbe Liebe zum Frieden zeigten sie damals auch bei einer andern Gelegenheit. Der alte Kurfürst Hermann von Köln nämlich wollte in seinem Lande die Reformation einführen, und zog selbst Melanchthon dabei zu Rathe; die Ritterschaft und die Städte des Kurfürstenthums erklärten sich günstig, nicht aber das Domcapitel und der Rath von Köln, einer Stadt, in welcher die Geistlichkeit sehr zahlreich, angesehen und reich war, und die, stolz auf das Alter ihrer Heiligthümer, sich dem Gepränge des katholischen Cultus eifrig ergeben

zeigte. Selbst der sonst so milde Melanchthon nannte es einen barbarischen und recht heidnischen Aberglauben, den er daselbst herrschend fand. Einige der ungestümsten Domherren meinten sogar schon, man müsse einem ketzerischen Erzbischof den Gehorsam aufkündigen. Der Landgraf von Hessen erklärte dem Capitel zwar hierauf, der Schmalkaldische Bund würde den Kurfürsten mit seiner ganzen Macht unterstützen, aber es blieb bei der Drohung, und das Domcapitel drang mit seinem Widerstande durch.

Von Kleve brach Karl noch denselben Herbst in Frankreich ein, und belagerte Landrecies, richtete aber nichts aus, und mußte sich zuletzt in die Winterquartiere zurückziehen. Entschlossen, den Angriff auf Frankreich von dieser Seite im nächsten Frühjahr fortzusetzen, berief er zu Anfang des neuen Jahres die Deutschen Fürsten auf einen Reichstag nach Speier, und ersuchte sie ausdrücklich, in Person zu erscheinen, wie er denn gleichfalls selbst zu kommen versprach. Im Januar 1544 trat er auch wirklich schon die Reise aus den Niederlanden nach Speier an. Die Versammlung währte vom 20. Februar bis gegen das Ende des Mai. Einen großen Zwist verursachte dabei die Erscheinung Heinrichs des Jüngern von Wolfenbüttel, auf dessen Wegschaffung die Evangelischen vergeblich drangen. Gleich in der ersten Sitzung hatte er, seinem Range zufolge, seinen Platz neben dem Landgrafen Philipp genommen, worauf der Kaiser dem Pfalzgrafen von Simmern einen Wink gab, sich zwischen beide zu setzen. Übrigens benahmen sich Johann Friedrich und der Landgraf so zuvorkommend gegen den Kaiser, daß dieser viele Hoffnung schöpfte, die beiden Fürsten zu gewinnen, und es an Bemühungen nicht fehlen ließ, sie in günstiger und friedlicher Stimmung

zu erhalten. Dem Landgrafen ward mit der Aussicht geschmeichelt, nächstens einmal das kaiserliche Heer gegen die Franzosen anzuführen, und den Kurfürsten gewann man durch die Verabredung einer Heirath zwischen seinem Erbprinzen und Ferdinands Tochter, wenn eine Religionsvereinigung zu Stande kommen sollte. Keiner der beiden Fürsten verrieth sein Geheimniß dem andern, und so hintergingen sie sich anfangs Beide, und wurden nachher kalt gegen einander, als Einer des Andern Unredlichkeit entdeckte. Doch muß man nicht glauben, daß einer von ihnen etwa geneigt gewesen sey, seiner Religion und seinen Bundesbrüdern das Geringste zu vergeben, denn als nach dreimonatlichem Zaudern noch immer nichts beschlossen war, erklärte der Landgraf dem Kaiser, er werde gehen, denn er habe zu Hause mehr zu thun; worauf Karl erwiederte, er habe wol noch mehr zu thun, und bleibe doch. — Auch der Kurfürst ging vor der Zeit.

Der Schluß des Reichstags lautete endlich dahin, daß den Protestanten Verlängerung des zu Regensburg ihnen bewilligten Friedestandes bis zu einer allgemeinen Kirchenversammlung versprochen, und festgesetzt ward, das Kammergericht solle noch drei Jahre in seiner bisherigen Verfassung bleiben, dann anders eingerichtet werden, bis dahin aber mit allen Processen gegen die Protestanten inne halten. Desgleichen solle das Deutsche Reich auf sechs Monate die Beisteuer zu einer Armee von zwanzigtausend Fußsoldaten und viertausend Reitern gegen die Türken und Franzosen hergeben.

Bald nach Endigung des Reichstags rückte der Kaiser gegen Franz ins Feld. Des Letztern Heerführer, der Graf Enguien, hatte schon in Italien, bei Cerisoles (11.

April 1544), einen vollständigen Sieg über den Spanischen Feldherrn del Guasto erfochten, als Franz schnell — ohne diesen Sieg benutzen zu können — sein dortiges Heer zertheilen mußte, um für das Nordheer die nöthige Verstärkung zu gewinnen; denn außer den Deutschen war auch Karls neuer Bundesgenosse, Heinrich VIII. von England, zu fürchten, der mit einem Heere in Frankreich gelandet war. Karl belagerte mit seinen trefflichen Deutschen Truppen erst St. Dizier, eroberte es am 17. August mit List, und rückte nun in starken Märschen gerade auf Paris los. Er überrumpelte Epernay und Chateau-Thierry, wo er viele Vorräthe fand, und drückte das Heer des ihm entgegengeschickten Dauphin, der sorgfältig eine Schlacht vermied, immer mehr zurück. Schon stand er nur zwei Tagereisen von Paris, dessen Einwohner mit ihren Habseligkeiten bereits nach Rouen, Orleans und anderen Städten flüchteten — als Franz Friedensvorschläge that. Karls Heer war nicht in der Verfassung, sich in eine Schlacht mit einer verzweifelnden Gegenmacht und in die Belagerung einer so ungeheuern Stadt einlassen zu dürfen, daher erschwerte er die Unterhandlungen nicht, sondern begnügte sich mit der Ehre, seinen Gegner in Schrecken gesetzt zu haben; und so kam, schneller als man erwarten konnte, der Friede zu Crepy (18. Sept. 1544) zu Stande. Beide Monarchen versprachen, ihre Eroberungen seit dem Waffenstillstande von Nizza herauszugeben; Franz entsagte allen seinen Ansprüchen auf des Kaisers dermalige Besitzungen, besonders auf Neapel; Karl leistete auf Burgund Verzicht. Um aber auch den alten Streit über Mailand auszugleichen, wurde verabredet, daß des Königs dritter Sohn sich entweder mit des Kaisers ältester Tochter Maria, oder

mit seines Bruders Ferdinand Tochter Anna, nach der Wahl des Kaisers, vermählen sollte. Im ersten Falle sollten die Vermählten die Niederlande, im zweiten Mailand erhalten. (Der Kaiser entschied sich nachher für den zweiten Fall.) Zugleich verbanden sich beide Monarchen, ihr Möglichstes zu thun, die Religionsvereinigung zu befördern, um sodann die Türken mit vereinten Kräften zurücktreiben zu können. In Deutschland glaubte man, die Ursache warum Karl seine Vortheile aufgegeben und dem Könige von Frankreich so gute Friedensbedingungen bewilligt habe, sey keine andere als die, sich den Rücken frei zu machen, um die Protestanten mit Waffengewalt nach seinem Willen zu zwingen. Es war gewiß des Kaisers Absicht, und er sprach es selbst aus, jetzt alle seine Muße und Kräfte auf die Beendigung des Religionszwistes zu richten; daß er aber damals schon entschieden zum Kriege entschlossen gewesen sey, läßt sich nicht beweisen. Indeß ist es sehr natürlich, daß er sich mit dem Gedanken an dieses Äußerste, als einen möglichen und unter gewissen Umständen sehr nahen Fall viel beschäftiget habe, und daher mochten sich schon dunkle Gerüchte von einem Kriege, selbst unter seine Spanischen Soldaten verbreitet haben, welche sich rühmten, sie wollten nicht nur Deutschland, sondern auch den Papst ihrem Herrn unterwürfig, und diesen zu einem recht vollkommenen Kaiser machen.

---

24. Wachsende Spannung in Deutschland.

(1545.)

Von den Niederlanden, wo Karl den Winter zubrachte, schrieb er schon wieder einen neuen Reichstag nach Worms

wegen einer abermaligen Türkenhülfe aus. Unterdessen hatte auch der Papst das Concilium — mit dem er sich, nach Luthers Ausdruck, wie die Katze mit den Jungen getragen hatte — nach Trident im Tyrolischen ausgeschrieben. Von den protestantischen Fürsten erschienen diesmal zu Worms nur wenige in Person; auch der Kaiser erschien erst spät, nachdem die Sitzungen durch Ferdinand (im März) längst eröffnet waren. Dieser erklärte zuerst, der Zweck der diesmaligen Versammlung sey, die Stände zu einer neuen Hülfe gegen die in Ungern noch immer wüthend hausenden Türken aufzufordern. Sogleich erhoben die Protestanten ihre wohlbekannten Stimmen: sie würden sich zu nichts verstehen, wenn nicht endlich einmal ihren Beschwerden ein Ende gemacht, und ein unbedingter, ewiger Religionsfriede ihnen bewilligt werde. Ferdinand erwiederte: dazu sey jetzt eine sehr nahe Aussicht, da das Concilium in Trident nun mit nächstem wirklich eröffnet werden würde. Diesem dürfe man nur seinen Lauf lassen, so brauche auf dem Reichstage von Religionssachen die Rede gar nicht mehr zu seyn, und es könne mithin gleich zur Hauptsache, der Türkensteuer, geschritten werden. Aber dieses schlug wenig an. Die Gesandten wiederholten die schon mehrmals gemachte Erklärung, daß kein Protestant dies Concilium anerkennen könne, in welchem der Papst den Vorsitz führe, und die Evangelischen als Beklagte behandelt würden. Weiter war Ferdinand noch nicht gekommen, als der Kaiser persönlich erschien, von seinen klugen Ministern Granvella und Naves begleitet. Er äußerte sein Befremden, fast keinen einzigen protestantischen Fürsten gegenwärtig zu finden, und lud den Kurfürsten von Sachsen noch besonders ein, aber dieser ließ sich ent-

schuldigen. — Indeß wurden die Unterhandlungen mit den Protestanten noch zwei Monate lang fortgesetzt, und endlich trug der Kaiser selbst auf einen Reichsabschied an, in welchem die Forderungen derselben wenigstens zum Theil befriedigt wurden. Es sollte ein abermaliger Versuch zur gütlichen Beilegung des großen Streits durch ein Religionsgespräch gemacht werden; und vor allen Dingen wurde ein neuer Termin zur Fortsetzung dieses Reichstags — auf dem man, wegen Abwesenheit der wichtigsten Glieder, die Hauptangelegenheiten nicht habe vornehmen können — auf den heil. drei Königstag des künftigen Jahres zu Regensburg anberaumt.

Von Worms aus sandte Karl auch einen Gesandten an Soliman, in der Absicht, einen Frieden, oder doch wenigstens einen Waffenstillstand zu vermitteln *). Auch ein päpstlicher Legat, der Cardinal Farnese, war nach Worms gekommen; er betrieb keine öffentlichen Geschäfte; heimlich sollte er den Kaiser zum Kriege wider die Protestanten reizen. Ein katholischer Geschichtschreiber, der Cardinal Pallavicini, erzählt, Granvella habe dem Legaten, aber nur in seinem Namen, eröffnet, der Kaiser glaube, die Protestanten würden, von den Entscheidungen des Conciliums bedroht, zu den Waffen greifen; er, der Kaiser, sey erschöpft, die katholischen Fürsten schwach und muthlos, der Papst werde also zur nachdrücklichen Führung des Krieges Alles beitragen müs-

*) Die Türken hatten sich seit dem unglücklichen Feldzuge von 1542 (oben S. 327) in Ungern immer fester gesetzt. Der nachgesuchte Waffenstillstand kam 1547 zu Stande, unter der schmählichen Bedingung, daß sich Ferdinand anheischig machte, für den ihm geliebenen Antheil des Ungerischen Landes den Türken einen jährlichen Tribut zu zahlen.

sen. Der Legat habe hierauf zwar erwiedert, der Papst besitze nur eine geistliche Macht, und müsse den Gebrauch der weltlichen dem Kaiser überlassen; indeß sey man doch damals in den Berathschlagungen über den Krieg einander schon ziemlich nahe gekommen.

Erst im August traf Karl wieder in den Niederlanden ein. Er war kaum vier Wochen daselbst, als die Botschaft ankam, Franzens dritter Sohn sey am Fieber gestorben. Welch ein Glücksfall! Nun behielt der Kaiser ohne Ungerechtigkeit Mailand und die Niederlande, und für Franz waren alle Vortheile des Friedens von Crepy wieder verloren.

Herzog Heinrich der Jüngere hatte indessen noch immer vergebliche Versuche gemacht, wieder zum Besitze seines Landes zu gelangen. Noch hielten es die Häupter des Schmalkaldischen Bundes besetzt, und mit ihrem Willen sollte er es nie wieder erhalten. Der Kaiser hatte es zu Worms durchgesetzt, daß ihm das Herzogthum zur Sequestration übergeben werden sollte, aber Heinrich selbst verwarf diesen Vertrag. In seiner Hitze beging er eine Treulosigkeit gegen Franz I., der ihm Gelder gesandt hatte, um dafür eine Anzahl Truppen in Deutschland für ihn zu werben. Kaum hatte er nämlich diese Truppen beisammen, so führte er sie spornstreichs nach Braunschweig, verwüstete das platte Land im Lüneburgischen, und belagerte Wolfenbüttel und Schöningen. Aber sogleich brachte auch der Landgraf von Hessen, sein alter Feind, mit Beihülfe des Kurfürsten von Sachsen, ein Heer zusammen, und ging damit in eigner Person auf Heinrich los. Dieser hob die Belagerung von Wolfenbüttel auf, ging ihm bis Kalefeld bei Nordheim entgegen, und ward hier fast ganz vom Feinde

umzingelt. Dennoch schlug er eine Capitulation mit dem stolzesten Übermuth aus, und wollte es auf eine Schlacht ankommen lassen. In dieser ward sein Heer gänzlich geschlagen, und er selbst mußte sich nebst seinem ältesten Sohne Karl Victor gefangen geben (21. Oct. 1545). Der Landgraf machte ihm harte Vorwürfe, und führte ihn nach seiner Festung Ziegenhayn, wo er ihn streng bewachen ließ.

25. Luthers Tod.

(18. Febr. 1546.)

Luther war in der ganzen Zeit keinen Augenblick müßig gewesen, das Reformationswerk durch Lehren und Schriften zu fördern. Die Zahl seiner Schriften — sie machen zwei und zwanzig Folianten aus — bezeugt uns seinen ungeheuren Fleiß, der um so erstaunenswürdiger ist, da Luther nicht nur so viel Zeit mit Predigen, akademischen Vorträgen, Reisen, ja mit gesellschaftlichen Erholungen ausfüllte, sondern auch in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens unaufhörlich mit schmerzhaften Krankheiten geplagt war. Zwei seiner Hauptübel waren der Stein, der ihm einmal unter andern elf Tage lang unter wüthenden Schmerzen den Harngang verschlossen hielt, und ein Rheumatismus im Kopfe, der ihn mit betäubendem Schwindel und heftigem Ohrenbrausen peinigte. Dennoch strengte er sich über seine Kräfte an, und mußte oft nach halb vollendeter Predigt fast ohnmächtig die Kanzel verlassen. Bei allen diesen Leiden (die er für

Wirkungen des Teufels hielt*), der sich an ihm rächen wolle), behielt er stets die vollkommenste Fassung, und stärkte sich in dem Kampfe gegen sie gewöhnlich durch die Hersagung vieler biblischen Sprüche, welche Versicherungen des immer nahen göttlichen Beistandes enthielten. Hatte sich auf sein anhaltendes Beten ein Übel einmal gelegt, so konnte er in seiner Freudigkeit wol gar zuweilen darauf pochen, daß er mit seinem Gott gut stehe. So erzählte er einmal selbst, wie er in der unten erwähnten Krankheit Melanchthons diesen seinen Freund durch sein Gebet gerettet habe. „Da wandte ich mich, sagte er, nach dem Fenster, und unser Herr Gott mußte mir herhalten; denn ich warf ihm den Sack vor die Thür, und rieb ihm die Ohren mit allen Verheißungen des Gebets, das da müßte erhört werden, da ich aus der heil. Schrift zu erzählen wußte, daß er mich müßte erhören, wo ich je seinen Verheißungen trauen sollte."

Aus diesem starken Vertrauen zu Gott floß die herrliche Laune, mit welcher der so hart geplagte Mann doch Alles um sich her erheiterte. Er war unerschöpflich an drolligen Einfällen, und so aufgelegt zum Scherz, daß er sich oft selbst Vorwürfe darüber machte. Selbst über seine Krankheiten scherzte er. Einer Fürstin, die ihn einmal besuchte, da er einen bösen Ausschlag hatte, sagte er: „Gnädige Frau, ich bin im Jahre wenig rechtschaffen frisch; ich bin entweder am Leibe oder am Geiste

*) So rief er auch einmal, da Melanchthon auf einer Reise 1540 in Weimar Krankheits halber hatte liegen bleiben müssen, und er auf die Nachricht davon zu ihm geeilt war, bei dem ersten Anblick des entstellten Freundes aus: „Behüte Gott, wie hat mir der Teufel dieses Organon geschändet!"

schwach, und kranke eins ums andere. Itzo habe ich an meinem Leibe bei zwanzig Sterne, wie am Himmel. Ich wollte, der Erzbischof von Mainz hätte sie!" — Außer den freundschaftlichen Gesprächen bei einer mäßigen Mahlzeit, in denen seine Freunde seine Unbefangenheit und seinen Mutterwitz nicht genug bewundern konnten*), mußte oft die Musik sein Herz erheitern. Er behauptete, die Menschen, die von dieser Kunst nicht gerührt würden, seyen den Klötzen und Steinen gleich; auch hatte er gefunden, daß der Teufel die Musik nicht leiden könne, da er es oft an sich erfahren hatte, daß bei ihrem Klange alle Sorgen und Bekümmernisse aus der Brust, nicht anders als wie vor Gottes Wort, entflohen waren.

Zu politisch-religiösen Verhandlungen auf Reichstagen und Gesprächen brauchten ihn die Fürsten nicht, weil man von Melanchthons sanftem Sinne mehr er-

---

*) Hier nur eine, nicht sehr bekannte Anekdote. Ein Hamburger Kaufmann brachte seinen Sohn, welcher studiren sollte, nach Wittenberg, und empfahl ihn Luthers näherer Aufsicht. Luther lud Beide zu Tische, und hier beging der junge Mensch die Ungeschliffenheit, in aller Stille einem Gänsebraten, der eben aufgetragen war, die Haut abzuziehen, und sie zu verzehren, während sein Vater mit dem Doctor im Gespräch begriffen war. Einige Tischgenossen stießen Luther heimlich an, er aber winkte ihnen, daß sie still seyn sollten. Als der junge Mensch fertig war, fragte Luther den Vater ganz gleichgültig: „Lieber Herr, wenn er seinen Sohn nicht wollte studiren lassen, welches Gewerbe hätte er ihm dann wol erwählt?" — Die Handlung; erwiederte der Kaufmann. — „Hm, sagte Luther, ich wüßte wol noch etwas Besseres für ihn. Er hat viel Anlage zum Gerber; seh' er nur, wie gut er sich auf die Häute versteht." Der Kaufmann, erschrocken, erzürnt und beschämt zugleich, schalt, bat um Vergebung, und glaubte die Ungezogenheit dadurch wieder gut zu machen, daß er einige Flaschen des besten Weins für sein Geld zu holen befahl, welches Luther natürlich verhinderte.

wartete. Luther schlug nur da noch zuweilen drein, wo nach seinem eignen Ausdruck die Bindaxt nöthig war, denn er bekannte selbst, daß er seine Feder nicht im Zaum halten könne. In seinen letzten Lebensjahren mißfiel ihm die Richtung, welche die Reformation durch die Unentschlossenheit der Bundesgenossen und durch Melanchthons Nachgiebigkeit nahm, so sehr, daß er sein Lehramt niederlegte, und sich mit seiner Familie aufs Land begab. Nur auf dringendes Ersuchen des Kurfürsten konnte er bewogen werden, wieder nach Wittenberg zurückzukehren. Er war noch nicht lange wieder dort, als ihm aufgetragen ward, eine Streitigkeit unter den Grafen von Mansfeld zu schlichten, um welcher willen er eine Reise nach Eisleben nöthig fand. Er trat dieselbe mitten im Winter an (Jan. 1546), kam aber schon zu Halle so entkräftet an, daß sein dasiger Freund, Doctor Jonas, Superintendent und Prediger an der Ulrichskirche, es rathsam erachtete, ihn nach Eisleben zu begleiten. So schwach der alte Mann sich fühlte, so predigte er doch daselbst noch viermal (zuletzt am Sonntag den 14. Febr.), und wohnte alle Tage der Sitzung bei, die wegen jener Streitigkeiten von den Grafen gehalten ward. Dies that er bis zum Dienstag, den 16. Februar. Am Abend dieses Tages sagte er mit matter Stimme: „Wenn ich meine lieben Landesherren, die Grafen, hie zu Eisleben vertragen habe, so will ich heimziehen, und mich in meinen Sarg legen, und den Würmern meinen Leib zu essen geben."

Am folgenden Morgen war es merklich schlechter mit ihm geworden. Die Grafen selber ersuchten ihn daher, heut zu Hause zu bleiben, und nicht in die Sitzung zu kommen. So blieb er denn, ging langsam in seinem

Stübchen*) auf und nieder, und ruhte abwechselnd auf einem ledernen Sitzbett aus. Bei ihm waren der Doctor Jonas, der Prediger Cölius aus Mansfeld, und seine zwei jüngeren Söhne Martin und Paul. Er betete viel und unterhielt sich mitunter mit den Freunden. Einmal trat er nachdenkend ans Fenster, und sagte: „Ich bin hier zu Eisleben getauft; wie, wenn ich hier bleiben sollte?" Zum Abendessen ging er noch hinunter in die große Stube, und sprach viel vom Tode und vom Wiedersehen und Wiedererkennen der Freunde im ewigen Leben. Er stand aber bald auf, ging wieder auf sein Zimmer, trat ans offene Fenster, und sprach, den gestirnten Himmel betrachtend, sein gewöhnliches Gebet. Dann fing er an zu klagen, daß es ihm um die Brust so bange werde. Sogleich ward nach Hülfe geschickt, der Graf Albrecht kam selbst und brachte geschabtes Einhorn; auch Doctor Jonas und der Prediger Cölius nebst anderen Freunden kamen herbei, und erboten sich, die Nacht bei ihm zu wachen. Darauf nach neun Uhr, sprach er: „Wenn ich ein halbes Stündlein könnte schlummern, hoffe ich, es sollte besser werden." Wirklich schlummerte er auf dem Polsterbett ein, indem die Freunde und seine zwei Knaben ängstlich schweigend um ihn saßen. Um zehn Uhr erwachte er wieder, und sagte gerührt: „Siehe, sitzet ihr noch? Mögt ihr Euch nicht zu Bette legen?" Sie verneinten es, und führten ihn in seine Kammer, wo sein Bett schon gewärmt war. Indem er sich hineinlegte, gab er Allen die Hand, wünschte ihnen

*) Er wohnte in Doctor Drachstedts, des Stadtschreibers, Hause, welches jetzt ein Schulmeister inne hat, wiewol es nicht mehr dasselbe ist. Ein Zimmer voller Bildnisse in demselben ist noch jetzt den Manen des großen Mannes gewidmet.

gute Nacht, und sagte: „Betet zu unserm Herrn Gott für sein Evangelium, daß es ihm wohl gehe, denn das Concilium zu Trident und der leidige Papst zürnet hart mit ihm.“ Schwerathmend schlief er ein, war aber um ein Uhr nach Mitternacht schon wieder wach, und trug seinem Diener auf, das Zimmer zu heizen. Es war schon geschehen. Da ging er, noch ohne Hülfe, aus der Kammer hinein, klagte über Beklommenheit, und betete viel. Noch ging er einigemal auf und ab, dann setzte er sich auf das Polsterbett, und ließ sich den Leib mit warmen Tüchern reiben. Sein Diener setzte in der Angst die ganze Nachbarschaft mitten in der Nacht in Bewegung. Der Wirth und seine Frau kamen herauf; auch Graf Albrecht und seine Gemahlin kamen, und brachten stärkende Tropfen mit. Der Kranke klagte aber immer heftiger über Brustschmerzen und große Angst, betete dreimal hinter einander: „Vater, in deine Hände befehl' ich meinen Geist; du hast mich erlöset, du treuer Gott!“ und dann schloß er die Augen und ward stille. Die Gräfin fuhr noch immer fort, ihm den Puls mit balsamischen Wassern zu bestreichen, auch die anderen Freunde wärmten und rieben ihn noch. Zuletzt rief ihm Doctor Jonas zu: „Ehrwürdiger Vater, wollt Ihr auf die Lehre von Christo, wie Ihr sie gepredigt, sterben?“ Mit vernehmlicher Stimme sprach der Sterbende: „Ja,“ wendete sich dann auf die rechte Seite, und entschlief, so sanft, daß die Umstehenden glaubten, er schlummere nur. Erst da man ihm unter das Gesicht leuchtete, und Hände und Füße anfühlte, auch vergebens seinen Namen rief, merkte man, daß der Geist dem Leibe entflohen sey. Es war zwischen zwei und drei Uhr des Morgens. Noch in derselben Nacht ward ein reitender Bote mit

der Nachricht an den Kurfürsten gesandt, der ihn mit dem Befehl zurückschickte, den Leichnam nach Wittenberg zu bringen.

Es ward sogleich ein zinnerner Sarg gegossen, und der Körper im Sterbekleide hineingelegt. Freitags den 19. Nachmittags um zwei Uhr, ward der Sarg, in der Begleitung aller anwesenden Grafen, vieler Edelleute, und fast des ganzen Volks in Eisleben, aus dem Drachstedtschen Hause nach der Kirche getragen, wo ihm der Doctor Jonas eine Leichenpredigt hielt. Die Leiche blieb hierauf über Nacht in der Kirche stehen, bis sie am folgenden Tage auf einen Wagen gehoben, und unter großer Begleitung nach Halle abgeführt ward. Auf dem Wege dahin wurden in allen Dörfern die Glocken geläutet, und Männer, Weiber und Kinder schlossen sich wehklagend an den Zug an. Abends nach fünf Uhr näherte sich derselbe der Stadt Halle, deren Einwohner ihm schon von Weitem entgegenströmten, indeß der Magistrat, die Geistlichkeit und die Schule ihn in einer förmlichen Procession einzuholen kamen. Unter dem entsetzlichsten Gedränge ging der Zug über die hohe Brücke und Schieferbrücke, durch das Moritzthor, über den alten Markt, und so durch die Schmeerstraße nach der Marktkirche hin. Weil aber das zuströmende Volk die Brücken und Straßen fast verstopfte, so daß der Leichenwagen alle Augenblicke still halten mußte, so brachte man auf diesem kurzen Wege durch die Stadt fast zwei Stunden zu, und erst gegen sieben Uhr ward der Sarg in der Sacristei der Marktkirche niedergesetzt, wo er die Nacht hindurch unter der Aufsicht einer Bürgerwache stehen blieb. Ein Künstler benutzte diese nächtlichen Stunden, einen Wachsabdruck von dem Gesichte des Todten zu

nehmen. Das nach dieser Maske verfertigte Bildniß ist noch jetzt auf der Marienbibliothek in Halle zu sehen. Des folgenden Morgens ganz frühe ging die Reise weiter über Bitterfeld nach Wittenberg, wo der Zug am 22. Februar ankam. Der Einzug durch das Elsterthor war eben so feierlich als rührend. Eine große Anzahl von Grafen und Herren zu Pferde, dann die ganze Universität und der Magistrat, zogen vor und hinter dem Leichenwagen her, und hinten schloß sich der ganze Haufe der um ihren großen Lehrer traurenden Bürger mit Weibern und Kindern an. Nie ist wol eine ganze Stadt in eine so allgemeine tiefe Trauer versetzt worden. Kein Auge blieb trocken, und hier bedurfte es wahrlich nicht erst der Beredtsamkeit, um die Verdienste des Verstorbenen in's Licht zu setzen. Dennoch hielt der Doctor Pommer (Buggenhagen), Luthers Freund, ihm eine lange Leichenpredigt, worauf noch eine Parentation von Melanchthon folgte. Dann ward der Sarg von einigen Wittenberger Magistern in die vom Kurfürsten angewiesene Gruft in der Schloßkirche gesenkt, über welcher noch jetzt seine Grabschrift auf einer messingenen Tafel zu lesen ist.

Luther hinterließ eine Wittwe und drei Söhne, die aber weiter nicht berühmt geworden sind. Sein letzter männlicher Nachkomme ist um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu Dresden gestorben.

---

26. Reichstag zu Regensburg.

(1546.)

So hat also Luther die traurige, so lange gefürchtete Katastrophe nicht mehr gesehen, in welcher aus dem seit

vier und zwanzig Jahren still gehäuften Zunder die offenbare Flamme hervorbrach. Aber nahe war der Ausbruch, da er starb, und der Reichstag zu Regensburg warf die ersten Funken in jenen Zunder.

Schon bei dem vor diesem Reichstage gehaltenen Religionsgespräche beklagten sich die protestantischen Fürsten über Ungerechtigkeit von katholischer Seite, und beriefen deswegen ihre Theologen noch vor der Zeit wieder nach Hause. Auch vermehrten sich jetzt schon im ganzen Reiche die Gerüchte, daß der Kaiser und der Papst sich vereinigt hätten, die Protestanten von drei Seiten her, nämlich von Italien, Böhmen und den Niederlanden, anzufallen, und daß bloß deswegen so schnell ein Friede mit Frankreich geschlossen worden sey, und ein Waffenstillstand mit den Türken betrieben werde. Im März erhob sich Karl von den Niederlanden, um den ausgeschriebenen Reichstag zu besuchen. Unterweges sandte er zum Landgrafen von Hessen, und ließ ihn nach Speier zu sich entbieten; aber so groß war schon das Mißtrauen gegen ihn, daß Philipp nicht eher zu kommen wagte, als bis ihm der Kaiser einen zwiefachen Geleitsbrief ausgestellt hatte, wovon er das eine Exemplar für sich behielt, das andere aber dem Kurfürsten Johann Friedrich zur sichern Verwahrung zustellte. Die Unterredungen in Speier wurden meistens durch die kaiserlichen Minister geführt, weil Karl selbst das Deutsche nur sehr unvollkommen sprach. Der Landgraf verhehlte nicht, daß ihm bei den vielen bösen Gerüchten und bei dem nachgesuchten Stillstand mit den Türken ein gerechter Argwohn aufgestiegen sey. Granvella versicherte darauf: der Kaiser habe nie friedlichere Absichten gehabt als jetzt; daß er Truppen werben lasse, sey eine sehr

nöthige Maßregel gegen Franz, welcher dasselbe thue; und der Stillstand mit Soliman werde aus wahrer Liebe zum Deutschen Reiche eingeleitet, welches man nicht durch immer erneuerte Türkensteuer habe drücken und entkräften wollen. Der Landgraf erwähnte darauf des alten Kurfürsten von Köln, der in seiner Bemühung, die Reformation in sein Land einzuführen, gehindert werde. Da nahm Karl selbst das Wort: „Wie sollte der gute Herr reformiren? sprach er; er hat seine Lebtage nicht mehr als drei Messen gelesen, wovon ich selber zwei gehört, und kann das Confiteor nicht." Der Landgraf nahm sich seiner an, und rühmte seine vernünftige Einsicht, richtete aber nichts aus. Nach vielem Reden forderte endlich der Kaiser, er solle doch mit auf den Reichstag kommen; aber ob er gleich die Bitte dreimal wiederholte, so blieb Philipp doch bei seiner Weigerung, und schützte bald Geschäfte, bald die großen Kosten vor. Dennoch entließ ihn der Kaiser mit den Worten: er hoffe, ihn in Regensburg wieder zu sehen. Aber vergebens. Er traute dem Frieden nicht mehr, und blieb, so wie der Kurfürst von Sachsen, zu Hause.

Die Unterhandlungen auf dem Reichstage mußten also, mit Ausnahme weniger Fürsten, nur mit den Gesandten eröffnet werden (5. Jun.). Karl sah die Weigerung der protestantischen Häupter, auf dem Reichstage zu erscheinen, als eine so verderbliche Widerspenstigkeit an, daß er sich jetzt alles Ernstes zum Kriege entschloß. Von Regensburg aus sandte er einen Bevollmächtigten an den Papst, um das schon verabredete Bündniß schnell zu vollziehn. Auch gewann er den jungen Herzog Moritz von Sachsen und die Markgrafen Johann und Albrecht von Brandenburg; die beiden Letzteren nahm er

förmlich in seine Dienste, und gab ihnen den Auftrag, eine gewisse Anzahl Reiter zusammenzubringen. Desgleichen befahl er dem Grafen Maximilian von Büren, der in den Niederlanden commandirte, die dort stehenden Truppen herbei zu führen. Die Protestanten ließen darauf den Kaiser fragen, worauf diese Rüstungen zielten; worauf er ihnen durch seinen Vicekanzler Naves erwiedern ließ: Alle diejenigen, welche ihm gehorsam wären, würden wie bisher einen gnädigen und väterlich gesinnten Kaiser an ihm finden; diejenigen aber, welche ihm zuwider handelten, könnten erwarten, daß er gegen sie sein kaiserliches Ansehn gebrauchen werde. Und einige Tage nachher (am 25. Jun.) ließ er den Ständen durch seinen Rath, den Doctor Viglius, erklären: Da nun bisher auf so vielen Reichstagen nichts fruchtbarliches zu Stande gekommen, so möchten sie in Geduld erwarten, wessen er sich auf die Artikel der Religion, Friedens und Rechtens entschließen werde. Auf diesen Bescheid entfernten sich die protestantischen Gesandten schnell, ohne Abschied zu nehmen; die Fürsten rüsteten sich in größter Eil, und die Lutherischen Prediger riefen von den Kanzeln das Volk auf, an die Vertheidigung der reinen Lehre Gut und Leben zu setzen.

---

27. Moritz von Sachsen.

(Geb. 1521.)

Ehe die Leser auf den Kriegsschauplatz geführt werden, ist es nöthig, sie mit einem Manne bekannt zu machen, der eine Hauptrolle auf demselben spielen wird. Es ist der schon vorhin erwähnte Herzog Moritz von Sachsen,

Albertinischer Linie. Er war 1541, ein zwanzigjähriger Jüngling, seinem Vater, dem Herzog Heinrich, in der Regierung gefolgt, und hatte, wie dieser, den Lutherischen Glauben angenommen und in seinem Lande befördert, ohne jedoch dem Schmalkaldischen Bunde beizutreten, ungeachtet der Landgraf Philipp sein Schwiegervater, und der Kurfürst von Sachsen sein Vetter war. Schon früh hatte er deutliche Spuren von einem feinen Verstande, großer Geistesgegenwart und feurigem Ehrgeiz gezeigt, und wenn gleich nicht wissenschaftlich erzogen, hatte er doch auf dem praktischen Wege eine Bildung erhalten, vermöge welcher er den hellesten Köpfen seiner Zeit beizuzählen ist. Schon als Jüngling hatte er sich an verschiedenen Deutschen Höfen umgesehen, hatte in Mainz das schwelgerische Leben eines geistlichen Kurfürsten, und in Wittenberg die religiöse Stille und Einförmigkeit eines protestantischen Hofes kennen gelernt, und wahrscheinlich an dem letztern Orte großen Widerwillen gegen seinen Vetter Johann Friedrich gefaßt. In der That war auch der Kurfürst wol kein Mann für einen Jüngling von Moritzens heiterm und leichtem Sinne. In einem fetten, schwerfälligen Körper schien sich auch sein Geist nur langsam und in einem beschränkten Kreise zu bewegen; dabei war er äußerst empfindlich, und hatte eine hohe Meinung von seiner Einsicht. Bei einer solchen Gemüthsart läßt sichs auch erklären, wie gegenseitig der Kurfürst einen in seiner Nähe so kühn aufstrebenden Verwandten nicht ohne Eifersucht und Mißtrauen betrachten konnte, zumal wenn dieser vielleicht noch durch unvorsichtige Reden den Grund dazu verstärkte. Luther selber sagte einmal bei der Tafel, da er vom Kurfürsten heimlich gefragt ward, was er von seinem Vetter da

halte: er solle sich hüten, daß er nicht einen jungen Löwen auferziehe. Worauf der Kurfürst antwortete: er hoffe das Beste.

Kaum hatte aber Moritz seine Herrschaft angetreten, so gerieth er schon mit dem verhaßten Vetter in öffentliche Händel wegen des Städtchens Wurzen. Der sonst so träge Kurfürst zog hier mit der größten Erbitterung gegen ihn zu Felde, und es wäre auch gleich zur Schlacht gekommen, wenn nicht der Landgraf Philipp in Person nach Sachsen geeilt wäre, um die Sache gütlich auszutragen. Auch Luther legte sich drein, und schrieb ihnen: sie sollten sich schämen vor der Welt; vernünftige Leute würden ihren Krieg ansehen, als schlügen sich zwei betrunkene Bauern um ein zerbrochenes Glas, oder zwei Narren um ein Stück Brot. Aber wenn auch dieser Zwist noch beigelegt ward, so war es doch im Grunde diesmal nur eine Handvoll Asche auf einen glimmenden Brand gestreut.

Um ein Feld für seinen Thatendrang zu finden, führte Moritz 1542 ein treffliches Geschwader nach Ungern, als der Kurfürst von Brandenburg die Türken aus diesem Lande schlagen sollte, und betrug sich hier so klug und entschlossen, daß Jeder wünschte, er möchte Feldherr seyn; ein Anerbieten, das er billig ablehnte, das aber wahrlich für den zweiundzwanzigjährigen Jüngling eine große Meinung erweckt. Der Kaiser, der auf Alles aufmerksam war, zog darauf mit großer Auszeichnung den jungen Herzog an sich, und übergab ihm 1544 ein Commando in Frankreich, dessen er sich gleichfalls mit großem Ruhm entledigte. Von der Zeit an betrachtete man ihn als des Kaisers Liebling, fürchtete aber doch kein verstecktes Verständniß mit diesem von ihm, da man bisher nur Hand-

lungen, die mit der Ehrliebe bestehen konnten, von ihm zu sehen gewohnt gewesen war. Dennoch ließ er sich jetzt zu einer That fortreißen, die nur um der großen Dienste willen, die Moritz späterhin seinen bedrängten Glaubensgenossen geleistet, ein nachsichtigeres und milderes Urtheil verdient, als es sonst von dem Richterstuhle der Ehre und des Gewissens gefällt werden müßte. Er schloß nämlich, wie bereits erwähnt ist, ein geheimes Bündniß mit dem Kaiser, als dieser wider die Schmalkaldischen Genossen rüstete. Moritz versprach darin, sich gegen den Kaiser, den Römischen König und das Reich gehorsam zu verhalten, und insbesondere dem Österreichischen und Burgundischen Hause stets Ergebenheit und Freundschaft zu bewahren. Zugleich verpflichtete er sich, den Entscheidungen des allgemeinen Concils sich in so fern zu unterwerfen, als die übrigen Reichsfürsten dies thun würden. Dagegen übertrug ihm der Kaiser das Schutzrecht über das Erzbisthum Magdeburg und das Bisthum Halberstadt, unter der Bedingung, daß beide Stifter bei der alten Religion bleiben sollten. Weitere Verabredungen wurden damals, so viel man weiß, nicht getroffen, daß aber Moritz von der Aussicht, durch Theilnahme am Kriege sich auf Kosten seines Vetters zu vergrößern, zu diesem Verständniß gelockt wurde, kann keinem Zweifel unterworfen seyn. Selbsttäuschungen mochten ihn beschwichtigen, wie es bei Seelen seiner Art in dem Kampfe zu geschehen pflegt, den Begierde nach Größe und Ruhm und die Forderungen der strengen Pflicht in ihrem Innern mit einander bestehen. Er mochte sich einerseits seinen Vetter als einen Rebellen vorstellen, gegen welchen ein Vasall seinem Kaiser beistehen müsse, und andrerseits mochte ihm das Gefühl des eignen Werths

zuflüstern, daß er an des Kurfürsten Stelle die Sache des Protestantismus künftig ungleich klüger und kräftiger als dieser führen würde. Bei diesen geheimen Absichten konnte Moritzen wol nichts Widerwärtigeres begegnen, als daß Johann Friedrich, der davon nichts ahnete, ihm bei seinem Kriegszuge die Aufsicht über sein Kurfürstenthum anvertraute. Doch einmal entschlossen, der Sache des Kaisers zu dienen, leistete er zum Schein die lästige Bürgschaft, und that es in so zweideutigen Ausdrücken als möglich.

Das Äußere dieses genialen Mannes entsprach seinen inneren glänzenden Eigenschaften. Er hatte den Blick, die Brust und den Gang des Helden; sein kräftiger und doch geschmeidiger Gliederbau und sein braunes Gesicht verkündeten den Freund des Krieges und der Jagd; in seinen Mienen lag ein schönes Gemisch von Würde und Freundlichkeit, und seine Rede war kurz, kräftig und sinnreich. Er wußte so sehr die Herzen zu gewinnen, daß Karl, der keinen Deutschen achtete, doch *ihn* zu seinem Liebling erkor.

---

28. Der Schmalkaldische Krieg.

(1546.)

Der Kaiser war noch in Regensburg, als die protestantischen Fürsten schon von allen Seiten her in größter Geschwindigkeit Truppen an sich zogen. Hätte ihm nicht die Unentschlossenheit, die sie seit Jahren an den Tag gelegt, Muth gemacht, so hätte er bei ihren Zurüstungen in die äußerste Furcht gerathen müssen; denn von Ober- und Niederdeutschland her waren schon zahlreiche

Heere gegen ihn in Anmarsch, als er noch weiter keine Macht um sich hatte, als etwa 700 Reiter und gegen 8000 Deutsche und Spanier, die er in der Eil aus Ungern an sich gezogen hatte. Ehe die in Schwaben anzuwerbenden Landsknechte, die Niederländer und die päpstlichen Truppen ankommen konnten, mußte er von den Feinden längst erdrückt seyn.

Das Bündniß mit dem Papste war auf die Bedingung geschlossen worden, daß dieser zur Unterdrükkung der evangelischen Lehre 200,000 Kronen und eine Macht von 12,000 Fußsoldaten und 500 Reitern, nebst den Kosten zu ihrer Unterhaltung auf ein halbes Jahr, hergeben, und dem Kaiser den halben Ertrag aller Spanischen Kirchengüter für das laufende Jahr bewilligen sollte. Jene den Zweck des Krieges bezeichnenden Worte drückten weit mehr die Absicht des Papstes als des Kaisers aus. Der Letztere führte den Krieg zunächst hauptsächlich, um das kaiserliche Ansehn gegen diejenigen Stände, die es verachteten, zu retten, aber von dem Papste hätte er zu diesem Ende gewiß nie kräftigen Beistand erhalten. Um daher den ausbrechenden Kampf nicht als einen Religionskrieg erscheinen zu lassen, da er es auf seinem Standpuncte in der That nur zur Hälfte war, suchte er die Verabredungen mit dem Papste sorgfältig geheim zu halten. Aber der Papst, der seine Absicht merkte, spielte ihm hier einen garstigen Querstreich. Als nämlich Karl die Oberdeutschen Städte aufforderte, sich ja nicht mit den Aufrührern in Sachsen und Hessen zu vereinigen, und ja nicht zu glauben, daß er ausziehe, um sie in ihrer Religion zu beschränken; da machte der Papst durch überall hin versandte Bullen laut und öffentlich den von Karl besiegelten Bund zur Ausrottung des

Protestantismus bekannt, und hetzte dadurch dem Kaiser die ganze Macht der Oberländischen Städte auf den Hals; eine Macht, die von einem so vortrefflichen Feldherrn angeführt wurde, daß sie den Kaiser entweder gefangen genommen oder in wenig Tagen aus dem Reiche gejagt haben würde, wenn der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen nicht alles verdorben hätten.

Sebastian Schärtlin von Burtenbach war jener Feldherr; ein wackerer Krieger aus ritterlichem Geschlecht, der ein Familienschloß, Burtenbach, im Augsburger Gebiet besaß. Er hatte gegen Türken und Franzosen rühmlich gefochten, hatte ein Fähnlein Deutscher Landsknechte in der Schlacht bei Pavia (wo Franz I. gefangen ward) angeführt, und unter Bourbon Rom gestürmt und geplündert. Er hatte einen so hellen Blick, und wußte so schnell den rechten Punct zu treffen, daß die Evangelischen sich keinen bessern Feldherrn hätten wünschen können. Aber durch eine unglückliche Verblendung strebte der Landgraf nach dem Oberbefehl, und der empfindliche, mißtrauische und eigensinnige Kurfürst, der an Einsicht tief unter Beiden stand, hielt es unter seiner Würde, fremder Führung zu folgen. Diese unselige Zwietracht der Häupter des Bundes brachte eine Verkehrtheit in ihren Maßregeln hervor, die über alle Begriffe geht, und über welche der Kaiser selbst erstaunen mußte.

Schärtlin war mit seinem Heer, das aus den Contingenten der Augsburger und Ulmer Bürgerschaft und anderer Reichsstädte bestand, zuerst im Felde. Zu ihm gesellten sich die auserlesenen Schaaren des Herzogs Ulrich von Würtemberg, unter der Anführung eines gleichfalls tapfern Hauptmanns, Hans von Heydeck. Damals saßen die Sachsen und Hessen noch zu Hause, und der

Kaiser lag mit weniger Mannschaft noch zu Regensburg. Schärtlin sah sogleich, daß es auf weiter nichts ankomme, als die Vereinigung frischer Truppen mit dem Kaiser zu verhindern, und dann den Letztern ohne Umstände selbst anzugreifen. Zuerst rückte er also auf einen großen Werbeplatz des Kaisers in Schwaben, an der Baierschen Gränze, los, wo einige tausend Mann zusammengebracht worden waren, die in Begriff standen, nach Regensburg zu ziehen. Schärtlin erreichte sie am Abend vorher, lag die Nacht ganz still, und gedachte, ihnen mit Tagesanbruch durch seine Sängerinnen*) einen guten Morgen zu bieten, wie er sich selbst in seiner drolligen Sprache ausdrückt. Aber siehe da, als es hell ward, fand sich, daß die Recruten fast alle schon ins Baierische hinübergezogen waren. Und nun war unglücklicher Weise den Tag zuvor ein Befehl von den Bundeshäuptern angekommen, es sollten im Gebiet des Herzogs von Baiern keine Feindseligkeiten ausgeübt werden, weil der Herzog nur unter dieser Bedingung versprochen habe, neutral zu bleiben.

Ärgerlich zog sich Schärtlin zurück, und dachte auf einen andern Plan. Die päpstlichen Truppen konnten durch keinen andern Paß über die Tyroler Gebirge kommen, als über Inspruck und die sogenannte Ehrenberger Klause, ein festes Schloß, welches diesen ganzen Paß beherrschte. Verlegte man ihnen diesen Paß, so konnten sie nur wieder nach Hause gehen. Mit schnellen Märschen eilte Schärtlin also dorthin, überrumpelte die Klause glücklich, und legte einige Mannschaft hinein. Nun wollte sich der wackere Kriegsmann das Fest machen, nach dem

*) So nannte er im Scherz seine Kanonen.

benachbarten Trident zu reiten, und die dort zum Concil versammelten geistlichen Herren mit Furcht und Schrekken auseinander zu jagen. Aber ein eilender Bote brachte ihm den Befehl von den Bundeshäuptern, er solle seine Mannschaft aus der genommenen Festung, und überhaupt aus Tyrol herausziehen, denn das Land gehöre dem König Ferdinand, und den müsse man nicht reizen.

Eitles Bestreben, den zum Freunde erhalten zu wollen, der seiner Gesinnung nach ganz dem Gegner angehört, und durch die Schonung, die man ihm beweist, weit mehr hemmt und schadet, als wenn man ihn als offenbaren Feind behandelt! Schärtlin schlug über diese Beschränktheit die Hände zusammen; allein was wollte er machen? Um doch indessen etwas zu thun, schrieb er den Häuptern, er wolle den Kaiser, der nur achttausend Mann bei sich habe, in Regensburg überrumpeln, ehe er seine Verstärkungen an sich ziehen könnte. Das war auch sehr leicht, und der kürzeste Weg Frieden zu bekommen. Aber die Herren, welche durchaus nicht die Sünde des ersten Angriffs auf ihr Gewissen laden wollten, schrieben eilig zurück, er solle ja nicht eher etwas unternehmen, als bis sie mit ihren Truppen zu ihm gestoßen seyn würden. So ging die beste Gelegenheit verloren. Schärtlin mußte still liegen, und die päpstlichen Hülfstruppen zogen in größter Ruhe über die Ehrenberger Klause nach Regensburg, und vereinigten sich mit dem Kaiser.

Im Anfang des Juli waren endlich die Sächsischen und Hessischen Truppen marschfertig. Ehe sie ausrückten, ließen sie noch (4. Jul.) eine Schrift an den Kaiser ausgehen, worin sie sich gegen den Vorwurf des Ungehorsams rechtfertigten, und ihre Maßregeln entschuldig-

ten. Karl ließ sogleich eine Gegenschrift ausfertigen, worin er sie als Rebellen, die unter dem Vorwande der Religion alle Ungerechtigkeit verübt und ihm den schuldigen Gehorsam versagt hätten, in die Acht erklärte (20. Jul.).

Dennoch war er nicht in geringer Furcht, als der Kurfürst und der Landgraf, die nach der Vereinigung mit Schärtlin 60 bis 70,000 Mann stark waren, nun schnell bis an die Donau vorrückten. Noch immer viel zu schwach gegen sie, fand er es nöthig, sich nach Landshut zurückzuziehen, um sich dort so fest als möglich zu verrammeln. Aber anstatt ihn da anzugreifen, schickten sie ihm abermals einen Fehdebrief zu. Schärtlin rieth ihn augenblicklich in Landshut zu umzingeln; aber davor erschraken die Bundesobersten wie vor einer Frevelthat. Der Landgraf wandte vor, der Weg dahin sey so sumpfig und gefährlich. „Ich sahe wol, schreibt Schärtlin, er wollte den Fuchs nicht beißen; ihm waren alle Furten und Graben zu tief, und alle Moräste zu breit."

Indem sie so unthätig bei Donauwerth lagen, und die beste Gelegenheit versäumten, vereinigte sich ein auserlesenes Volk Spanischer und Italienischer Truppen mit dem Kaiser. Dieser sah sich nun stark genug, seine alte Stellung bei Regensburg wieder einzunehmen. Den Gesandten des Kurfürsten, welche ihm den Fehdebrief brachten, ließ er sagen, wenn sie noch einmal kämen, sollten sie einen Strick um den Hals bekommen. Darüber grämte sich der gute Kurfürst ganz außerordentlich.

Immer mehr verstärkt, zog Karl nun weiter die Donau hinauf, nach Ingolstadt, und verschanzte sich hier trefflich unter den Kanonen der Stadt. Die Evangelischen zogen ihm dahin nach, und bei dieser Gelegenheit kamen des Landgrafen Reiter mit einigen kaiserlichen in

ein kleines Handgemenge. Die Sache war unbedeutend, aber sie reizte doch die Empfindlichkeit des Kurfürsten so sehr, daß er dem Landgrafen sagen ließ, wenn mehr der Art ohne sein Wissen vorfallen würde, so werde er sogleich mit seinen Leuten nach Hause ziehen. Ein treffliches Pröbchen von der Eintracht der Bundesgenossen! Aber es sollte noch besser kommen.

Schärtlin sahe, daß bei einer so überlegenen Macht, als worüber die Bundesgenossen geboten, ein Angriff auf das kaiserliche Lager, und zuletzt ein allgemeiner Sturm, nothwendig gelingen müßten. Nach seiner scherzhaften Weise hatte er sich die Sache in der Ordnung des katholischen Gottesdienstes ausgedacht. Die zwölf Apostel (so nannte er seine zwölf großen Feldschlangen) sollten den Chor eröffnen, das kurfürstliche Geschütz sollte das Kyrie Eleison anstimmen, die Würtemberger das Graduál machen, die Oberländischen Fußvölker das Halleluja und Sequenz mit einander singen, und dann, meinte er, würde wol das Opfer für die Ruhe der Todten im kaiserlichen Lager um den Altar getragen werden können, wobei die Pulverkerzen nicht fehlen sollten. Die Beschießung des Lagers erfolgte nun wirklich am 31. August und die Kanonenkugeln tödteten dem Kaiser ziemlich viele Leute. Als nun aber das Heer am folgenden Morgen ausrückte, eine wichtige Anhöhe gewann, und alle Hauptleute mit freudigem Muthe Schärtlin die Versicherung gaben, daß sie bei dem Angriffe Leib und Leben zu ihm setzen wollten; eilte der Landgraf herbei und rief: Schärtlin solle ihm doch mit seinen unbesonnenen Reden die Haufen nicht verführen; er und der Kurfürst müßten mehr bedenken, sie hätten Land und Leute zu verlieren. „Und ich Burtenbach," entgegnete der mit

Recht erzürnte Schärtlin, von dem es zu bewundern ist, daß er unter solchen Umständen nur noch einen Augenblick bei den Verbündeten aushalten konnte. So blieb es denn beim Aufmarschiren und Kanoniren und kein Angriff erfolgte, wol aber erließen die Verbündeten an demselben Tage wiederum eine Ausforderung an den Kaiser, worin sie ihn als Karl, der sich Römischer Kaiser nenne, bezeichneten, eine Sprache, die mit der von ihnen an den Tag gelegten Zaghaftigkeit und Unentschlossenheit in dem seltsamsten Widerspruche stand. Karl, der während der Beschießung des Lagers wieder Proben großer Unerschrockenheit und Einsicht gegeben hatte, war jetzt schon überzeugt, daß er von solchen Gegnern nicht viel zu fürchten haben könne.

Indeß erfuhren die Bundesgenossen, daß der aus den Niederlanden herbeiziehende Graf von Büren bei Mainz bereits den Rhein überschritten habe. Um diesen erst zu Grunde zu richten, brachen sie plötzlich auf, und zogen sich bei Neuburg und Donauwerth nach Schwaben. Büren aber wich ihnen aus, zog über Nürnberg und kam nach mehreren starken Tagereisen glücklich in Ingolstadt an, ohne einem Protestanten begegnet zu seyn (15. Sept.). Dadurch bis auf funfzigtausend Mann verstärkt, verließ nun der Kaiser sein Lager, machte sich Meister von der Donau, und bedrohte die Schwäbischen Reichsstädte. Die Bundesgenossen zogen ihm immer nach, versäumten aber wieder mehrere herrliche Gelegenheiten, ihn anzugreifen, denn ihnen war gar zu bange, er möchte, wenn sie geschlagen würden, in ihre Länder einfallen. Schärtlin konnte seinen Unwillen zuletzt nicht länger halten, und warf dem Landgrafen laut sein Benehmen vor. Dieser wußte sich eben so wenig zu mäßigen, und ent-

gegnete: die Oberländischen Städte und derselben große Hansen riethen immer nur zu schlagen, damit sie der Gäste um ihre Mauern her los würden. Nachdem er dem Obersten noch einige unziemliche Worte gesagt hatte, ging dieser mit den Worten weg: „Gnädiger Herr, ich will mir gefallen lassen, was Euch wohlgefällt, mag aber an Ehre und Schande keinen Theil haben." Mehrere angesehene Hauptleute, welche Schärtlins Abgang fürchteten, suchten am andern Tage eine Versöhnung zu stiften. Wirklich ließ sich auch der Landgraf zu dem Bekenntniß bringen, er sey am vorigen Abend voll Weins gewesen, und er wünschte, daß alles Vorgefallene im alten Stalle stehen gelassen würde. Schärtlin sagt in seiner Lebensbeschreibung, er habe zu diesem Kriege doch kein Herz mehr fassen können, ihm sey Zeit und Weile dabei lang geworden, da gar kein Ernst zum rechtschaffnen Kriege vorhanden gewesen. Bald darauf riefen ihn auch die Bürger von Augsburg von dem Heere ab, um ihre Stadt zu beschützen und das Heer der Verbündeten blieb nun unter dem Befehl des Kurfürsten und Landgrafen, welche Beide nichts thaten, weil ein jeder Alles thun wollte.

Unterdessen kam der Winter heran, und die beiden Heere hatten bereits sechs Wochen einander unthätig gegenüber gelegen, die Soldaten selber wurden mißmuthig und verloren alle Zuversicht zu ihren Führern; und da allmählig gar der Proviant ausging, fingen sie schon an, unruhig zu werden und auszureißen. Die Schwäbischen Bundesgenossen waren am allerverdrossensten, weil auf ihnen die ganze Last des Krieges lag, und die Fürsten gar nichts thaten, der Ungewißheit ein Ende zu machen. Der Kaiser, welcher wohl unterrichtet war, wie sehr der Feind schon Mangel leide, blieb ganz ruhig, und machte

alle Anstalt, den Winter unter den Zelten zuzubringen. Zuletzt erlebte er noch die Freude, die Verbündeten schmachvoll um Frieden bitten zu sehen. Sie richteten das Gesuch an den Markgrafen Johann von Brandenburg, den sie baten, das Vermittlungsgeschäft zu übernehmen. Der Kaiser ließ das Schreiben vor dem ganzen Heere ablesen, und gar nicht beantworten. Erst als zwei Tage nachher ein abermaliges Schreiben einlief, befahl er dem Markgrafen zu erwiedern: er wisse keinen andern Weg zum Frieden, als daß der Kurfürst und der Landgraf sich mit Kriegsvolk, Land und Leuten dem Kaiser auf Gnade und Ungnade ergäben. Beschämt und zerknirscht beschlossen sie hierauf den Kriegsschauplatz, der nicht der Schauplatz ihrer Ehre gewesen, zu verlassen. In den letzten Tagen des Novembers brachen sie von Giengen in guter Ordnung auf, und zogen sich nach ihren Ländern zurück, wobei der Kurfürst von Sachsen nicht ermangelte, die katholischen Städte und Fürsten, besonders Mainz und Fulda, tüchtig zu brandschatzen, um seinem großen Geldmangel ein wenig abzuhelfen.

In Sachsen hatte sich unterdessen Vieles verändert. Der Kaiser hatte dem Herzoge Moritz aufgetragen, die gegen den Kurfürsten ausgesprochene Acht zu vollziehen, und Moritz erhielt die Einwilligung seiner Landstände zu einer vorläufigen Besetzung der kurfürstlichen Lande, durch die Vorstellung, daß die Eroberung derselben durch fremde Truppen auch ihm und seinen Unterthanen sehr nachtheilig seyn würde. In der That fielen König Ferdinands Ungerische Reiter von Böhmen aus in Sachsen ein, und hauseten gräßlich daselbst. Zwischen ihnen und Moritzens Sächsischen Kriegern war die Wahl leicht entschieden. Das ganze Kurfürstenthum nahm diese letzteren auf, nur

Wittenberg, Eisenach und Gotha verschlossen ihnen standhaft ihre Thore (Nov. 1546).

Man kann sich Johann Friedrichs Schrecken denken, als er die Nachricht von dieser Besitznehmung seines Landes bekam. Alle Lutherisch gesinnte Deutsche schrieen Zeter über den Verräther Moritz; der Kaiser aber lobte Moritzens Stände in einem ausdrücklichen Schreiben, daß sie ihren Beistand so willig zu dieser gerechten Achtsvollziehung geleistet hätten. Es versteht sich, daß dies kein geringer Beweggrund war, warum der Kurfürst so schnell aus dem Felde nach Hause eilte.

---

29. Karl straft die Oberländischen Stände.

(1546, Nov. und Dec.)

Den Bundesgenossen war bei ihrem Abzuge von Giengen sehr bange gewesen, der Kaiser möchte sie verfolgen; allein dieser war im Grunde noch entkräfteter als sie, und freuete sich sehr, ihrer los zu seyn. Ein Anderer als Karl hätte daran verzweifelt, glücklich aus dieser Umgebung von lauter feindlichen Gebieten zu entrinnen, die noch dazu voll von großen und nach damaliger Art sehr festen Städten waren, die sonst wol noch frischeren Belagerern getrotzt hatten. Karl besiegte sie dadurch, daß er die Miene und die Sprache des Siegers annahm, und zitternd unterwarf sich Alles, wohin er sich nur wandte, beim ersten Aufruf. Bopfingen, Nördlingen, Dünkelsbühl und Rothenburg waren die ersten, die ohne Schwertstreich ihre Thore öffneten. Dann folgte das mächtige Ulm, dessen Abgeordnete den Kaiser knieend um Gnade anflehten, und seine Verzeihung gegen eine Geldstrafe

von 100,000 Goldgulden und gegen die Auslieferung von zwölf Kanonen erhielten.

Jetzt kamen auch Gesandte vom Kurfürsten Friedrich von der Pfalz und vom Herzog Ulrich von Würtemberg zum Kaiser nach Schwäbisch-Hall. Jener hatte nur, gewissen Erbverträgen zufolge, dem Herzog 300 Reiter und 600 Fußknechte zu Hülfe geschickt; dieser hatte dagegen seine ganze Macht dem Schmalkaldischen Bunde geliehen. Der Kurfürst erhielt Verzeihung, nachdem er in gebückter Stellung vor dem kaiserlichen Sessel selbst darum gefleheet hatte; der Herzog aber kam so leicht nicht weg. Er mußte sammt allen seinen Räthen vor dem Kaiser Abbitte thun, 300,000 Gulden bezahlen, ihm seine drei besten Festungen einräumen, und alles von den Bundesgenossen in seinem Lande zurückgelassene Geschütz herausgeben, den Bündnissen gegen den Kaiser entsagen, und diesem in allen Dingen Gehorsam versprechen.

Von Schwäbisch-Hall ging Karl nach Heilbronn, und fuhr mit der Einziehung seiner Strafgelder fort. Die Gesandten der Stadt Frankfurt, welche fußfällig um Gnade baten, mußten 80,000 Gulden versprechen. Memmingen zahlte 50,000, die kleineren Städte nach Verhältniß. „Es ist doch ganz unglaublich, schrieb der König von Frankreich an seinen Gesandten in Kassel, daß Leute, die bei gesundem Verstande und so mächtig sind, ihr Geld lieber hingeben wollen, um sich in die Sklaverei zu stürzen, als sich die Freiheit zu erkaufen." In der That muß man über Augsburgs Benehmen erstaunen. Diese reiche Stadt hatte unbezwingliche Mauern, einen großen Vorrath von Lebens- und Kriegsbedürfnissen, zweihundert Stück groben Geschützes, eine zahlreiche Bürgerschaft, und einen Hauptmann wie Schärtlin an

ihrer Spitze. Dieser wackere Mann zeigte seinen Mitbürgern handgreiflich, daß sie sich noch lange halten könnten, und daß von ihrem Widerstande die Erhaltung des ganzen Bundes abhange, der nun wieder frischen Muth fassen, und auf das Frühjahr mit neuen Kräften den Kaiser angreifen könne. Er schalt die Ulmer feine Leineweber, die ohne Noth ihren Hals ins Joch gesteckt hätten; aber er bedachte nicht, daß er zu Kaufleuten sprach, die aus natürlichen Ursachen allemal die furchtsamsten Bürger sind. Der reichste derselben, Anton Fugger, schlich bei Nacht selbst aus der Stadt und hin zum Kaiser (der jetzt wieder nach Ulm gegangen war), um zu hören, welche Bedingungen man wol bekommen könne. Es hieß, sie sollten kaiserliche Besatzung einnehmen, den braven Schärtlin verbannen, und 150,000 Goldgulden zahlen. Schärtlin schalt sie feige Memmen, und verwies sie auf seine Capitulation mit ihnen, kraft welcher sie nicht befugt waren, ihm die Wege zu weisen. Aber sie baten ihn mit Thränen, doch nur im Guten zu gehen, und verpflichteten sich schriftlich, ihm alle seine Güter zu ersetzen. Dieses Anerbieten ließ er sich gefallen, und ging nach Konstanz.

Der alte Kurfürst von Köln war unterdeß wegen seiner Vorliebe für die Lutherische Religion vom Papste für abgesetzt erklärt worden. Da er nun sah, daß er von dem Bunde keinen Beistand zu hoffen hatte, und der Kaiser ihm schon eine Commission ins Land schickte, um die Absetzung zu vollziehen, wollte er lieber freiwillig weichen; er gab daher sein Erzstift auf, und zog sich auf seine Familiengüter zurück. Sein Nachfolger führte den katholischen Gottesdienst mit Gewalt wieder ein.

Wo war nun der Muth geblieben, mit welchem die

Religion sonst zu beseelen pflegt? Wohin war die berühmte Freiheitsliebe der Deutschen und ihre gepriesene Tapferkeit entwichen? Hier zeigte sichs einmal recht deutlich, daß bei aller Kraft der Glieder doch nur im Haupt die Seele wohne. Dabei erweckt es ein eigenes Gefühl, wenn wir erfahren, daß das treffliche Haupt der Partei, welche hier so viele Siege auf einander gehäuft hatte, der Kaiser Karl, während des ganzen Feldzuges ein schwacher, kranker, von podagrischen Schmerzen geplagter Mann war, der sich seinen Soldaten in einer Sänfte nachtragen lassen mußte, und nur an gefährlichen Tagen mit dick bewickelten Beinen selbst einmal zu Pferde stieg. Nachdem er sich in Ulm von den Mühseligkeiten des langen Winterlagers ein wenig erholt hatte, machte er sich im Anfange des neuen Jahres (1547) nach Nürnberg auf, um Moritzen und Ferdinanden näher zu seyn, von denen nicht die besten Nachrichten einliefen. Auch Karl war eigentlich in einer schlimmen Lage. Die päpstlichen Truppen hatten ihn verlassen, die übrigen hatte er durch die vielen Besatzungen sehr geschwächt, und für diejenigen, welche er noch bei sich hatte, fehlte es ihm an Solde. Alles das wußten die Protestanten; ja der König von Frankreich forderte sie dringend auf, des Kaisers Noth zu benutzen, und versprach sogar, ansehnliche Hülfsgelder dazu herzugeben; aber umsonst. Da war weder Muth noch Einigkeit, und der Landgraf von Hessen, auf den diesmal der größte Vorwurf fällt, hatte alle Fassung verloren.

30. Krieg in Obersachsen.

(1547.)

Der Kurfürst von Sachsen hatte allerdings zu Hause genug zu thun, da, wie wir wissen, der Herzog Moritz während seiner Abwesenheit sein ganzes Land bis auf drei Städte erobert hatte. Entschlossen, demselben seine unrechtmäßige Beute wieder abzujagen, und voll Vertrauens auf die Treue seiner Unterthanen und die Tapferkeit seines Heeres, betrat er im December 1546 seine Staaten wieder. Zuerst nahm er Halle ein, dann griff er Moritzens eigenes Gebiet an, und warf sich auf die Stadt Leipzig. Ehe er sie erreichte, ließ Moritz die großen und reichen Vorstädte derselben abbrennen, damit sie Jenem nicht zum bequemen Hinterhalte dienen könnten. Dann berief er die Besatzung, die er in der Stadt zu lassen gedachte, auf den Markt zusammen, und forderte sie in einer feurigen Rede zur standhaften Tapferkeit auf. Hierauf begab er sich selbst mit dem übrigen Theil seines Heeres nach Chemnitz. Der Kurfürst beschoß darauf Leipzig (vom 13. Jan. an) funfzehn Tage lang, und zertrümmerte den größten Theil der Mauer; da er aber wegen der üblen Witterung und seiner vielen Kranken einen Sturm wagen wollte, so mußte er fruchtlos wieder ab-, und nach Altenburg ziehen.

Jetzt eilte ein Jugendfreund Moritzens, der junge Markgraf Albrecht von Brandenburg-Baireuth, diesem mit einigen Truppen zu Hülfe. Aber ihn überrumpelte der Kurfürst glücklich in Rochlitz zur Nachtzeit, bekam ihn selber gefangen, und entließ dessen Krieger, statt der Waffen, mit weißen Stäbchen, dem damals üblichen Zeichen der Verschonung (2. März 1547). Nach und

nach bekam Johann Friedrich auch mehrere Städte in seinen Besitz, Moritz mußte sich nach Dresden zurückziehen, und endlich blieben ihm außer dieser Stadt nur noch Leipzig, Pirna, und die eroberten Chemnitz und Zwickau übrig. Die Ursache dieses schlechten Glücks lag zum Theil darin, daß der König Ferdinand mit dem versprochenen Beistande ausblieb, indem derselbe in Böhmen selbst für seine Herrschaft besorgt seyn mußte. In diesem Lande regte sich der alte Widerstandsgeist mächtig, der die Hußitischen Unruhen hervorgerufen, und ihnen einen nicht nur für die Kirche, sondern auch für den Staat so gefährlichen Charakter gegeben hatte. Die Utraquisten betrachteten sich als den Augsburgischen Confessionsverwandten nahe befreundet, und da sie unter den Ständen die Oberhand hatten, so ward dem Könige Ferdinand die Kriegshülfe wider Johann Friedrich verweigert, ja es entstand auch eine Einigung, die hinter dem Vorwande, das Königreich vor einem Einfalle Moritzens zu schützen, ihre aufrührerischen Gesinnungen schlecht verbarg. Mit Johann Friedrich traten die Häupter dieser Partei in Verbindung und Unterhandlung. So hätte also Moritz leicht selbst in die dem Kurfürsten gegrabene Grube fallen können, wenn nicht der Kaiser, der sich in Nürnberg aufhielt, ihm zu Hülfe gekommen wäre. Um Zeit zu gewinnen, fing er zum Schein mit Johann Friedrich zu unterhandeln an, und dieser, der überhaupt mehr schrieb als that, und nicht der Mann war, aus den Böhmischen Bewegungen Vortheil zu ziehen, ließ sich auch wirklich dadurch hinhalten, und führte unterdessen mit dem Landgrafen einen lebhaften Briefwechsel über den gemeinschaftlichen Feldzug und über die Ursachen seines schlechten Erfolgs. Nachdem Einer dem Andern die

Schuld davon zugeschoben hatte, kamen sie Beide darin überein, daß der liebe Gott sie für ihre Sünden habe strafen wollen.

Johann Friedrich stand bei Meißen, und hatte einen Theil seiner Truppen nach der Böhmischen Gränze geschickt, um Ferdinand zu beobachten, als Karl in größter Stille und Eile mit seinem ausgeruhten und wohlversorgten Heere von Nürnberg aufbrach, um ihn zu überraschen. Denn jetzt kam ihm Alles darauf an, den ganzen Krieg mit Einem Schlage und bald zu endigen, da er ganz und gar nicht im Stande war, sein Heer lange in diesen Gegenden zu erhalten. Im heftigsten Platzregen kam er am 5. April zu Eger an, während der Kurfürst ihn noch in Oberdeutschland glaubte. Nicht weit davon stand der Sächsische Feldherr von Thumbshirn, der bei der Nachricht ganz ruhig blieb, weil er sie für ein von Moritz listig ausgesprengtes Gerücht, und die kaiserlichen Truppen für Moritzsche Schaaren hielt. Hier in Eger kamen Ferdinand und Moritz zu Karln, Beide Flüchtlingen ähnlich. Er feierte mit ihnen das Osterfest in der Stadt, und dann brach er sogleich mit seinem Heere nach der Elbe auf, um den Kurfürsten gar nicht zur Besinnung kommen zu lassen. Zehn Tage hinter einander gönnte er seinen Soldaten keinen Rasttag, und am 22. April kam er in der Nähe von Meißen an. Jetzt sah Johann Friedrich, daß es Ernst war; er ließ daher, da er auf der rechten und Karl auf der linken Seite der Elbe stand, die Brücke bei Meißen abbrechen, und zog sich längs dem Ufer nach dem Städtchen Mühlberg. Der Kaiser, dem Alles daran lag, daß der Kurfürst nicht seine feste Hauptstadt Wittenberg erreichte, zog ihm schnell an dem diesseitigen Ufer der

Elbe nach, bis er Mühlberg schräg gegenüber kam. Es war Abend, als er hier Halt machte; und die Sachsen, welche wenig Zeit gehabt hatten, sich umzusehen, hielten es gar nicht für möglich, daß die Nachtfeuer, welche sie jenseits des Flusses erblickten, aus dem kaiserlichen Lager kommen könnten. Sie hielten es für Moritzsches Gesindel, welches da herumstreife, und waren die Nacht ganz ruhig.

31. Die Schlacht bei Mühlberg.

(24. Apr. 1547.)

Der Kaiser ritt noch spät am Abend mit seinem Bruder und Moritz längs dem Ufer hin, um das Terrain zu recognosciren, er sah aber gar keine Möglichkeit ab, wie man über den Fluß kommen wolle. Die Elbe war hier gegen dreihundert Schritte breit und fluthete gewaltig; dazu war das jenseitige Ufer, welches der Feind besetzt hielt, weit höher als das diesseitige, und der Kaiser hatte keine Schiffbrücken. Indem man so rathschlagte, führte der Herzog von Alba, welcher weiter vorausgeritten war, einen jungen Bauer herbei, der, aus Rache gegen die Sachsen, die ihm zwei Pferde mitgenommen hatten, eine Fuhrt im Flusse nachzuweisen versprach, wo ein Pferd hindurch gehen könne. Moritz versprach ihm zwei andere Pferde und hundert Kronen dazu, und so erwartete man fröhlich den Morgen.

Unter einem dicken Nebel versuchten die Spanischen Hakenschützen sich dem jenseitigen Ufer zu nähern, aber die Sachsen hielten gerade an dieser Fuhrt das Ufer gut besetzt, und schossen tapfer herüber. Vergebens erwie-

derten Jene, im Wasser stehend, aus ihren Flinten das Feuer, sie konnten doch nicht eher etwas ausrichten, als bis Schiffe herbeigeschafft waren. Da äußerte der Kaiser, wenn man nur die Schiffe des Feindes wegnehmen könne, das wäre ein großer Vortheil. Sogleich sprang ein Haufe Spanier, ohne Harnisch, den Säbel im Munde, ins Wasser, schwamm hinüber, und fiel die in den Kähnen befindlichen Sachsen an. Nach einem mörderischen Gefechte eroberten sie wirklich die Fahrzeuge, und brachten sie herüber. Sogleich wurden diese mit tüchtigen Schützen bemannt, die nun die feindlichen gehörig beschäftigen konnten, indeß die Reiterei ihren Zug durch das Wasser antrat, und dadurch, daß jeder Reiter noch einen Fußknecht hinter sich aufs Pferd nahm, eine beträchtliche Anzahl von Spaniern übersetzte. Nachdem schon eine hinreichende Menge von Truppen drüben angelangt war, setzten auch Karl, Ferdinand, Moritz und Alba durch das Wasser, wobei der mitgenommene Bauer des Kaisers Pferd am Zügel führte. Hintennach folgte noch der Rest der Reiterei, und zuletzt schlug man aus den erbeuteten Kähnen eine Schiffbrücke zusammen, auf welcher auch das Fußvolk und die Munition nachkam. Die letztere wartete der Kaiser gar nicht ab, sondern eilte, sein Heer in Schlachtordnung zu stellen. Freudig ritt er die Reihen auf und nieder, prächtig und wie zum Siege geschmückt. Sein vergoldeter Helm und Panzer, seine reich gestickte Feldbinde und seine karmoisinrothe Roßdecke strahlten herrlich von Weitem; in der rechten Hand hielt er eine Lanze, und mit der linken tummelte er sein wildes Andalusisches Roß. Seine Siegeslust schien aller Krankheit zu spotten.

Es war ein Sonntagsmorgen. Der Kurfürst, wel-

cher eigensinnig darauf bestand, daß dies durchaus nicht das kaiserliche Heer seyn könne, hatte sich nach seiner gottesfürchtigen Weise in die Kirche begeben, um die Predigt zu hören. Vergebens meldete man ihm, der Feind sey schon ganz nahe; er blieb dabei, es sey der Kaiser nicht, und er müsse den Gottesdienst erst abwarten. Nach der Predigt blieb ihm dann freilich nichts anders übrig, als sich in den Wagen zu setzen (da er wegen seiner ungeheuern Körpermasse zu Pferde nicht gut fortkommen konnte), und so geschwind als möglich nach Wittenberg zu fahren, wenn es anders noch möglich wäre, dem hastig nachsetzenden Feinde zu entrinnen.

Alba und Moritz führten die Spanischen und Neapolitanischen Reiter, und waren den Sachsen dicht auf der Ferse. Sie suchten sie zum Stehen zu bringen, und wo möglich so lange aufzuhalten, bis das langsam nachschleppende Geschütz würde herbeigekommen seyn. Aber das schien unmöglich. Da indessen auch der Kurfürst seine Kanonen schon voraus nach Wittenberg geschickt hatte, so meinte Alba, es müßte auch wohl ohne Kanonen gehen, und so erlaubte der Kaiser den Angriff, nachdem man den Feind drei Stunden lang durch die Lochauer Heide vor sich her getrieben hatte. Auf einem freien Platze, der aber wieder an Heide gränzte, ordnete der Kurfürst ängstlich seine Schaaren, die Feinde zu empfangen. Sie zu besiegen hoffte er gar nicht; er wollte sie nur bis zum Abend aufhalten, damit er dann etwa in der Dunkelheit der Nacht um so sicherer nach Wittenberg entkommen könnte. Aber ehe die Sonne unterging, war sein Schicksal schon entschieden. Die kaiserliche Reiterei, welche der seinigen weit überlegen war, hieb fürchterlich ein; Moritz selber focht unter den

Vorderſten und hieb mehrere Adelige nieder, und die Verwirrung ward allgemein, als die zurückgeſchlagenen Sächſiſchen Reiter ſich auf ihr eigenes Fußvolk ſtürzten. Hiſpania! Hiſpania! riefen die Kaiſerlichen, und ſie ſelber waren den Evangeliſchen nicht fürchterlicher als dies Loſungswort. Bald ſah man nichts als Beſtürzung und Flucht, und unendlich mehr, als fechtend gefallen wären, wurden im Fliehen von hinten getödtet. Die Wahlſtatt erſtreckte ſich von Koßdorf bis Falkenburg und Beyersdorf immer durch die Heide hin, und dieſer ganze Weg war mit Leichen bedeckt, wol dreitauſend an der Zahl. Viele ergaben ſich auch, und dieſe waren ſo verſchüchtert, daß mancher einzelne kaiſerliche Reiter bis auf funfzehn Gefangene um ſich her hatte.

Unter Andern erreichten die Verfolger auch des Kurfürſten Sohn. Dieſer wehrte ſich tapfer, ſank nach zwei ſtarken Hieben vom Pferde, erſchoß aber fallend noch einen ſeiner Feinde. Da ſprengten noch Kurfürſtliche zu Hülfe heran, hoben ihn wieder auf ſein Pferd, und ſo entkam er glücklich nach Wittenberg. Sein Vater hatte den Wagen verlaſſen, und einen ſtarken Frieſiſchen Hengſt beſtiegen, um raſcher zu entfliehen, aber auch ihn holte zuletzt ein Schwarm leichter Reiterei ein. Von dieſer drängten ſich einige Ungern an ihn, indeß die Anderen ſein Gefolge angriffen. Er wehrte ſich verzweifelt, erhielt aber einen Hieb in die linke Wange, und in dem Augenblick rief ihn ein Herr von Trodt, ein Vertrauter von Moritz, in Deutſcher Sprache an, ob er ſich nicht ergeben wolle. Ja, ſagte der Kurfürſt, einem Deutſchen wolle er ſich ergeben, und darauf zog er zwei Ringe vom Finger, und gab ſie ihm zum Wahrzeichen, daß er ſein Gefangener ſey.

Der Herr von Trodt brachte ihn zum Herzog von Alba, der in der Nähe war, und diesen bat der Kurfürst, er möchte ihn vor den Kaiser führen. Alba weigerte sich dreimal, und übernahm es zuletzt mit sichtbarer Bewegung. Der Kaiser hielt zu Pferde mitten in der Heide, und hatte eben Befehl ertheilt, die zerstreuten Schaaren zu sammeln. Da kam Alba langsam mit dem Kurfürsten heran. Der Anblick des Letztern erregte allgemeine Rührung. Sein Gesicht blutete stark, sein ganzes Panzerhemd war mit Blut befleckt. Als er den Kaiser erblickte, hob er die Augen gen Himmel und seufzte: „Herr Gott, erbarme dich meiner! nun bin ich hier!" Alba half ihm vom Pferde und führte ihn an seiner Rechten vor den Kaiser. Er wollte auf sein Knie sinken und seinen Blechhandschuh abziehen, um dem Kaiser nach Deutscher Sitte die Hand zu geben. Aber Karl litt keins von beiden, und wandte sich mit einer bittern Miene ab. Da sagte der Kurfürst: „Großmächtigster, allergnädigster Kaiser" — „So? fiel ihm dieser in die Rede, bin ich nun Euer gnädiger Kaiser? So habt Ihr mich lange nicht geheißen." Worauf der Kurfürst fortfuhr: „ich bin Ew. kaiserlichen Majestät Gefangener, und bitte um ein fürstliches Gefängniß." — „Wohl, war die Antwort, Ihr sollt gehalten werden, wie Ihr es verdient habt."

Mit dem Kurfürsten zugleich war auch der Herzog Ernst von Braunschweig-Grubenhagen gefangen genommen worden. Beide wurden von Alba in das kaiserliche Lager geführt, wo sie die Nacht in Thränen zubrachten. Karl verließ den Wahlplatz mit Cäsars berühmten Worten, nur daß er ändernd sagte: „und Gott siegte." In der That war es ein Cäsarsglück, in einigen

Stunden einen Krieg geendigt zu haben, der, wenn seine Gegner ihn in die Länge zu ziehen verstanden hätten, ihn selbst nothwendig hätte aufreiben müssen.

Nach einer Rast von zwei Tagen zog er nun nach Torgau, welches sich sogleich ergab, und von da nach Wittenberg. Hier gerieth Alles in Angst und Verwirrung. Die Universität begab sich eiligst weg, und der arme Melanchthon irrte unentschlossen in Dessau, Zerbst, Magdeburg und Braunschweig umher. Die Stadt war übrigens nach damaliger Art so fest, daß eine Belagerung die größten Schwierigkeiten vorhersehen ließ. Daher ließ Karl den Kurfürsten auffordern, den Seinigen die Übergabe zu befehlen, und als Johann Friedrich, selbst bei angedrohter Todesstrafe, sich weigerte, diesem Ansinnen zu willfahren*), ihn förmlich zur Strafe des Schwertes verdammen. Das Urtheil ward dem Unglücklichen angekündigt, als er eben mit seinem Mitgefangenen, dem Herzog Ernst, am Schachbrett saß. Mit der Fassung und Ergebung, die er seiner Religiosität verdankte, erwiederte er: „Ich kann nicht glauben, daß der Kaiser dermaßen mit mir handeln sollte; ist es aber gänzlich also bei der kaiserlichen Majestät beschlossen, so begehre ich, man soll es mir fest zu wissen thun, damit ich was meine Gemahlin und Kinder angeht bestellen möge."

Auf diese Schreckensnachricht kamen alsobald der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg und der Herzog Wilhelm von Kleve, der Bruder der Kurfürstin, ins kaiserliche Lager, um sich für den Verurtheilten zu verwenden. Karl, wenn es ihm anders mit seinem harten Beschlusse je ernst war, gab den Vorstellungen der Ver-

*) K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen. Bd. III. S. 113.

mittler über das Unnütze, Zweckwidrige, ja Bedenkliche der Ausführung gern Gehör, nur wollte er das Leben des Kurfürsten so theuer als möglich verkaufen. Am 19. Mai kamen die Verhandlungen zum Schluß. Johann Friedrich mußte für sich und seine Nachkommen auf die Kurwürde Verzicht thun und sie an Moritz abtreten. Seine Festung Wittenberg mußte er dem Kaiser ausliefern, und den Markgrafen Albrecht frei geben, wogegen der Herzog Ernst von Braunschweig seiner Gefangenschaft erledigt seyn sollte. Dann sollte ihm das Leben geschenkt seyn, aber des Kaisers Gefangener sollte er noch bleiben, so lange es diesem gefallen würde. Seine Länder sollten zwar gleichfalls dem Herzoge Moritz überlassen seyn; doch sollte dieser den Kindern des Gefangenen ein jährliches Einkommen von funfzigtausend Meißnischen Gulden daraus lassen, und ihnen dazu die Bezirke von Weimar, Jena, Eisenach, Gotha und einige andere Gebiete einräumen. So ging also die Kur der Ernestinischen Linie mit dem größten Theile ihrer Besitzungen auf die Albertinische über.

Am 23. Mai stattete die unglückliche Kurfürstin mit ihren Kindern und Frauen einen Besuch im kaiserlichen Lager ab, um ihren Gemahl zu sehen. Die Söhne des Römischen Königs führten sie in das Zelt des Kaisers. Sie wollte einen Fußfall thun, aber Karl hob sie auf, begegnete ihr mit ausgezeichneter Milde, tröstete sie wegen ihres Unglücks, und bewilligte ihr jede Bitte, die dem Vertrag nicht zuwider war. Er erlaubte sogar, daß der Kurfürst acht Tage auf dem Schlosse zu Wittenberg zubringen und sich mit den Seinen ergetzen durfte. Er selbst erwiederte hier den Besuch der Kurfürstin, und sagte ihr so viel Tröstliches, als das unangenehme Ver-

hältniß nur erlaubte. Auch ward Johann Friedrich während der ganzen Gefangenschaft von seinen eigenen Leuten bedient, und so wohl gehalten, daß er selber einmal sagte: „Meine Freunde haben mich verlassen, aber meine Feinde thun mir alles Gute.“ Überhaupt strebte Karl recht sichtbar, die gehässige Meinung auszulöschen, welche die Protestanten von ihm hegten. Als er erfuhr, daß man während seiner Anwesenheit den Lutherischen Gottesdienst eingestellt habe, rief er betroffen aus: „Behüte, wer richtet Uns das an? Ist in Unserm Namen hier der Dienst Gottes unterlassen, so gereicht Uns dies nicht zum Gefallen. Haben Wir im Oberlande doch nichts gewandelt in der Religion, wie sollten Wir es hier thun?“ Verwundert und erfreut über diese Äußerung, ließen nun die Pfarrer ihre Kirchen wieder aufschließen, und predigten alle Tage in Gegenwart vieler Zuhörer aus dem kaiserlichen Heere von dem Unterschiede der Lutherischen und papistischen Religion. Karl selber besuchte die Schloßkirche, und ließ sich Luthers Grab zeigen. Alba und Andere riethen ihm, den Ketzer ausgraben und verbrennen zu lassen; aber er erwiederte: „Laßt ihn ruhen, er hat seinen Richter schon gefunden. Ich führe Krieg mit den Lebenden, nicht mit den Todten.“— Es konnte nicht fehlen, daß sein Gemüth von vielen großen Gedanken unter so wunderbaren Umständen bewegt seyn mußte. Diese Fürstenfamilie, um ihres Glaubens willen so tief von ihm gebeugt; dieses Volk, um eben dieses Glaubens willen so schwer geängstigt; ein Volk, so treuherzig, nichts weniger als rebellisch; das Alles brachte ihn zu dem Ausruf: „Wir haben's in diesen Landen ganz anders gefunden, als Uns gesagt ist.“

Bei seinem Abzuge besetzte Moritz die Stadt —

nun sein Eigenthum — mit seinen Kriegern, und sagte im Weggehen dem Magistrate: „Ihr seyd eurem Fürsten, meinem Vetter, so treu gewesen; das will ich Euch ewig in Gutem gedenken." Auch ihn trieb, wie man sieht, das Gefühl der Schuld zu erhöhter Güte.

---

32. Der Landgraf von Hessen gefangen.

(1547, Juni.)

Jetzt stand Karl auf dem Gipfel seines Glücks und seines Glanzes. Seine Freude ward noch durch die Nachricht erhöht, daß sein alter Feind Franz I. gestorben sey (31. März). Zwei Monate früher war auch Heinrich VIII. von England aus der Welt gegangen. So durfte er also wegen auswärtiger Angriffe ganz außer Sorgen seyn, und konnte alle seine Kräfte auf die Ausführung seiner Pläne in Deutschland verwenden.

Es war nun zu erwarten, daß er nach der Besiegung des ersten Hauptes der Bundespartei sich mit demselben Nachdruck auf das zweite werfen werde. Mit Schrecken betrachtete der Landgraf von Hessen das an seinem unglücklichen Bundesbruder vollzogene Beispiel. Einem ähnlichen Schicksal zuvorzukommen, sah er kein anderes Mittel, als sich dem Kaiser von freien Stücken als ein reuiger Missethäter in die Arme zu werfen. Ihm fielen seine Freunde ein, Joachim von Brandenburg, der noch um den Kaiser war, und Moritz, sein Schwiegersohn, der so viel bei ihm galt; vielleicht, schmeichelte er sich, könnten ihm diese beiden Männer günstige Bedingungen auswirken. Schon damals, als

das Bundesheer im Winter so schimpflich nach Hause abziehen mußte, und Karl die reichen Strafgelder von den Oberländischen Städten einzog, hatte die Angst den Landgrafen so kleinherzig gemacht, daß er dem Kaiser sogar Hülfsvölker anbot. Jetzt hatte er durch Moritz andere Unterhandlungen angeknüpft, in deren Folge er nach Leipzig ging, um sich in der Nähe des Kaisers zu befinden, der sich nach Halle gewandt hatte. Der Kaiser bestand auf gänzliche Unterwerfung auf Gnade und Ungnade, und auf die Auslieferung aller Festungen und Kanonen. Aber dies verwarf Philipp, weil er bei unbedingter Unterwerfung das Ärgste fürchten zu müssen glaubte. Er ritt von Leipzig weg, in tiefen Gedanken. Mit ihm ritt Christoph von Ebeleben, einer von Moritzens Räthen. — Wenn er nur wüßte, daß ihn der Kaiser frei wieder heimziehen, und ihm wenigstens eine Festung lassen wollte, äußerte er unruhig auf dem Wege, so wolle er sich doch noch ergeben. Auf dies Wort kehrte Ebeleben schnell zu Moritz zurück, und die Unterhandlungen wurden aufs Neue angesponnen. Karl ging jedoch von folgenden Bedingungen nicht ab: der Landgraf solle sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben, und ihn fußfällig um Verzeihung bitten; sich von allen Bündnissen, besonders von dem Schmalkaldischen, lossagen; dem Kaiser hundert und funfzig tausend Gulden zahlen; alle seine Festungen, bis auf Kassel oder Ziegenhayn schleifen; den Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen Söhne frei geben. Als die beiden Vermittler dem Landgrafen diese Puncte übersandten, fügten sie das Versprechen hinzu, daß er darüber hinaus „weder an Leib und Gut, noch mit Gefängniß oder Schmälerung seines Landes beschwert werden solle," und verhie-

ßen, daß sie sich widrigenfalls zu seiner Genugthuung persönlich einstellen wollten.

So hart und schwer diese Bedingungen auch waren, entschloß sich der Landgraf doch, mit Bewilligung seiner Landstände, zur Annahme derselben. So kam er am 18. Juni in Halle an. Moritz und der Kurfürst von Brandenburg bewirtheten ihn am Abend auf das freundschaftlichste, und heiterten sein Gemüth auf. Am folgenden Tage ging die Audienz vor sich. In einem großen Saale (in der sogenannten Residenz) saß der Kaiser auf einem Throne; und rings um ihn standen viele Deutsche, Spanische und Italienische Fürsten und Edelleute, unter diesen auch der Herzog Heinrich der jüngere von Braunschweig, der, schon freigegeben, nach Halle gekommen war, dieses seines ehemaligen Überwinders Demüthigung mit anzusehen. Jetzt öffnete sich die Thür, und der Landgraf, geführt von Moritz und Joachim, und begleitet von seinem Kanzler, trat herein. Mit niedergeschlagenen Blicken knieete er am Fuße des Throns nieder, und sein Kanzler, der hinter ihm knieete, las die Abbitte in seinem Namen ab. Es hieß darin, daß ihm sein Vergehen von Herzen leid sey, daß er sich dem Kaiser willig zu Gnade und Ungnade ergebe, und ihn um Gottes und seiner Barmherzigkeit willen bitte, er wolle ihm das Vergangene allergnädigst verzeihen; daß er bereit sey, den Kaiser als seinen einigen, rechten, von Gott geordneten Oberherrn zu ehren, und ihm alle Wege gehorsam zu seyn, u. s. w. Nach dem Berichte eines Augenzeugen soll der Landgraf während des Vorlesens einige Mal höhnisch gelacht, und der Kaiser ihm mit drohend aufgehobenem Finger in seiner Niederländischen Mundart zugerufen haben: „Wöll, ick soll di lachen lehren."

Als der Kanzler fertig war, las der Reichs-Vice-Kanzler Seld die Antwort vor. Obgleich der Landgraf, hieß es darin, wie er selbst bekenne, die schwerste Strafe verdient hätte, so wolle dennoch der Kaiser aus angeborner Milde, und in Betracht einiger für ihn eingelegten Fürbitten, Gnade für Recht ergehen lassen, die Achtserklärung aufheben, und ihm die Lebensstrafe, die er für seine Rebellion wohl verdient hätte, erlassen, u. s. w. Hierauf las der knieende Hessische Kanzler noch eine kurze Danksagung her, und nun erwartete der Landgraf des Kaisers Wink, um aufzustehen. Aber es erfolgte nichts, und als er von selbst aufstand, um dem Kaiser die Hand zu reichen, hielt dieser die seinige zurück. So entfernte sich denn Philipp mit seinen beiden Freunden. Mit diesen aß er zu Abend bei dem Herzog von Alba, und hier stand ihm noch das Schrecklichste bevor. Als er nämlich, da es schon sehr spät geworden war, aufbrechen wollte, erklärte Alba, daß er gefangen sey und bleiben müsse. Moritz und Joachim waren nicht minder bestürzt, als Philipp selbst. Sie baten ihn indessen, sich nur für jetzt zu beruhigen, und versprachen, am folgenden Tage mit dem Kaiser zu sprechen. Das thaten sie; aber Karl entgegnete, er habe niemals versprochen, den Landgrafen gar nicht gefangen zu halten, sondern nur, ihn nicht mit ewigem Gefängniß zu belegen. So bitter und schmerzlich sahen sich die beiden Kurfürsten getäuscht, ob sie aber, in ihrem Eifer den Frieden herzustellen, des Kaisers Willen nicht genau genug erforscht haben, oder, wie Viele behaupten, vorsetzlich und listig hintergangen worden sind, ist eine schwer zu lösende Frage. Ist das Letztere der Fall, so ist der Betrug gewiß nur den Räthen Karls zuzuschreiben, nicht dem Kaiser selbst.

Höchst ungroßmüthig aber hat er sich bei dieser Gelegenheit gezeigt und in der Folge auch die bitteren Früchte eines solchen Benehmens eingeärndtet.

Als die beiden Kurfürsten einige Tage nachher nochmals ihr Fürwort einzulegen kamen, fuhr sie der Kaiser hart an, und drohte, den Gefangenen gar nach Spanien abführen zu lassen, wenn noch einmal von seiner Befreiung geredet werden würde. So hatte also der Landgraf kein besseres Schicksal als sein Bundesbruder, nur daß sein Land seinen Söhnen blieb. Wohin von nun an der Kaiser zog, mußten die beiden Gefangenen ihn begleiten. Während aber Johann Friedrich fortwährend ehrerbietig behandelt und wohl gehalten wurde, mußte der Landgraf die lästigsten Beschränkungen der Gefangenschaft und rohe Geringschätzung von seinen Hütern erfahren, denn so sehr Karl auch mit dem unblutigen Siege, den Philipp ihm bereitet hatte, zufrieden war, konnte er sich doch nicht enthalten, im Herzen den Mann zu verachten, der sich, ohne einen Kampf zu wagen, so schmachvoll unterworfen hatte.

---

33. Das Interim.

Indem der Kaiser solche Triumphe über die Häupter der Protestanten feierte, erwartete er die Ausgleichung der langwierigen Religionshändel fortdauernd von der Kirchenversammlung, welche seit dem December 1545 zu Trident ihre Sitzungen hielt, und schon über mehrere bedeutende Puncte der Lehre und Kirchendisciplin Beschlüsse gefaßt hatte. Aber die päpstlichen Legaten hatten wenig Freude daran, sie nach dem Ausbruche des Schmalkaldi-

schen Krieges unter dem nahen Waffengeräusche fortzusetzen, und da sie die Verhandlungen auch dem Einflusse des Kaisers, der sich durch die Spanischen Bischöfe merklich spüren ließ, zu entziehen wünschten, trugen sie auf Verlegung an. Diese aber war dem Kaiser so unangenehm, daß er an einen der Legaten, den Cardinal Cervino, die härtesten Drohungen ergehen ließ, und sogar äußerte, er werde ihn in die Etsch werfen lassen. So sehr die Legaten nun auch im Sinne der päpstlichen Staatskunst handelten, wollte Paul III. doch offene Entzweiung mit dem Kaiser vermeiden, als er aber sah, daß dieser nach seinem entscheidenden Siege gar keine Anstalten traf, die Überwundenen zur Rückkehr in die katholische Kirche zu nöthigen, rief er die ihm gestellten Hülfstruppen zurück, und nun wurde ihr Verhältniß gespannter. Die Legaten aber ergriffen den Anlaß einer im März 1547 in Trident ausbrechenden ansteckenden Krankheit, die mehrere Prälaten zur Abreise bewog, mit Freuden, um das Concil mit Zustimmung der Mehrzahl nach Bologna zu verlegen. Da der Papst diesen Schritt öffentlich billigte, blieb seine Mühe, den heftig zürnenden Kaiser, der ihm seit seinem neuen Triumphe bei Mühlberg doppelt furchtbar erschien, zu versöhnen, vergeblich. Karl erklärte seinem Gesandten, der Papst sey ein hartnäckiger, alter Mann, der die Kirche zu Grunde richte. Er hatte die Überzeugung, daß die Römische Curie ihn hintergehen und die Fortsetzung des Concils verhindern wolle. Gegen diese Fortsetzung erhoben aber auch die Protestanten unaufhörlich Einwendungen, so daß der Kaiser sich mit seiner darauf gestellten Hoffnung zwischen beiden Parteien in einer seltsamen Lage befand.

Er hatte sich von Halle nach Bamberg begeben, und

daselbst einen Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben, der am 1. September 1547 eröffnet wurde. Karl fuhr fort, der Protestanten zu schonen, und war bemüht, eine einstweilige Beilegung der Händel bis zum Schlusse des Concils zu Stande zu bringen. Dies sollte das Hauptgeschäft des neuen Reichstags seyn. Karl suchte zur Entwerfung einer solchen Interimsvorschrift drei Theologen aus, den Naumburgischen Bischof Julius Pflug, den Mainzischen Weihbischof Michael Heldung und den Hofprediger des Kurfürsten von Brandenburg, Johann Agricola. Der Letzte, sonst einer der heftigsten Lutheraner, war jetzt zu zweideutiger Schlaffheit übergegangen, weil sein Herr durch Milde und Verträglichkeit den Kirchenfrieden hergestellt zu sehen wünschte. So entstand eine Religionsvorschrift, das Augsburger Interim genannt, deren Inhalt auf eine durch Wendungen und Ausdruck versteckte Billigung der katholischen Lehren über die wesentlichsten Streitpuncte hinauslief. Alles, was den Protestanten bewilligt wurde, bestand darin, daß einige Feiertage abgeschafft, daß ihren verheiratheten Geistlichen ihre Weiber bis zu der Entscheidung des Concils gelassen, und daß denjenigen, welche es verlangen würden, den Gebrauch des Kelchs im Abendmahl verstattet wurde. So mußte das Interim seinen Zweck verfehlen und bei dem allergrößten Theile der Protestanten nothwendig entschiedenen Widerwillen erregen. Sie nahmen es mit Verachtung und Hohn auf, und machten dieser Stimmung in Flugschriften, Spottgedichten, satirischen Kupferstichen und Holzschnitten, und von Munde zu Munde gehenden Volkswitzen Luft. Auch die Katholiken erklärten ihre Unzufriedenheit damit, obschon der Kaiser es auf die Anhänger des alten Glaubens gar nicht angewendet wissen

wollte. Nachdem das Interim am 15. Mai 1548 in der Versammlung der Reichsstände amtlich verlesen worden war, trat, den Übrigen unerwartet, der Kurfürst von Mainz auf, und dankte im Namen der ganzen Fürstenversammlung für dies Denkmal kaiserlicher Gnade. Der Kaiser nahm diesen Dank mit einer solchen Zufriedenheit auf, daß man glauben konnte, er meine sich am Ziele. Aber schon am folgenden Tage übergab ihm der neue Kurfürst Moritz schriftliche Einwendungen, und der Markgraf Johann von Küstrin, so wie der Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken verweigerten die Annahme des Interims auf das bestimmteste. Dasselbe that, mit einer in seiner Lage doppelt ehrenvollen Standhaftigkeit, der entsetzte Kurfürst Johann Friedrich. Dagegen ließen sich die Augsburger durch die Gegenwart des Kaisers zum Gehorsam einschrecken, und in Ulm that die Spanische Besatzung dieselbe Wirkung. Einige Geistliche, die sich in der letztern Stadt widersetzten, wurden in Ketten gelegt. Um seine Maßregeln zu befestigten, schaffte Karl an beiden Orten die Zunftverfassung ab, und gab, wie es vormals gewesen (Th. VI. S. 58.), das Stadtregiment in die Hände der Patricier oder vornehmen Geschlechter. Denn bei der zünftigen Bürgerschaft herrschte die größte Vorliebe für die neue Lehre.

Auf demselben Reichstage wurde auch die feierliche Belehnung Moritzens mit dem Kurfürstenthum Sachsen vollzogen. Die Ceremonie geschah auf öffentlichem Markte zu Augsburg, und der abgesetzte Kurfürst sah aus seinem Fenster zu. Ein neuer Versuch Moritzens und Joachims II., den Landgrafen loszubitten, blieb wiederum ohne Erfolg; ja als die beiden Fürsten dem Kaiser vorstellten, es bleibe ihnen nun nichts übrig, als sich auf ihre Verschreibung

nach Kassel zu begeben, um sich zum Gefängniß zu stellen, ließ Karl sogleich dem Landgrafen die empfangene Verschreibung abfordern, deren Auslieferung dieser aber verweigerte.

Es scheint, als habe Karl, nachdem er das Schwert aus der Hand gelegt, nun erst wieder in Ruhe abwarten wollen, was die Protestanten weiter beginnen würden; denn nach geendigtem Reichstage (1548) verließ er Deutschland nach seiner Gewohnheit wieder, und brachte fast zwei Jahre in den Niederlanden zu. Hier stellte er den Ständen seinen Sohn Philipp zuerst vor, und ließ sie demselben, als seinem künftigen Nachfolger, mit großer Pracht huldigen. Während seiner Abwesenheit war Deutschland voll von Bewegungen wegen des Interims. Die Reichsstadt Constanz weigerte sich anfangs standhaft es anzunehmen, als sie aber deshalb in die Acht erklärt ward, ergriff die Bürger eine solche Verzagtheit, daß sie sich dem Könige Ferdinand ergaben, dem Hause Österreich für immer unterwarfen und die alte Lehre und Kirchenordnung wieder vollständig bei sich einführen ließen. Hierauf bequemten sich auch Lindau, Frankfurt, Regensburg und Strasburg zur Annahme des Interims, und dasselbe geschah in den meisten protestantischen Gebieten des Rheinlandes, Westphalens und Frankens. Anders stand es im Mutterlande der Lutherischen Lehre. Moritz wünschte damals freilich es mit dem Kaiser nicht zu verderben, noch weniger aber wollte er die Volksstimmung in seinen neuen Provinzen wider sich aufbringen. Nach unsäglicher Mühe kam es zu einer neuen Religionsordnung für Kursachsen (genannt das Leipziger Interim), welche aber, obschon die Wittenberger Theologen ihre Zustimmung gaben, Vielen noch viel zu papistisch schien.

Überhaupt nahmen der Widerstandsgeist gegen die kaiserliche Religionsordnung und die Schmähungen wider dieselbe und gegen ihre Verfasser, besonders gegen Agricola, immer mehr zu. Fast überall, wo das Interim eingeführt war, war es nur zum Schein geschehen, und selbst im Brandenburgischen behielt die Opposition die Oberhand. Hauptsitz und Mittelpunct des Widerstandes wurde die damals reichsfreie, blühende und reiche Stadt Magdeburg, deren Bürger die aus manchen Orten ihres Eifers wider das Interim wegen vertriebenen Lutherischen Prediger mit Freuden aufnahmen und ihnen nicht nur eine sichere Zuflucht, sondern auch alle Freiheit gewährten, ihre Erbitterung auszusprechen, so daß von hier aus eine Fluth von Streitschriften wider das Interim verbreitet wurde.

In dieser Stimmung befand sich das Deutsche Volk, als Karl von den Niederlanden aus einen neuen Reichstag nach Augsburg ausschrieb. Dieser währte vom Julius 1550 bis in den Februar des folgenden Jahres, und es wurde doch nichts Erhebliches ausgemacht. Die Furcht vor dem Sieger im Schmalkaldischen Kriege schien schon ganz verschwunden, denn trotz eines ausdrücklichen kaiserlichen Befehls, daß Jeder in Person erscheinen solle, hatten sich doch von allen weltlichen Fürsten nur zwei eingefunden. Die Execution gegen Magdeburg, welches der heftig erzürnte Kaiser schon 1549 von Brüssel aus in die Acht erklärt hatte, übernahmen die Reichsstände, und Moritz ward zum Oberbefehlshaber ernannt. Der junge Held machte sich noch während des Reichstags (Nov. 1550) auf den Weg, und umlagerte die Stadt mit großen Kriegesschaaren, brachte aber ein ganzes Jahr zu, ehe er sie zur Übergabe nöthigte.

Damals beschäftigte den Kaiser der Plan, seinem Sohne Philipp, dem er seine Erbstaaten hinterließ, dereinst auch die Römische Kaiserwürde zu verschaffen. Ferdinand weigerte sich aber, seinen und seiner Nachkommen Ansprüche aufzugeben, und ließ sich zuletzt nur zu einer Übereinkunft willig finden, kraft deren Philipp als Kaiser ihm, sein Sohn Maximilian aber diesem folgen solle. Sogleich verbreitete sich das Gerücht, Karl gehe damit um, das Kaiserthum in seinem Hause erblich zu machen, und erregte unter den Fürsten große Besorgnisse. Karl ließ nun zwar die Kurfürsten von dem eigentlichen Stande der Dinge unterrichten und forderte ihre Zustimmung zu der zwischen ihm und Ferdinand getroffenen Verabredung, aber auch darauf gingen sie keineswegs ein. Philipp, den der Vater mit nach Augsburg auf den Reichstag gebracht hatte, machte mit seinem stolzen, zurückhaltenden, finstern Wesen auf die Deutschen ohnehin einen sehr widerlichen Eindruck, und so gab Karl zuletzt die Hoffnung auf, seinen Plan durchzusetzen und schickte ihn wieder nach Spanien zurück.

Er selber verfügte sich von Augsburg nach Insbruck. Da nämlich der Papst Julius III. (der Nachfolger des am 10. Nov. 1549 gestorbenen Paul III.) es seinem Vortheil angemessener fand, das gute Verhältniß mit dem Kaiser wieder herzustellen, und demnach das Concil zu Trident 1551 wieder eröffnen ließ, wollte Karl in der Nähe desselben seyn. Zugleich fand er sich jetzt körperlich sehr übel, und sehnte sich nach Ruhe. Eine große Geldnoth machte es ihm überdies unmöglich, jetzt in der Mitte von Deutschland eine große Macht um sich her zu erhalten; daher wählte er zu seinem Aufenthalt diese entlegene Festung, die ihm Aufwand ersparte, und ihm

gleichsam zur Warte diente. Aber wie sorgsam er auch von derselben herabspähen mochte, doch entging ihm der Feind, dem es aufbehalten war, die Glaubensfreiheit siegreich zu rächen.

---

34. Moritz erzwingt den Passauer Vertrag.

(1552.)

Noch immer war der Landgraf von Hessen Karls Gefangener; ja da er einmal in den Niederlanden zu entfliehen gesucht hatte, ward er fast so hart wie ein gemeiner Verbrecher gehalten. Sein Gefängniß war ein noch nicht zehn Fuß langes Kämmerlein in der Citadelle von Mecheln, dessen Fenster man sogar vernagelt hatte. Moritz machte noch einige Versuche, seinen Schwiegervater zu befreien, aber der Kaiser blieb unerbittlich. Diese lange Schmach des unglücklichen Fürsten erweckte großen und allgemeinen Unwillen, vorzüglich aber kränkte sie den lebhaften Moritz, der seine Ehre und seine Freiheit für die seinige verpfändet hatte. Er hatte bei seinen Glaubensgenossen den häßlichen Flecken, seinen eignen Vetter beraubt zu haben, abzuwaschen; eine That, wie die Befreiung des Landgrafen, würde seinen Ruhm wieder hergestellt, und sein eignes Gewissen beruhigt haben. So entwickelte sich der Gedanke in ihm, da der Weg gütlicher Verhandlungen vergeblich sey, den der Gewalt einzuschlagen, und die Waffen, die er für den Kaiser geführt, jetzt wider ihn zu kehren. Auch konnte ja Niemand wissen, wessen sich die Protestanten nach Beendigung des Concils zum Kaiser zu versehen hatten.

Zur Ausführung dieses Planes kam dem jungen Für-

sten der Auftrag, Magdeburg zu belagern, sehr gelegen, oder vielmehr er hatte selbst deshalb um ihn nachgesucht. Er brachte dazu eine hinreichende Anzahl Truppen auf die Beine, die Kosten wurden aus der Reichscasse bestritten, und Moritz hatte Gelegenheit, seine Freunde dabei an sich zu ziehen. Zu diesen gehörte der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, und der ehemals Würtembergische Oberste Hans von Heydeck, ein trefflicher Krieger. Jenen sandte er insgeheim an den jungen König von Frankreich, Heinrich II., Franzens Sohn, um sich der Hülfe desselben zu versichern; diesen brauchte er als Unterhändler und Vertrauten bei der Belagerung von Magdeburg. Mit der letztern war es ihm natürlich kein großer Ernst, darum zog er sie absichtlich in die Länge, und bewilligte der Stadt zuletzt eine Capitulation, welche ihr den Worten nach völlige Unterwerfung auflegte, der That nach einen sehr guten Frieden gewährte. Es fehlte daher auch nicht an aufmerksamen Beobachtern, die aus Moritzens Betragen allerlei Verdacht schöpften. Ganz besonders fiel es auf, daß er nach beendigter Belagerung (Nov. 1551) die Truppen nicht entließ, sondern sie in Thüringen zusammenbehielt, wo sie allerlei Ausschweifungen begingen, und sich sogar an der Stadt Erfurt vergriffen. Diese Dinge machten selbst die in Trident befindlichen geistlichen Kurfürsten so besorgt, daß sie das Concilium verlassen wollten, um nach der Gefahr zu sehen, die ihren Ländern drohe. Aber der Kaiser schrieb ihnen selber, sie möchten sich doch nicht durch jedes flüchtige Gerücht in Furcht setzen lassen! Der Kurfürst habe sich durch Schreiben und Gesandte bei ihm gerechtfertigt, und werde nächstens selbst zu ihm nach Insbruck kommen. Überhaupt thue ihm Moritz solche Ver-

sicherungen, daß der Kaiser, wo anders einige menschliche Treue und Glauben auf Erden, sich nur Gutes zu ihm versehen könne. Eine solche Verstellung würde bei einem Deutschen Fürsten unerhört seyn, und der Kaiser, selbst Deutschen Stammes und Herkommens, könne unmöglich daran glauben. Jene Unordnungen seyen bloß daher entstanden, daß Moritz die Truppen nicht habe entlassen können, weil er ihnen den Sold noch schuldig geblieben sey. Jetzt aber habe der Kaiser ihm eine Summe anweisen lassen, und nun werde auch Moritz die Soldaten sogleich abdanken. Auf verschiedene unmittelbare Warnungen vor Moritz und Albrecht erwiederte er: er habe beiden Fürsten so wenig Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben, ja Beide so sehr mit Güte überhäuft, daß er gar nicht wüßte, wie sie dazu kommen könnten, so undankbar gegen ihn zu handeln.

Moritz brauchte die ausgesuchtesten Verstellungskünste, um den Kaiser in seiner Verdachtlosigkeit zu erhalten. Er that, als ob ihm das Tridentinische Concilium recht sehr am Herzen liege, und als ob ihm vor der Mißhandlung seiner Theologen bange sey. Daher suchte er beim Kaiser ein recht vollkommen sicheres Geleit für sie nach, und betrieb diese Angelegenheit zum Schein mit einem recht brennenden Eifer. Alsdann stellte er sich, als sey er schon mit den Zurüstungen zu einer Reise nach Insbruck beschäftigt, ja er miethete schon eine Wohnung daselbst, und ließ die Zimmer für sich gehörig einrichten. Noch mehr, er trat seine Reise selbst zum Scheine mit einigen seiner Räthe an, stellte sich aber nach einigen Tagen krank, und schickte seine Begleiter voraus, um dem Kaiser den Unfall zu berichten. Alles dieses bestärkte Karl in seiner Verblendung, und zu jenem Zutrauen, welches

er zu der Deutschen Treue hegte, kam bei ihm und seinen Räthen auch die Vorstellung, daß die Deutschen nicht klug und fein genug wären, um solche Ränke zu spinnen.

Im März 1552 zog Moritz seine Truppen rasch zusammen, und rückte mit ihnen in Franken vor. Hier stießen Hessische Völker zu den seinigen; und bald darauf vereinigte sich auch sein Freund Albrecht mit ihm bei Rothenburg ob der Tauber. Während sie mit schnellen Schritten nach Oberdeutschland zogen, sandten sie durch das ganze Reich Manifeste aus, worin sie ihr kühnes Unternehmen zu rechtfertigen suchten. Es ward dem Kaiser darin eine arglistige Staatskunst vorgeworfen; seine Wortbrüchigkeit gegen die Fürsten, denen er des Landgrafen Befreiung fest versprochen habe; seine Unzugänglichkeit und seine Umgebung von Ausländern, um welcher willen man erst fremde Sprachen lernen müsse, um ein Anliegen an ihn zu bringen; widerrechtliche Eingriffe in die Deutsche Staatsverfassung und das Bestreben, einen Fürsten nach dem andern unter das Joch zu bringen. Er habe, hieß es, die Reichssiegel auswärtigen Personen anvertraut, die weder mit der Sprache, noch mit dem Rechte der Deutschen bekannt wären; auch gegen seinen Schwur fremde Truppen in das Land geführt, welche die armen Unterthanen in Grund und Boden verderbt, ihnen Weib und Kinder geschändet, ja wider alle Natur gemißbraucht hätten; er habe die Entscheidung der Streitsachen sehr schwierig und kostbar gemacht, die Stände mit überhäuften und theueren Reichstagen geplagt, unerhörte Strafgelder ausgeschrieben, viele Festungen abgebrochen, und fast alles Geschütz aus Deutschland weggeführt. Er habe ferner das Kammergericht bloß mit katholischen Richtern besetzt, und viele Personen aus

den kaiserlichen Erblanden unter die Deutschen Fürsten und Stände eingeschoben, um durch dieselben eine Mehrheit der Stimmen auf den Reichstagen zu erhalten. Lauter Klagen, welche Diejenigen wohl rechtfertigen könnten, welche es unternähmen, solchen Anmaßungen ein Ziel zu setzen.

Zu Anfange des April war Moritz schon in Augsburg, und stellte hier, wie überall, den Lutherischen Gottesdienst und die vom Kaiser abgesetzten Prediger und Magistratspersonen wieder her. Von da ging er nach Ulm, und forderte Einlaß, Geld und Geschütz. Aber die Ulmer schlugen ihm Alles ab, und vertheidigten sich, als ihre Stadt nun angegriffen und beschossen wurde, so gut, daß Moritz für gut fand, die Belagerung nach einigen Tagen wieder aufzuheben. Sein Freund Albrecht von Brandenburg gab ihm auf diesen Zügen viel Anlaß zur Unzufriedenheit, indem er überall nur plünderte und sengte, und dem ganzen Unternehmen dadurch einen bösen Leumund zuzog. Moritz trennte sich daher von ihm, ließ ihn in Schwaben als Mordbrenner und Räuber schalten, und rückte mit seinem eigenen Heere allein vor. Der Kaiser war in einer übeln Lage. Seine Truppen hatte er theils nach Ungern, theils nach Italien entlassen, und an Gelde fehlte es ihm gänzlich. Genua und Venedig wollten ihm keinen Credit mehr geben, ob er ihnen gleich ungeheure Zinsen bot. Übrigens war mit Moritz zugleich Heinrich II. von Frankreich nach der Verabredung in Lothringen (das damals noch zum Deutschen Reiche gehörte) eingebrochen, und, indem er sich in einem Manifeste als den großmüthigen Schützer und Rächer der Deutschen Freiheit darstellte*), hatte er sich

*) Er sagt darin unter andern: indem er die Deutschen aus

durch Verrath der drei trefflichen Städte Metz, Toul und Verdun bemächtigt. Das waren die bösen Früchte einer Verbindung Deutscher Fürsten mit Frankreich, welches stets nur auf Gelegenheit gelauert hat, Deutschland zu berauben und sich die westlichen Gränzländer zu zueignen.

Kaum blieb dem Kaiser in der übeln Lage, in welcher er sich befand, etwas Anderes übrig, als zu unterhandeln. Sein Bruder Ferdinand übernahm das Ausgleichungsgeschäft, und lud den Kurfürsten zu einem friedlichen Gespräche nach Linz ein. Moritz erschien und trug seine Forderungen vor. Sie waren von der Art, daß Ferdinand sich unmöglich für sich allein darauf einlassen konnte. Er versprach aber, seines Bruders Entschließung darüber einzuholen. So ward eine neue Zusammenkunft zu Passau auf den 26. Mai verabredet, zu welcher auch viele andere Reichsfürsten eingeladen wurden. Man schied von Linz; Ferdinand ging nach Insbruck, Moritz nach Schwaben zu seinem Heere. Hier kam er den 8. Mai an. Noch achtzehn Tage waren es bis zu der versprochenen Zusammenkunft. Diese zu benutzen, rieth ihm sein glücklicher Genius. Er wollte auf Insbruck los, während der Kaiser ihn unthätig rastend glaubte. Gelang es ihm, denselben zu überfallen und in seine Hände zu bekommen, so war der Gewinn unermeßlich, und alle Bedingungen des Friedens, ja die ganze Verfassung des Reichs, hingen dann von Moritz ab, und waren schnell entschieden.

Gedacht, gethan. Die Verbündeten drangen in Ty-

ihrer Dienstbarkeit befreie, hoffe er einen unsterblichen Namen, wie vordem dem Flaminius in Griechenland zu Theil geworden, zu erlangen. Soll man dies für Unkunde oder für versteckten Hohn halten?

rol ein, und zerstreuten am 18. Mai bei Reuten einen schnell zusammengebrachten kaiserlichen Heerhaufen. Von hier gings auf die Ehrenberger Klause los, die gleichfalls mit kaiserlichen Kriegern besetzt war. Ein Schäfer zeigte einen geheimen Pfad, durch welchen der Felsen in der Nacht erstiegen ward, ehe die Besatzung etwas von des Feindes Ankunft gewahr worden war; ein gewaltsamer Sturm eröffnete ihm die Pforten, und die Kaiserlichen ergaben sich. Moritz stand nur noch zwei Tagemärsche von Insbruck; jetzt aber verlangte das Regiment Reifenberg das Geschenk, das nach alter Sitte dem Sturmlaufenden gereicht wurde, und fing, als es nicht gleich befriedigt war, eine Meuterei an, durch deren Beilegung Moritz einen ganzen Tag aufgehalten ward. Als er am 23. in Insbruck ankam, fand er den Kaiser nicht mehr, er war am 20. in der Nacht bei schrecklichem Regenwetter in größter Eil nach Trident zu entflohen. Sein ganzer Hofstaat und sein Bruder waren mitgezogen, der Kaiser wegen seiner Krankheit in einer Sänfte, die Übrigen zu Pferde, mehrere sogar in der Eil zu Fuße. Bediente mit Fackeln hatten ihnen durch die engen Pässe in den Tyroler Gebirgen den Weg erleuchten müssen. In Trident stäubte vor Schrecken das ganze Concilium aus einander; Karl kam nicht dahin, sondern wandte sich noch unterweges nach Villach in Kärnthen, wohin er auf ungebahnten, rauhen Pfaden gelangte. Moritz nahm sogleich dessen in Insbruck zurückgelassene Güter und Kostbarkeiten in Beschlag, und vertheilte die reiche Beute, welche sich im Schlosse vorfand, unter seine Soldaten. Nur von Ferdinands Sachen rührte er nichts an. Er ließ auch sogleich den Flüchtlingen nachsetzen, aber sie hatten schon einen zu großen Vorsprung gewonnen. So

gab er denn diese Hoffnung auf, und ritt gemächlich von Insbruck nach Passau zur Fürstenversammlung.

Der gewaltige Monarch, der vor fünf Jahren einen Kurfürsten von Sachsen absetzte, und schon enthaupten lassen wollte, war nun von einem Kurfürsten von Sachsen bis in den innersten Schlupfwinkel eines entlegenen Gebirgslandes gescheucht und beinahe selbst gefangen. Welche Verschiedenheit zwischen diesem Auftritte, und jenem, wo er zu Halle auf dem Throne den knieenden Landgrafen empfing, oder jenem frühern auf dem Schlachtfelde in der Lochauer Heide, als der blutende Kurfürst vor ihn geführt ward! Den Letztern ließ er, noch vor der Flucht aus Insbruck, seiner Haft entbinden, aber das Versprechen abnehmen, daß er bis auf Weiteres dem kaiserlichen Hoflager freiwillig folgen wolle.

In Passau hatten sich außer Ferdinand und Moritz mehrere Fürsten in Person eingefunden, andere hatten Gesandte geschickt. Moritz forderte Befreiung seines Schwiegervaters, beständigen Religionsfrieden, und daß seine Beschwerden wegen Verletzung der Reichsverfassung sogleich durch den Römischen König und die Fürsten untersucht und entschieden werden sollten. Es war dem Kaiser höchst empfindlich, sich solche Dinge mit Gewalt abtrotzen zu lassen, daher antwortete er den Fürsten, die in ihn drangen, den Frieden abzuschließen: nicht er müsse zum Frieden ermahnt werden, sondern die, welche ihn gebrochen, dieses läge den Fürsten vermöge ihrer Pflichten gegen ihn und das Reich ob. Hierauf verließ Moritz Passau, ging zum Bundesheere ab, und unternahm die Belagerung von Frankfurt, wo eine starke kaiserliche Besatzung lag. Indeß reis'te auch Ferdinand nach Villach, und es gelang ihm, den Kaiser zur Nachgiebig-

eit in den Hauptpuncten zu bewegen, doch so, daß er
hre Erledigung an eine Reichsversammlung verwies. Mit
ieser Erklärung kehrte Ferdinand nach Passau zurück (13.
ul.), und sandte von da den Böhmischen Kanzler von
lauen in das Lager bei Frankfurt, um Moritz davon
n Kenntniß zu setzen. Moritz sah, daß er sich bei län-
erer Weigerung auf einen schweren Kampf gefaßt ma-
hen müßte, dessen Gefahr er sich nicht verhehlen konnte.
Er wußte, welch ein mißliches Ding es sey, auf Ver-
ündete rechnen zu müssen. Der Markgraf Albrecht gab
hm schon ein warnendes Beispiel, und der junge Prinz
on Hessen wollte auch weiter nichts, als seinen Vater
efreit sehen, und dann die Waffen niederlegen. Auch
onnte, im Falle die Reihe geächtet zu werden nun ihn
reffen sollte, der abgesetzte Kurfürst in Sachsen gefähr-
iche Bewegungen erregen. So kam denn in den letzten
Tagen des Julius der Vertrag zu Passau zu Stande.
Nach demselben erhielt der Landgraf Philipp seine Frei-
eit, mußte aber geloben, die Hallische Capitulation zu
alten, und seine Gefangenschaft nicht zu rächen. Die
Religionssache sollte auf dem nächsten innerhalb sechs
Monaten zu haltenden Reichstage entschieden werden;
uf demselben wolle man berathschlagen, durch welche
Mittel die Uneinigkeit in Glaubensangelegenheiten geho-
en werden könnte, mittlerweile solle keiner den andern
eswegen anfechten. Auch die Erledigung der Beschwer-
en, die Moritz erhoben, sollte auf diesen Reichtag ver-
choben werden. Das Kammergericht sollte beiden Reli-
gionsverwandten mit gleicher Gerechtigkeit dienen, auch
ollten die Richter aus beiden Parteien gewählt werden
önnen; allen in den Aufstand gegen Karl verflochtenen
Personen sollte verziehen, und denen, die wegen des

Schmalkaldischen Krieges geächtet worden, die Acht erlassen seyn. In einem besondern Nebenvertrage war auch noch die Bestimmung hinzugefügt: „daß es bei dem verabredeten Friedensstande bleiben sollte, auch wenn kein Religionsvergleich zu Stande gebracht würde." Dies war es, was dem Passauer Vertrage seine große und entscheidende Wichtigkeit gab, da alle bisherigen Friedensversicherungen von einer künftigen Vereinigung über die Religion abhängig gemacht waren, und also immer in eine ungewisse Zukunft blicken ließen. Daß die Protestanten endlich auf diesen seit einem Menschenalter vergeblich gesuchten Punct gekommen waren, war Moritzens Werk, das er eben so ungehofft als schnell, wie mit Einem Schlage und mit geringem Blutvergießen vollbracht hatte. Er führte seine Truppen jetzt nach Ungern gegen die Türken, aber seine Uneinigkeit mit dem kaiserlichen Befehlshaber ließ es zu keiner erheblichen Unternehmung kommen.

---

35. Karls letzte Feldzüge und Moritzens Tod.

(1552—1555.)

Karls sehnlichstes Verlangen war jetzt, nachdem die inneren Händel vorläufig beigelegt waren, als Kaiser die Würde des Deutschen Reiches wider seine äußeren Feinde zu schützen, die Franzosen für ihren Einfall zu züchtigen, und sie wieder aus Lothringen zu vertreiben. Ja, so schwach und krank er auch war, so setzte er sich's doch vor, persönlich zu Felde zu ziehen, gleich als wollte er seinen gesunkenen Ruhm wieder herstellen, es koste was es wolle. Er reisete daher nach den Niederlanden, und

betrieb die Rüstungen mit Eifer; denn noch in diesem Jahre sollte der Streit entschieden seyn. Aber die beste Zeit des Jahres war schon vorüber, als er mit dem Heere vor Metz ankam. Diese Stadt galt damals nicht nur für eine der stärksten Festungen, sondern war auch gerade jetzt von den Franzosen mit allen nöthigen Vorräthen so wohl versehen worden, und hatte an dem Herzog Franz von Guise einen so geschickten Vertheidiger, daß Karl lange Zeit vergeblich seine Kräfte gegen sie aufbot. Mit seiner gewöhnlichen Beharrlichkeit schwur er jedoch, er wolle entweder die Stadt erobern, oder vor ihr sterben. Seine Truppen beeiferten sich, so sehr sie konnten, seinen Willen zu erfüllen; er selber ließ sich überall in der Sänfte umhertragen, um die aufgeworfenen Werke in Augenschein zu nehmen und die Arbeiter aufzumuntern; aber der Winter übereilte ihn, und die Felder waren schon mit Schnee bedeckt, als seine Krieger noch unter den leinenen Dächern lagerten, wo Krankheiten aller Art täglich Hunderte wegrafften. „Ich sehe wohl, rief der Kaiser aus, Fortuna ist ein Weib wie alle Weiber; nur jungen Männern ist sie hold und den Alternden kehrt sie den Rücken.“ Nur die dringendsten Vorstellungen seiner Officiere und der rührende Anblick so vieler Hunderte von kranken Kriegern, die bleich und vor Kälte starr auf dem eisigen Boden lagen, konnten ihn bewegen, am zweiten Weihnachtstage die Belagerung aufzuheben, und nach Hause zu ziehen. Ein Ausfall der Franzosen brachte das Heer bei seinem Rückzuge so in Unordnung, daß man alle Kranke im Stich lassen mußte. Diese Gelegenheit versäumte der Herzog von Guise nicht, den Ruhm seiner Tapferkeit noch durch den der Menschlichkeit zu erhöhen. Er ließ die sämmtlichen Kranken in

sein Lazareth bringen und sie mit größter Sorgfalt verpflegen, und sandte die Hergestellten mit einem Geschenk an Gelde in ihre Heimath zurück. — Karl, verdrüßlich und krank, brachte den Winter in Brüssel zu, und machte Pläne zur Fortsetzung des Krieges für das folgende Jahr.

Deutschland würde jetzt der vollkommensten Ruhe genossen haben, wenn der unruhige Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach hätte bewogen werden können, die Waffen niederzulegen. Der Passauer Vertrag, meinte er, kümmre ihn nicht, und Moritz habe sehr unrecht gethan, ihn abzuschließen. Daher setzte er den Krieg gegen die katholischen Reichsstände an der Spitze seiner Schaaren keck fort, als Bundesgenosse Frankreichs, aber auch mit wahrhaft Französischer Raubsucht. Die geistlichen Bisthümer am Rheine und in Franken und viele Städte brandschatzte er fürchterlich, ja er ließ Kirchendächer abdecken und die Kirchen selber plündern. Der Kaiser vermochte ihn zwar, aus den Diensten des Königs von Frankreich in die seinen zu treten, aber nichts-desto weniger trieb er sein Wesen fort, so daß man in Deutschland dadurch auf die Meinung gebracht ward, er erhalte geheime Aufmunterung und Unterstützung vom Kaiser, der ihn als einen Feind Moritzens vielleicht in der Folge zu großen Absichten gebrauchen wolle. Es entstanden zwei Verbindungen gegen den Ruhestörer, die eine jedoch ohne Entschlossenheit zum Handeln, aber die zweite desto thätiger, weil Moritz, der dem Vaterlande helfen wollte und auch durch jene Gerüchte aufgeregt war, dazu gehörte. Er griff das Werk sogleich mit Ernst an, und rückte in Verbindung mit dem Herzoge Heinrich von Braunschweig auf den Markgrafen los, der damals Niedersachsen mit seinen Schaaren heimsuchte. Die Verbün-

eten trafen ihn bei Sieversshausen auf der Lüneburger Heide, und griffen ihn auf der Stelle an. Das Treffen war blutig, und endete mit der Niederlage des markgräflichen Heeres (9. Jul. 1553), aber es kostete dem Herzog von Braunschweig zwei Söhne, und der treffliche Moritz selbst ward gleichfalls tödtlich verwundet. Zwei Tage darauf hauchte er seine große Seele aus, im zwei und dreißigsten Lebensjahre. Granvella gab auf die Nachricht ein großes Freudenmahl; Karl soll mit Davids Worten ausgerufen haben: „O Absalon, mein Sohn, mein Sohn!" Der Bruder des Getödteten, August, hatte schon zu Augsburg die Mitbelehnung erhalten, es trat aber jetzt Johann Friedrich auf und verlangte die Zurückgabe der verlorenen Würde und Länder. Indeß wurde unter Vermittelung des Römischen Königs und des Königs von Dänemark am 24. Februar 1554 zwischen den beiden Sächsischen Häusern zu Naumburg ein Vertrag geschlossen, welcher dem Albertinischen die Erwerbungen und Vortheile der Wittenberger Capitulation von Neuem bestätigte, bis auf Altenburg und einige andere Ämter, die den Besitzungen der Ernestinischen Linie noch hinzugefügt wurden.

Albrecht hielt sich nach der Schlacht bei Sieversshausen noch eine Zeitlang im Braunschweigschen, wurde aber von den verbündeten Truppen nochmals am 12. September geschlagen und ins Thüringische getrieben. Jetzt wurde die Achtserklärung wider ihn erlassen und vom Kaiser bestätigt, er jedoch wies fortwährend alle Vergleichsvorschläge mit stolzer Verachtung ab, und erst nach einem höchst ausdauernden und tapfern Widerstande konnte er gezwungen werden, nach Frankreich zu flüchten (im Jun. 1554). Nach zwei Jahren kehrte er aber nach

Deutschland zurück, und fand bei seinem Schwager, dem Markgrafen von Baden, Aufnahme auf dem Schlosse zu Pforzheim. Dort starb er (8. Jan. 1557), fünf und dreißig Jahre alt, ehe es seinen Verwandten gelungen war, seine Wiedereinsetzung, die sie auf dem Wege der Unterhandlung betrieben, zu bewirken.

Karl war in demselben Jahre, da Moritz fiel, wieder gegen die Franzosen ins Feld gerückt, denn noch immer waren diese Meister von Lothringen. Seine Feldherren hatten Terouanne belagert, erobert und geschleift, als der junge König Heinrich II. sich in Person mit einem zahlreichen Heere aufmachte, um sie zurückzuschlagen. Karl hörte dies nicht sobald, als er sich in einer Sänfte ins Lager fahren ließ, um die Seinigen gleichfalls persönlich zu befehligen. Es ward aber von beiden Seiten nichts ausgerichtet, der Winter übereilte die Streitenden abermals, und so zogen sich beide Parteien wieder zurück.

In dem darauf folgenden Winter gelang Karln eine Unterhandlung mit England, welche die Vermählung seines Sohnes Philipp mit der Englischen Königin Maria zur Folge hatte. Die Franzosen ärgerten sich sehr darüber; wirkliche Vortheile aber gewährte die Verbindung um so weniger, da die Ehe kinderlos blieb, und auch nicht einmal lange währte. Die Vermählungskosten hatten Karls Geldmittel so erschöpft, daß er sehr verlegen war, als der König von Frankreich im nächsten Frühling (1554) den Krieg in Lothringen mit frischer Kraft erneuerte. Mit vieler Mühe, jedoch sehr spät, brachte er endlich noch ein Heer zusammen, und ließ sich demselben abermals in seiner Sänfte nachtragen. Allein der Erfolg war wie im vorigen Jahre. Die Franzosen

schlossen sich in ihre Festungen ein, und Karl, der sie da nicht heraustreiben konnte, begnügte sich damit, die Picardie zu verheeren. Im folgenden Jahre (1555) ward genau das nämliche Schauspiel wieder aufgeführt. Beide Monarchen quälten sich einander mit gegenseitigen Feindseligkeiten ab und zersplitterten ihre Kräfte in fruchtlosen Reibungen. Endlich ließ Karl in einem am 5. Februar 1556 zu Vaucelles geschlossenen Waffenstillstand die Franzosen im Besitz des Eroberten, und vererbte die Fortsetzung des Krieges auf seinen Nachfolger, unter welchem erst der Friede zu Stande kam.

---

36. Der Religionsfriede zu Augsburg.

(1555.)

Nicht weniger Mißmuth als diese Französischen Händel erweckte dem durch seine zunehmende Krankheit ohnehin völlig verstimmten Kaiser der Gedanke, daß auch ein anderes Werk, an dem er während seiner ganzen Regierung gearbeitet, zerstört sey, die Wiederherstellung der Religionseinigkeit in Deutschland, die nach seiner Meinung freilich ziemlich mit der Herrschaft des alten Kirchenthums zusammenfiel, mit Verbesserungen freilich, die auch er für wünschenswerth hielt, sie aber von der Entscheidung des Concils, dem er die höchste Autorität beilegte, abhängig machte. Durch den Drang der Umstände zu unwilliger Nachgiebigkeit genöthiget, wollte er seinem kaiserlichen Ansehen wenigstens nicht so viel vergeben, bei den Verhandlungen darüber den Vorsitz zu führen, und überließ daher Alles seinem Bruder Ferdinand. Dieser war nun mit Ernst darauf bedacht, die Religions-

streitigkeiten endlich abzuthun, und schrieb schon 1553 zweimal einen Reichstag aus, ohne die Fürsten bewegen zu können, denselben zu besuchen. Er verlängerte den Termin hierauf noch zweimal im künftigen Jahre, aber wieder umsonst. Endlich ward der Reichstag auf Martini 1554 zu Augsburg angesetzt. Ferdinand erschien daselbst am 29. December, fand aber keinen einzigen Reichsstand vor, und mußte sie noch einmal einladen. Auch da stellten sich nur sehr wenige in Person ein, doch schickten die meisten Gesandte. Mit diesen konnten endlich am 5. Februar 1555 die Sitzungen eröffnet werden. Daß hier die Sachen einen andern Gang nehmen würden, als auf den vielen Reichsversammlungen, die bisher zur Wiederherstellung der Einigkeit zusammenberufen worden waren, konnte man schon aus dem Vortrage abnehmen, mit welchem Ferdinand die Versammlung eröffnete, da er darin zu erkennen gab, daß man hier nicht sowol auf Mittel denken müsse, die verschiedenen Meinungen zu vereinigen, als vielmehr darauf, wie der Friede im Reiche auch bei der fortdauernden Verschiedenheit der Meinungen erhalten werden könne. So war man denn endlich auf den Gedanken einer gegenseitigen Duldung gekommen, zu dem aber auch die Lage der Dinge gewaltig drängte, weil man nach so vielen fruchtlosen Versuchen wohl belehrt seyn mußte, daß ohne Duldung an keine Ruhe zu denken sey. Dennoch stritt man bis zum Abschlusse des Friedens noch über ein halbes Jahr, und das zweier Puncte wegen, die allerdings beiden Parteien wichtig genug erscheinen mußten. Die Protestanten wünschten nämlich die Freistellung der Religion nicht bloß auf die unmittelbaren Reichsstände bezogen zu wissen, sondern auch auf mittelbare prote-

stantische Stände katholischer Landesherren, konnten aber nichts bewirken, als die Bewilligung eines freien Abzuges für Unterthanen, welche der Religion wegen auswandern wollten, und ein allgemeines Versprechen, daß die der evangelischen Lehre schon seit Jahren zugethanen Unterthanen geistlicher Stände der Religion wegen nicht bedrängt werden sollten. Ein deutlicher Beweis, wie weit man noch von dem Grundsatze eigentlicher Gewissensfreiheit entfernt war. Zu nicht weniger hartnäckigen Händeln führte die zweite Frage: ob die Bischöfe und andere Prälaten, welche zur Lutherischen Lehre übergingen, ihre reichen Stifter und Pfründen behalten sollten, oder nicht. Die Katholischen verlangten, die geistlichen Stände müßten von der Freistellung der Religion in so fern ausgenommen werden, daß bei ihnen der Übertritt von der alten Religion zur neuen den Verlust ihres Amtes und Standes unmittelbar nach sich ziehe. Von diesem geistlichen Vorbehalt (reservatum ecclesiasticum), wie es genannt wurde, wollten sie so wenig nachlassen, daß Ferdinand sogar erklärte, er wolle lieber auf der Stelle davon reiten, als den Geistlichen den Übertritt zum Lutherthum freistellen. Es ist auch nicht befremdend, daß die Katholischen diesen Punct so eifrig und hitzig vertheidigten. Bei der noch immer wachsenden Neigung der Deutschen, zum Protestantismus überzugehen, konnten sie kaum hoffen, diesem durch irgend ein Mittel einen kräftigern Damm entgegen zu setzen, als durch den Verlust so schöner Länder und Güter, mit welchem seine Annahme die geistlichen Herren bedrohte. Sollte nun das ganze Friedenswerk darüber nicht rückgängig werden, so mußte man sich endlich mit der Übereinkunft begnügen, sich wegen dieses Punctes — nicht

zu vereinigen. Der geistliche Vorbehalt wurde demnach zwar in das Friedensinstrument gerückt, aber mit dem ausdrücklichen Zusatze, daß sich die Stände darüber nicht haben vergleichen können.

Am 26. September ward endlich der Religionsfriede unterzeichnet. Außer jenen beiden Puncten war der Hauptinhalt desselben, daß sowol die Stände, die sich zur Augsburgischen Confession, als die, welche sich zur alten Religion bekennten, völlig gleiche und ungestörte Freiheit genießen sollten. Diejenigen aber, welche zu keiner von beiden Religionen gehörten, sollten von diesem Frieden ausgeschlossen seyn. Die eingezogenen Kirchengüter, welche nicht unmittelbaren Reichsständen zugehörig, und in deren Besitz die Geistlichen zur Zeit des Passauer Vertrages nicht gewesen, sollten den Protestanten verbleiben. Weder protestantische noch katholische Stände sollten einander zum Übertritt zu verleiten suchen, oder fremde Unterthanen wider ihre Obrigkeit in Schutz nehmen.

So war also endlich der Zweck erreicht, um deswillen Deutschland seit fünf und dreißig Jahren so viele Angst erlitten, und in den letzten Jahren von Spaniern und Italienern verheert und bedrängt worden war; um deswillen so viel wackeres Volk sein Leben gelassen, und zwei der angesehensten Fürsten ein schmachvolles Schicksal erlitten hatten. Der eine derselben, der Kurfürst Johann Friedrich, erlebte diesen Frieden nicht mehr; er war das Jahr zuvor gestorben, mit aller der Ergebung und dem schönen frommen Sinne, die ihn im Leben ausgezeichnet hatten. Der andere, Landgraf Philipp, war durch sein unerwartetes Unglück stumpf geworden. „Nichts, sagte er zu einem Gesandten König Ferdinands,

schmerze ihn von seiner ganzen Gefangenschaft mehr, als daß ihm die Schelmen Bauern unterdessen seine schöne Wildbahn ruinirt haben würden; alles übrige getraue er sich wieder gut zu machen, nur das nicht." Traurig, daß ein männlicher Sinn so platt gedrückt werden konnte!

---

37. Karls V. Abdankung und Tod.

In dem Gemüthe des Kaisers stiegen indeß Mißmuth, Unbehaglichkeit und Überdruß an den Welthändeln immer höher. Die Gicht, mit der er lange behaftet war, hatte seit den Anstrengungen der letzten Feldzüge an Stärke so gewonnen, daß er den Geschäften nur noch mit der größten Anstrengung obliegen konnte. Er wurde darüber so schwermüthig, daß er fast nicht aus dem Zimmer kam, sich außer seinen Schwestern, den Königinnen von Ungern und Frankreich, und seinen vertrautesten Dienern, von Niemanden sehen und sprechen ließ, und einmal neun Monate lang weder einen Brief noch einen Befehl zu unterschreiben bewogen werden konnte. Alles dieses bestärkte ihn in einem Gedanken, den er schon seit einigen Jahren mit sich herumtrug, sich nämlich, wie Diocletian, an dessen Abdankung er immer gern gedacht hatte, in die entlegenste Dunkelheit des Privatlebens zurückzuziehen, und das mißliche Spiel jüngeren Leuten, entweder zum völligen Verlust, oder zur Verbesserung zu überlassen. Seine beide Schwestern hatten ihm versprochen, sich mit ihm in die Einsamkeit zu begeben. Endlich, nach langen Kämpfen, führte er im Herbste 1555 den Entschluß, aller irdischen Hoheit zu entsagen, wirk-

lich aus, einen Entschluß, der, in seiner Lage, gewiß zu den großartigsten gehört, die in der Geschichte des menschlichen Herzens vorkommen *). Er ließ seinen einzigen Sohn Philipp aus England nach Brüssel herüber kommen, und bestimmte den 25. October zur feierlichen Abtretung der Niederlande. In einem großen Saale, worin die Deputirten sämmtlicher Niederländischen Stände und viele Personen vom höchsten Adel versammelt waren, saß Karl auf einem Lehnstuhle, und neben ihm stand seine Schwester Maria, die Statthalterin der Niederlande, und sein Sohn Philipp, der damals als Gemahl der Königin Maria den Titel eines Königs von England führte, und dem Karl bei Gelegenheit dieser Vermählung schon das Königreich Neapel überlassen hatte. Einer von Karls Räthen verlas eine Urkunde, kraft deren der Kaiser die Niederlande seinem Sohne feierlichst abtrat, und sodann erhob sich der kranke Monarch selbst von seinem Sessel, und hielt, gestützt auf die Schultern des Prinzen von Oranien, mit Hülfe eines kleinen Aufsatzes, eine Rede, bei deren Anhörung die ganze Versammlung in Thränen schmolz. Er sagte darin mit Würde, doch ohne Prahlerei, wie er seit seinem siebzehnten Jahre alle Gedanken allein auf die ruhmvolle Regierung so vieler ihm anvertrauten Reiche gerichtet, wie wenig Zeit zur Muße er übrig gehabt, und wie noch weit weniger er auf seine persönlichen Vergnügungen gewendet habe. Unablässig, betheuerte er, habe er überall mit eignen Augen zu sehen gesucht, daher sey seine Regierung eine stete Pilgerschaft

*) To descend voluntarily from the supreme to a subordinate station, and to relinquish the possession of power in order to attain the enjoyment of happiness, seems to be an effort too great for the human mind. Robertson.

gewesen. Neunmal habe er Deutschland, sechsmal Spanien, viermal Frankreich, siebenmal Italien und zehnmal die Niederlande besucht; zweimal sey er in England und eben so oft in Afrika gewesen, und überhaupt habe er elf Seereisen gemacht. Jetzt erinnere ihn sein hinfälliger Körper, sich aus dem Gewühl der irdischen Geschäfte zu entfernen, und ihre Last auf jüngere Schultern zu wälzen. Habe er während seiner vielen Zerstreuungen und Anstrengungen etwas Wichtiges versäumt oder nicht recht gemacht, so bitte er Alle, die dadurch gekränkt worden, recht herzlich um Verzeihung. Er selber werde seiner treuen Niederländer bis an sein Ende in Liebe gedenken, und Gott für ihre Wohlfahrt anflehen.

Hier wandte er sich an seinen Sohn, der auf ein Knie niedersank, und seine Hand küßte. Er erinnerte ihn, wie würdig er schon seines kindlichsten Dankes seyn müßte, wenn er ihm so viele blühende Länder nach seinem Tode hinterließe, wie sehr aber die väterliche Wohlthat noch dadurch an Werth gewinne, daß er ihm das alles schon jetzt bei seinen Lebzeiten freiwillig abtrete. Nach den dringendsten Ermahnungen zu einer ruhmwürdigen und gerechten Regierung, mit denen er die Rede schloß, sank er zuletzt athemlos und entkräftet in den Sessel zurück.

Im Januar des folgenden Jahres (1556) geschah zu Brüssel die nicht minder feierliche Abtretung von Spanien mit allen sowol in der alten als in der neuen Welt davon abhängigen Ländern; und durch ein am 7. September erlassenes Schreiben überwies Karl die Kurfürsten, Fürsten und Stände des Deutschen Reichs an seinen Bruder Ferdinand.

Am 17. September schiffte er sich mit seinen beiden

Schwestern nach Spanien ein. Ihn begleitete eine glänzende Flotte von Spanischen, Flandrischen und Englischen Schiffen, mit der er bei Laredo in Biscaya landete. Als er den Spanischen Boden bestieg, fiel er auf die Kniee, und küßte die Erde. Ein wehmüthiger Gedanke an die Nichtigkeit irdischer Größe durchflog seine Seele. In Burgos entließ er den größten Theil seiner Dienerschaft, und begab sich dann nach Valladolid, wo sich auf sein Geheiß auch seine Schwestern von ihm trennten. Er hatte sich schon vorher zu seinem künftigen Ruheplatz neben dem Hieronymitenkloster Juste in Estremadura, in einer wegen ihrer Schönheit und gesunden Luft berühmten Gegend, ein kleines Haus erbauen lassen. In dieser Einsamkeit verlebte er den Rest seiner Tage, und theilte seine Zeit zwischen dem Gartenbau, der Beschäftigung mit allerlei künstlichen mechanischen Zusammensetzungen, die er sehr liebte, und Andachtsübungen. Letztere hatte er auch in seinem geschäftigsten Leben so wenig vernachlässigt, daß man schon in seinem dreißigsten Jahre von ihm zu sagen pflegte: der Kaiser rede mehr mit dem lieben Gott, als mit Menschen. Daß Gott ihn die Nichtigkeit der irdischen Größe habe einsehen lassen, erklärte er für eine größere Wohlthat, als daß er dieselbe jemals besessen. Sechs Monate vor seinem Tode entsagte er, von Gewissenszweifeln geängstiget, jeder Erheiterung und Erholung, und lebte mit mönchischer Strenge unter harten Bußübungen. Ja er kam in dieser düstern Stimmung, nach der Erzählung einiger Schriftsteller, kurz vor seinem Ende auf den seltsamen Gedanken, sein eignes Leichenbegängniß zu feiern. Er ließ in der Klosterkirche ein prächtiges Trauergerüst aufrichten, und für die Ruhe seiner Seele ein feierliches

Todtenamt halten, dem er selbst beiwohnte. Der heftigen Bewegung, die ein so erschütternder Auftritt in Karls Gemüth bewirken mußte, erlag sein siecher Körper. Er wurde am folgenden Tage von einem Fieber ergriffen, welches in einigen Wochen seinem Leben ein Ende machte (21. Sept. 1558).

Die Urtheile über diesen berühmten, in mehr als einer Hinsicht groß zu nennenden Monarchen sind sehr verschieden ausgefallen; im Ganzen hat der laute Tadel vieler Französischer und protestantischer Geschichtschreiber so das Übergewicht behalten, daß die Nachwelt in ihm meistens einen vom heftigsten Ehrgeiz beherrschten Fürsten erblickt, welcher das Wohl seiner Völker der Eroberungssucht und Ländergier zum Opfer bringt, ja wol gar die Errichtung einer Universalmonarchie bezweckt. Die Franzosen können es ihm, nach ihrer gewöhnlichen Parteilichkeit, nicht vergeben, daß er der beharrliche Gegner eines von ihnen besonders hochgeschätzten Königs blieb; verzeihlicher ist es, wenn die Protestanten einem Fürsten, der ihrer entstehenden Kirche zuwider war, nicht volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber bei einer unbefangenen Betrachtung der Dinge bewähren sich die Beschuldigungen des Ehrgeizes und der Ländergier als grundlos, Franzens Vergrößerungssucht erscheint vielmehr als der eigentliche Grund der Kriege, und Karl, diesem Könige gegenüber, nur großartig und gerecht. Am nachtheiligsten ist es dem Ruhme des Kaisers geworden, daß seine Regierung in die Zeit der Kirchenverbesserung fällt, und sein besonnenes Abwägen der Verhältnisse, der glühenden Begeisterung eines Luther gegenüber, unmöglich glänzend in die Augen fallen kann. Zwar gleichgültig gegen die Religion war er keineswegs, aber der

frische und kühne Glaubenseifer, der in die Zeit getreten war, war ihm fremd, obschon er keineswegs geneigt war, die Hartnäckigkeit und Erstarrung, mit welcher sich das verblendete Rom gegen die neue religiöse Erregung zu halten und zu befestigen gedachte, durch Gewaltmittel zu unterstützen. Dem beunruhigten und gespaltenen Deutschland Friede und Einigkeit, und der gänzlich gesunkenen Kaiserwürde wieder Ansehn zu geben, hielt er für seine Pflicht; daher der Krieg wider die Fürsten, deren Ungehorsam er für unverträglich mit der Reichsverfassung hielt, den er aber nicht führte, wie Mehrere geglaubt haben, um die Stände despotisch zu unterdrücken, noch lange vorher schon künstlich vorbereitete. Nach dem Schmalkaldischen Kriege, wo Furcht vor dem Sieger alle Gemüther eingenommen hatte, war die Lage der Dinge lockend genug zu einem Versuche, die Deutsche Verfassung umzustürzen, wenn Karl die Absicht und die Neigung dazu gehabt hätte. Nur gegen die überwundenen Fürsten verließ ihn die Mäßigung. Die Behandlung des Landgrafen zumal bleibt ein Flecken in seiner Geschichte; es hat sich aber auch keine That seines Lebens so schwer und bitter an ihm gerächt als diese.

In seiner Jugend war Karl ein schöner, starker Mann, und in ritterlichen Übungen nach der Weise damaliger Zeiten sehr geschickt gewesen. Einst war er zu einem Ritterspiel Spanischer Edelleute verkappt erschienen, und hatte unerkannt den ersten Dank davon getragen; ein Zug, durch den er sich bei den Spaniern sehr beliebt gemacht. Noch sey hier bemerkt, daß er der erste Monarch gewesen ist, der sich den Titel Majestät beigelegt hat, da man vorher Kaiser und Könige Ew. Hoheit und Ew. Gnaden anzureden pflegte.

38. Ferdinand I.

(1556 — 1564).

Die Nachfolge Ferdinands in der Deutschen Kaiserwürde ging nicht ohne alle Einwendungen ab. Papst Paul IV. (seit 1555), ein dem Österreichischen Hause feindseliger Mann, ließ es sich beigehen, die Sprache des dreizehnten Jahrhunderts zu reden, und wollte Ferdinand nicht anerkennen, weil eine Abdankung ohne päpstliche Einwilligung keine Gültigkeit haben könne. Ferdinand suchte ihn vergeblich auf andere Gedanken zu bringen, zuletzt kehrte er sich an seine Halsstarrigkeit nicht mehr. Die Kaiser betrachteten ihr Verhältniß zu den Päpsten schon mit ganz anderen Augen als ein halbes Jahrhundert früher. Den Römerzug zur Krönung that vollends keiner mehr, obgleich einer der folgenden Päpste (Sixtus V.) ihnen dazu einen eigenen prächtigen Krönungspalast in Rom bauen ließ.

Ferdinand hat bei Protestanten und Katholiken das Lob eines guten Regenten davongetragen. Die Erfahrungen, die er unter der vorigen Regierung in so reichem Maße zu machen Gelegenheit gehabt, hätten ihn Mäßigung lehren können, wenn nicht schon sein sanfterer Charakter ihn darauf geführt hätte. Selbst die Verhältnisse in seinen Erbstaaten, wo es viele Protestanten gab, zwangen ihn zur Duldung. Er bedurfte stets des Beistandes seiner Stände, weil der Unruhen in Ungern kein Ende war, und Soliman noch immer drohte; und so mußte er gegen seine Unterthanen in Religionssachen nachsichtig seyn, so ungern er es auch that, denn er war von ganzer Seele Katholik. Ernstlicher widersetzten sich die gleichfalls streng katholischen Herzoge von Baiern

der Lutherischen Lehre, da sie durch keine Rücksichten gebunden waren, so daß Baiern in der That dasjenige Land ist, in welches der Protestantismus den allerwenigsten Eingang gefunden hat, so wie außer diesem die eigentlich geistlichen Länder, deren Besitzer es freilich wol mit dem Glauben halten mußten, der sie, nach dem geistlichen Vorbehalt, in dem Besitz ihrer Erzbisthümer, Bisthümer und Abteien schützte. Protestanten waren dagegen alle drei weltliche Kurfürsten, Brandenburg, Sachsen und Pfalz, desgleichen der Landgraf von Hessen, der Herzog von Würtemberg und viele kleinere Reichsfürsten und Städte.

Der Religionsfriede war nun zwar geschlossen, aber wie das Meer nach heftigem Sturme noch eine Zeitlang hohe Wellen wirft, so konnten auch die Gemüther, die bisher so lange geängstigt worden waren, noch nicht sogleich zur Ruhe kommen. Wie sich beide Religionsparteien haßten, so fürchteten sie einander auch; jeder durchreisende Eilbote, jeder ausgehobene Söldnerhaufe ließ sie schon neue Verschwörungen und Bündnisse fürchten. Die tollsten Gerüchte durchkreuzten sich, und die schrecklichsten fanden immer den meisten Glauben. An Orten, wo Lutheraner und Katholiken zusammen lebten, herrschte zwischen beiden die feindseligste Spannung, und die Partei, welche jedesmal die stärkere war, drückte die andere bei jeder Gelegenheit. Darüber entstanden bald laute Klagen, die dann auch wieder vor die Reichstage gebracht wurden. Die Abneigung zwischen Lutheranern und Katholiken war fast nicht geringer als die zwischen Juden und Christen; sogar durch die Kleidung suchte man sich zu unterscheiden, um nichts mit den Gegnern gemein zu haben. Aber diese beiden Parteien waren

bald nicht mehr die einzigen im Reiche. Nicht nur breiteten sich von der Schweiz und Frankreich her die Reformirten in den südlichen Provinzen aus (der Kurfürst von der Pfalz schlug, unter den Fürsten, sich zuerst zu ihnen), sondern die Lutheraner selbst zerfielen in zwei Schulen, wovon die eine nach Melanchthons Weise eine gemäßigte Sprache führte, die andere hingegen mit wüthendem Eifer jeden Buchstaben von Luthers Behauptungen verfocht, und ihm keine geringere Autorität und Untrüglichkeit, als die Katholiken dem Papste, beilegte.

Pauls IV. Nachfolger, Pius IV. (seit 1559) sah sich genöthigt, das seit dem von Moritz gegen Karl V. erregten Krieg aufgelöst'te Concilium zu Trident abermals auszuschreiben; und so wurden denn die Sitzungen desselben im Januar 1562 wieder eröffnet, im December 1563 gänzlich geschlossen. Das Ergebniß dieses so eifrig betriebenen und ersehnten, so geräuschvoll angekündigten Concils entsprach den Erwartungen, die man für die Herstellung des Kirchenfriedens davon gehegt hatte, keineswegs. Es gab verschiedene löbliche Verordnungen zur Verbesserung der Sitten und der Kirchenzucht; es suchte in einigen schwierigen Lehrpuncten durch behutsame und kluge Wahl der Ausdrücke den Mittelweg zwischen den Extremen zu gehen. Die meisten der angefochtenen Satzungen hielt es aber nicht nur in ihrer ganzen Strenge aufrecht; sondern machte auch den ganzen Lehrbegriff noch starrer, indem es theils solche Sätze, die bisher noch Gegenstand abweichender Ansichten seyn konnten, durch Hinzufügung neuer Bestimmungen zu festen Glaubenslehren in unabänderlichen Formen erhob, theils auch über geringfügige Puncte zahlreiche Bannflüche gegen Andersdenkende schleuderte. Besonders hat-

ten die Päpste mit den Künsten und Ränken der Italienischen Staatskunst dafür gesorgt, daß ihrer Macht durch die gefaßten Beschlüsse kein Abbruch geschähe. So hat denn diese Synode, statt die Parteien einander zu nähern und den Weg zu einer Versöhnung zu eröffnen, die Kluft zwischen ihnen vielmehr vergrößert und befestiget.

Bald darauf starb Kaiser Ferdinand, am 25. Julius 1564, im zwei und sechzigsten Jahre seines Alters. Er hatte bei Zeiten seinem ältesten Sohne Maximilian die Thronfolge gesichert, indem er ihn am 20. September 1562 zu Prag zum Böhmischen, und einige Monate später in Frankfurt zum Römischen Könige hatte krönen lassen.

Vier Jahre vor Ferdinands Tode war auch Luthers trefflicher Gehülfe, Melanchthon, zu Wittenberg gestorben (19. April 1560), nachdem er genau Luthers Alter, drei und sechzig Jahre, erreicht hatte. Die traurigen Schicksale des Fürstenhauses, dem er zuerst gedient hatte, und die noch immer fortdauernde Zwietracht in der Kirche, hatten dem ängstlichen, reizbaren Manne viele kummervolle Stunden verursacht. Seine Briefe aus dieser Periode haben alle den Charakter der tiefsten Wehmuth, und er sagt selber darin, daß seiner Thränen kein Ende sey. Als die Söhne des unglücklichen Kurfürsten Johann Friedrich in ihren Landestheilen, und zwar zu Jena, eine Universität stifteten (1558), beriefen sie auch Melanchthon auf dieselbe. So sehr ihn nun die Dankbarkeit dahinzog, so stark hielt ihn doch die Vorliebe für Wittenberg und seine dortigen Freunde, ja die Bitte des Kurfürsten August selbst, zurück, und dieser Collisionsfall wollte ihm fast das Herz abdrücken. So war der Tod zuletzt die größte Wohlthat für den Mann, den die Na-

tur für den Standpunct, den er seiner Geistesgaben wegen einnahm, viel zu weich geschaffen hatte.

---

39. Maximilian II.

(1564—1576.)

Maximilian II. war, bei einer sehr milden Gemüthsart, wie sein Vater voll hohen Eifers für seinen wichtigen Beruf, und betrieb die Regierungsgeschäfte mit Ernst und Einsicht. Auch ihn lehrten die Zeitumstände Mäßigung; denn in seine Regierungsperiode fielen die Empörung der Niederländer gegen den streng katholischen Philipp von Spanien, die verheerenden Religionskriege in Frankreich und die entsetzliche Bartholomäusnacht, wovon im folgenden Theile die Rede seyn wird. Ungern war bei weitem noch nicht beruhigt, und der furchtbare Soliman lebte noch immer. Da war's wol einem Kaiser Noth, sich die Stände des Reichs und seiner eignen Staaten zu Freunden zu erhalten. Maximilian, der vor seinem Regierungsantritte wenigstens über die evangelische Lehre sehr günstig dachte, handelte als Kaiser gegen seine protestantischen Unterthanen im Geiste edler Duldung. Er gab den Gliedern des Österreichischen Herren- und Ritterstandes, deren Mehrzahl schon aus Protestanten bestand, die Erlaubniß, in ihren Schlössern, Städten und Dörfern Lehre und Gottesdienst nach der Weise der Augsburgischen Confession einzurichten. Den landesfürstlichen Städten wurde dieses zwar nicht gewährt, Maximilian zeigte sich indeß so nachsichtig, daß er es nicht hinderte, als die Stände in ihrem Landhause zu Wien evangelischen Gottesdienst halten ließen und die Bürger ihm bei-

wohnten. Ja es wurde auf des Kaisers Veranlassung ein Lutherischer Gottesgelehrter, Chyträus aus Rostock, einer der verdientesten Schüler Melanchthons berufen, um eine Agende für die Lutherischen Gemeinden in Österreich anzufertigen, die auch wirklich zu Stande kam und allgemein eingeführt wurde. Darüber erhoben die katholischen Eifrer ein großes Geschrei gegen Maximilian. Der Papst Pius V. (seit 1566) erließ sogleich ein hartes Breve gegen ihn, und schickte zugleich den Cardinal Commendon nach Wien, der ihn wegen dieses Verfahrens gegen die Ketzer zur Rede stellen sollte. Vergebens verbat sich Maximilian den Legaten; dieser war zudringlich genug, dennoch zu kommen. Auch die Erzbischöfe und Bischöfe, die durch die Reformation ihre geistliche Gerichtsbarkeit in den Österreichischen Staaten zu verlieren hatten, kamen mit dringenden Bittschriften ein. Selbst der König von Spanien ließ ihm vorstellen, welchen bösen Rückhalt die Ketzer in den Niederlanden daran haben würden, wenn sie sich auf das Beispiel des Kaisers stützen könnten, u. dgl. Maximilian war fest genug, auf alle diese Vorstellungen nicht zu achten, und bewilligte jenen Ständen unter dem Namen einer Religionsdeputation sogar ein eigenes Consistorium. In Böhmen wurden 1567 die Prager Compactaten auf Verlangen der Utraquisten aufgehoben, und diese bekannten sich nun größtentheils zur Augsburgischen Confession.

Nimmermehr hätte man nun erwarten sollen, daß nach solchen Fortschritten der Reformation die größere Hälfte von Deutschland wieder zum Katholicismus zurückgeführt werden würde. Die Urheber dieser Erscheinung waren die Jesuiten. Die Einheit, in welche dieser Orden seine Kräfte concentrirte, brachte diese ungeheuren

Wirkungen hervor. Durch die oben angegebenen Mittel gelang es ihnen schon zu Ferdinands I. Zeiten, sich in Deutschland mit ungemeiner Schnelligkeit auszubreiten. In kurzer Zeit hatten sie schon in Wien, Prag, Augsburg, und in den Gebieten der geistlichen Kurfürsten, eine Menge Collegien, Profeßhäuser und Seminarien; und da sie als Beichtväter Jedermann nach dem Munde redeten, als Prediger nicht minder große Redner aufstellten als die Lutheraner, und als Lehrer ihren Unterricht unentgeltlich darboten; da ferner die erste Begeisterung für das Lutherthum nun erkaltet, und die Schüler und Nachfolger der Reformatoren großentheils eigensinnige Zänker und geistliche Despoten waren; so ward nicht nur der noch übrige Theil der Katholiken durch die Jesuiten leicht bewogen, dem alten Glauben treu zu bleiben, sondern viele Neugläubige ließen sich sogar bereden, wieder zu demselben zurückzukehren, ja mehrere kleinere Fürsten schafften, auf Betrieb der Jesuiten, die schon eingeführte Reformation in ihren Landen wieder ab. Seinen größten Triumph hat der Orden offenbar in dieser Hinsicht in den kaiserlichen Staaten davon getragen, und ihm ist es zuzuschreiben, daß Böhmen, das erste Vaterland der Deutschen Religionsaufklärung, allmählig wieder so sklavisch in die Fesseln des Katholicismus eingeschmiedet worden ist, daß es im neunzehnten Jahrhundert vielleicht selbst den Mann verdammen würde, über dessen Hinrichtung es im funfzehnten zu den Waffen griff. Maximilians Österreichische Stände drangen auch in der That auf die Vertreibung der Jesuiten, aber der Kaiser, der den Geist des Ordens schwerlich tief durchdrang, gab zur Antwort: „erst die Türken," und so blieben sie dann.

Für den Augenblick waren allerdings die Türken ge-

fährlichere Feinde. Ferdinand war nämlich 1551 mit denselben von Neuem in Krieg gerathen, und hatte zwar 1562 einen achtjährigen Waffenstillstand erlangt, aber nur unter der Bedingung, daß er sich abermals zur Zahlung eines jährlichen Tributs von 30,000 Ducaten verpflichtete. Maximilian, dem diese Bedingung zu hart fiel, wollte sie lieber mit den Waffen aufheben, und rückte 1566 in Person nach Ungern, würde aber vielleicht dadurch nichts gewonnen haben, wenn nicht ein zufälliger Tod seinen Feind Soliman getroffen hätte (4. Sept.). Ein neuer Zug im folgenden Jahre ging gleichfalls ohne Heldenthaten ab. Ein Waffenstillstand, während dessen ein jeder behalten sollte, was er in Händen habe, machte vorläufig diesen Kriegshändeln ein Ende.

In Deutschland herrschte äußerlich Ruhe, nur daß auf den Reichstagen häufige Klagen über die Frechheit des Kriegsvolks geführt wurden, welches, wenn es aus auswärtigen Diensten zurückkehrte, gewöhnlich ein Räuberleben führte, Dörfer und Städte brandschatzte und Reisende plünderte. Diese Landplage schien an die Stelle der ehemaligen Befehdungen getreten zu seyn, denen das Kammergericht doch nun glücklich ein Ende gemacht hatte, nachdem die im folgenden Abschnitt berichtete letzte Erscheinung des Faustrechts, die sich unter eben dieses Maximilians Regierung zeigte, schauderhaft bestraft worden war.

---

40. Die Grumbachischen Händel.

Seit dem Tode des unruhigen Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, streiften von seinen Truppen

noch überall wilde Schwärme im Reiche umher. Einer derselben, von einem Fränkischen Reichsritter Wilhelm von Grumbach angeführt, hauſete mörderisch in dem Gebiete des Bischofs von Würzburg, den Grumbach zuerst förmlich befehdete, dann gar in seiner Residenz erschießen ließ (1558). Das Kammergericht sprach die Acht über den Mörder aus, sie konnte aber nicht sogleich vollzogen werden, weil Grumbachs Anhang noch immer sehr groß war, und noch viel größer vermuthet wurde, da er sich merken ließ, er stehe mit einem ansehnlichen Theile der Reichsritterschaft, ja mit den Franzosen, in einem geheimen Bunde. Als er indessen die Gefahr herannahen sah, flüchtete er nach Gotha zu dem ältesten Sohne des unglücklichen Kurfürsten Johann Friedrich, dem Herzoge Johann Friedrich dem Mittleren, einem Fürsten von schwachem Verstande, und der es dem Kurfürsten August nicht vergeben konnte, daß er ein Land besitze, das eigentlich *ihm* gehörte. Es kostete dem schlauen Grumbach gar nicht viel Kunst, ihn bei dieser schwachen Seite zu fassen; er bemächtigte sich seiner ganz, spiegelte ihm die süßesten Hoffnungen vor, wie er ihm zu seinem Kurfürstenthum wieder verhelfen könnte, wie alle Protestanten die Gelegenheit ergreifen würden, diese Handlung der Gerechtigkeit zu fördern, und wie selbst der König von Frankreich bereit sey, die Sache kräftig zu unterstützen; ja, wie schon alles unter den Protestanten verabredet sey, ihn nach erlangtem Kurfürstenthume zum Kaiser auszurufen. Der junge Herzog überließ sich diesen süßen Träumen um so leichter, da es Grumbach gelang, die Täuschung durch allerhand astrologische Gaukeleien, wie sie damals im Schwange waren, zu erhöhen, ja selbst den Kanzler Brück, des Herzogs vertrauten Rath, für sich

zu gewinnen. Und so ging der schwache Mann, seinen falschen Freunden und den Sternen vertrauend, einem Unglück entgegen, gegen welches das Schicksal seines Vaters noch beneidenswerth schien.

Von einem zu Augsburg gehaltenen Reichstage aus (1566) erhielt er den Befehl, den geächteten Grumbach von sich zu entlassen, wenn er nicht für dessen Mitschuldigen angesehen seyn, und mit ihm in gleiche Strafe verfallen wolle. Diesem Befehl folgten noch mehrere freundschaftliche Ermahnungen, gegen welche aber der Herzog immer taub blieb, weil seine Vertrauten ihm vorstellten, die Drohungen, daß er von Land und Leuten gejagt werden könne, seyen erdichtet, und um eines alten Mannes willen, wie Grumbach, werde der Kaiser, der doch wol genug mit den Türken zu thun habe, keinen Mann marschiren lassen. Indessen wurden auf dem Reichstage zu Augsburg die Vollstrecker der Acht wirklich vom Kaiser ernannt, und auch diese forderten den Herzog noch einmal in Güte auf, den geächteten Grumbach und seine Mitschuldigen, die Ritter Wilhelm von Stein und Ernst von Mandelsloh, auszuliefern; aber umsonst. Johann Friedrich weigerte sich dessen durchaus, und schrieb eine lange Rechtfertigung seines Betragens; dem Kurfürsten August aber warf er in einem bittern Briefe seine Unredlichkeit vor, und fragte ihn, ob er noch nicht zufrieden sey, ihm sein rechtmäßiges Erbe entrissen zu haben, und ob er auch etwa die wenigen Brocken noch verlange, die ihm sein Bruder Moritz habe übrig lassen müssen. Ja, er maßte sich in seinen Schriften noch immer den kurfürstlichen Titel und das ehemalige Wappen an.

Endlich, nach langen fruchtlosen Aufforderungen, kam

die Reichsexecutionsarmee an. Ihr Führer war der Kurfürst August von Sachsen. Er berannte Gotha am Christabend 1566, fand aber tapfern Widerstand, und mußte während des ganzen Winters vor der Stadt liegen bleiben. Die Besatzung indessen, unzufrieden mit dem Kriege, drang endlich selber in den Herzog, Grumbach und den Kanzler Brück auszuliefern, und da er nicht darein willigen wollte, bemächtigte sie sich selbst beider Personen, setzte sie auf das Rathhaus in Verwahrung, und öffnete dem Kurfürsten die Thore (13. April 1567).

Der unglückliche Herzog ward hierauf als Rebell seiner Güter und seiner Freiheit verlustig erklärt, und nach Wien gebracht. Hier ward er auf einem offenen Wagen, mit einem Strohhut auf dem Kopfe, wie im Triumph, durch die Straßen gefahren, und dann nach Presburg geschickt. Späterhin kam er wieder nach Wienerisch-Neustadt zurück, und von da ward er nach Steyer in Oberösterreich gebracht, wo er nach acht und zwanzigjährigem Gefängnisse 1595 gestorben ist. Alle Fürbitten für seine Lossprechung waren vergeblich; nur seiner treuen Gemahlin Elisabeth, einer Tochter Friedrichs III. von der Pfalz, konnte man die Bitte nicht versagen, sein Unglück mit ihm zu theilen. Sie reisete ihm 1572 nach, und blieb bei ihm in der Gefangenschaft bis an ihren Tod, der ein Jahr vor dem seinigen erfolgte.

Grumbachs und Brücks Schicksal war noch viel härter. Man erkennt darin die rohe Art des Zeitalters. In dem über sie gefällten Urtheil hieß es: sie hätten für ihr rebellisches Unternehmen eine sehr ernstliche Strafe verdient, jedoch wolle der Kurfürst aus angeborner Güte den Richterspruch dahin mildern, daß sie nur geviertheilt würden. Dies geschah, nachdem Beide erst ein peinliches

Verhör der Folter ausgestanden, wobei der Schmerz ihnen jedes verlangte Bekenntniß abgepreßt hatte. Indem die Pferde an Grumbachs Gliedern zogen, schlitzte der Scharfrichter dem Unglücklichen den Leib auf, riß ihm das Herz heraus, und schlug es ihm mit den Worten ins Gesicht: „siehe da, Grumbach, dein falsches Herz!" Mehrere andere Mitschuldige wurden enthauptet, einige gehängt. Seit diesem scheußlichen Auftritte verschwand die letzte Spur des ehemaligen Faustrechts unter dem Deutschen Adel.

---

41. Rudolf II.

(1576—1612.)

Schon bei seines Vaters Maximilian Lebzeiten war Rudolf zum Römischen König gekrönt worden, und folgte nun, als jener starb (12. Oct. 1576), ohne Schwierigkeit. Er war von Natur schwachsinnig, und der Umstand, daß er seine Erziehung in Spanien unter den Augen Philipps II. erhalten hatte, mochte auch wol zu der trägen Gleichgültigkeit etwas beitragen, mit der er die Deutschen Geschäfte betrieb. An der hartnäckigen Feindseligkeit wenigstens, die er zeitlebens gegen die Protestanten ausübte, hatte diese Erziehung gewiß Schuld. Die Unbefangenheit freilich, welche zu einer freien Duldung in Glaubensangelegenheiten, und dadurch zur Beruhigung Deutschlands geführt hätte, war ganz gegen den Geist der Zeit, und Niemand war damals ihrer fähig.

Maximilian II. hatte, wie oben erwähnt ist, den protestantischen Ständen auch in Wien Übung ihres Gottesdienstes und Prediger ihres Glaubens verstattet. Aber

zum Unglück war einer der letztern, Namens Opitz, ein unbesonnener Eifrer, der von der Kanzel herab auf Papst und Papstthum in den heftigsten Ausdrücken schmähte. Davon nahm Rudolf Anlaß, die Wiener Bürger von der Theilnahme an dem Lutherischen Gottesdienste durch einen besondern Befehl auszuschließen, und als die Stände Einwendungen machten, wurde die evangelische Religionsübung in Wien und anderen Österreichischen Städten sogar gänzlich untersagt, die Prediger zum Theil des Landes verwiesen. Aber dabei blieb es nicht. Es wurden jetzt auch Zwangsmittel angewandt, die Bürger der Städte zum katholischen Glauben zurückzuführen, und da man gegen die Protestanten aus den höheren Ständen so nicht verfahren konnte, wurde doch ihr großer Einfluß dadurch gebrochen, daß die wichtigsten Ämter in der Landesverwaltung, die schon fast allein in ihren Händen waren, allmälig nur mit Katholiken besetzt wurden. Die Protestanten, welche unter Maximilian einer ganz unbeschränkten Religionsfreiheit schon sehr nahe gewesen zu seyn glaubten, und dadurch, nach dem damaligen Gange der Entwickelung, einem glänzenden Siege ihres Glaubens, sahen sich nunmehr von diesem Ziele weit fortgeschleudert, und wurden darüber mit Mißmuth und Erbitterung erfüllt.

Heftigere Bewegungen fielen in einigen Reichsstädten vor, wo allmählig die neue Lehre das Übergewicht über die alte bekam. In Aachen war lange Alles katholisch geblieben, bis eine Gesellschaft Niederländischer Einzöglinge daselbst einen evangelischen Prediger anstellte, der viele Einwohner für seinen Glauben gewann. Im Jahre 1581 schlugen die Lutherischen schon zwei Bürgermeister aus ihrer Mitte vor, und da sie Widerstand fanden, zo-

gen sie die Sturmglocke an, erbrachen das Zeughaus, besetzten den Markt und die Thore mit Geschütz, und drangen mit ihrer Forderung glücklich durch. Aber die Katholischen ruhten nicht eher, als bis sie eine förmliche Achtssentenz und deren Vollstreckung durchsetzten. Die katholischen Magistratspersonen wurden in ihre vorigen Stellen wieder eingesetzt, die evangelischen aber, so wie die Prediger dieses Glaubens, aus der Stadt gejagt (1598). — In Donauwerth wuchsen die Protestanten so an, daß sie ihr Bekenntniß für das herrschende erklärten, und den Katholiken öffentliche Processionen durch die Stadt verboten. Dabei hatte es viele Jahre sein Bewenden, als es einem katholischen Abte einkam, trotz der Warnung des Magistrats, eine solche Procession zu veranstalten. Sie wurde, wie vorauszusehen war, vom protestantischen Pöbel beschimpft; der Abt klagte, der parteiische Reichshofrath erklärte Donauwerth in die Acht, und trug die Vollziehung derselben dem Herzoge Maximilian von Baiern auf. Dieser zwang die Stadt zur Übergabe (1607), nahm ihr die Reichsfreiheit, und behielt sie für sich. Die protestantischen Stände mochten sich nun über das Unregelmäßige und Willkührliche dieses Rechtsverfahrens noch so laut beschweren, ihre Stimme ward nicht geachtet.

Eine merkwürdige Erscheinung war schon früher die Absetzung des Kurfürsten Gebhard von Köln. Dieser liebte die schöne Gräfin Agnes von Mansfeld, und herbergte sie an seinem Hofe. Die Brüder der Gräfin drangen in ihn, er solle sie heirathen, und weil dazu der Übertritt zum Lutherthume nöthig sey, auch diesen thun. Er wagte es wirklich, aber sobald beides geschehen war, erschien auch schon die Bannbulle vom Papste und die Reichsacht vom Kaiser. Durch beide ward er für abge-

setzt erklärt. Seinen Domherren verdankte er dieses rasche Eingreifen. Dieselben wählten zu gleicher Zeit den Prinzen Ernst von Baiern zu seinem Nachfolger (1583), der, von einem beträchtlichen Heere unterstützt, in Kurzem das Erzstift in Besitz nahm. Die weltlichen Kurfürsten hatten sich zwar beim Kaiser für Gebhard verwendet; doch mit Waffengewalt nahmen sie sich seiner nicht an, denn Gebhard hatte sich dem Calviniſchen (reformirten) Glauben zugewendet. Bloß der (gleichfalls reformirte) Pfalzgraf Johann Kasimir versuchte es, dem Kurfürsten thätig beizuspringen; aber nachdem sein Fußvolk die Stadt Köln eine Weile vergeblich umlagert und die nächsten Dörfer verheert hatte, mußte er aus Mangel an Sold, und weil er dem anrückenden Ernst von Baiern nicht gewachsen war, es aus einander gehen lassen. So hatten denn die Katholiſchen den geistlichen Vorbehalt in einem sehr wichtigen Falle geltend gemacht. Der abgesetzte Gebhard begab sich hierauf mit seiner Gemahlin zuerst nach den Niederlanden, und dann nach Straßburg, wo er Domdechant war. Er starb daselbst 1601.

Auch zu Straßburg trugen die Katholiſchen bei einer zwistigen Bischofswahl zuletzt den Sieg davon. In dem Kapitel dieses Stifts waren schon vor dem Religionsfrieden evangeliſche Domherren gewesen; seit Gebhards Ächtung suchte man sie katholiſcher Seits, so viel man konnte, zu beeinträchtigen; aber der Tod des Bischofs Johann von Manderscheid (1592) führte eine heftige Fehde herbei. Denn der Wahl der evangeliſchen Domherren, welche auf einen Brandenburgiſchen Prinzen, den Markgrafen Johann George, fiel, setzten die katholiſchen die des Cardinals Karl von Lothringen entgegen. Die Gemüther waren so erbittert, daß von beiden Seiten

die Waffen ergriffen wurden, bis man einen Vergleich einging, sich richterlichem Ausspruch zu fügen. Dieser erfolgte nach langem Streiten erst 1604, und entschied für den Cardinal; der Markgraf mußte seinen Ansprüchen entsagen, und sich mit einer Entschädigungssumme begnügen.

Vorfälle dieser Art brachten die schon mißtrauischen Protestanten noch mehr gegen die Katholischen und den Kaiser auf. Da der Letztere ohnehin aus feigem Gemüthe an Philipps II. Blicken hing, so würden sie gewiß von dieser Seite böse Bündnisse gefürchtet haben, wenn nicht zum Glück die Niederlande dem Könige von Spanien so viel zu schaffen gemacht hätten, daß ihm für Deutsche Angelegenheiten wol keine Muße übrig blieb. Dennoch überraschte sie 1598 eine unerwartete Erscheinung. Ein Spanischer Heerhaufe rückte aus den Niederlanden in Westphalen ein, raubte große Vorräthe von Lebensmitteln zusammen, und trieb ansehnliche Summen als Brandschatzung ein. Alles gerieth in die größte Bestürzung; den Protestanten flößte schon der bloße Name der Spanier Schrecken ein. Indeß hatte nur Mangel an Sold und Unterhalt die Befehlshaber bewogen ihre Schaaren nach Deutschland zu führen. Im nächsten Frühjahr zogen sie wieder ab, behielten aber doch einige feste Plätze im Klevischen, um den Holländern zu schaden. So traurig war es damals mit der Ehre und der Sicherheit des Reiches bestellt.

Weit weniger unschuldig war der Kaiser an denjenigen Plackereien, welche der Besitz von Ungern dem Reiche auflegte. Wol mit durch seine nachlässige schlechte Regierung, entstanden unter den Großen dieses Reichs unaufhörliche Klagen, die nicht selten in Verschwörungen

und Blutbäder ausbrachen, zu denen alsdann die nahen Türken gern noch ihre Hülfe liehen. Über zwanzig Jahre lang ward immer Geld aus Deutschland eingetrieben, und Mannschaft angeworben, um den Krieg in Ungern zu bestreiten, ohne daß die Fürsten jemals etwas von einem glücklichen Erfolge hörten, oder der Kaiser selbst im Ernst gewillet schien, den Unruhen ein Ende zu machen. Sie wollten endlich ihr Geld, das sie bisher auf den Reichstagen bewilligt hatten, nicht umsonst hergegeben haben, und verlangten Abstellung jener Händel, und für sich ein neu wiederholtes Versprechen, den Religionsfrieden ungekränkt zu lassen. Aber von dem immer zerstreuten, in Regierungssachen ganz unwissenden Kaiser war nichts zu erlangen.

Zu der letzten Forderung hatte ihnen theils des Kaisers Betragen gegen seine eigenen protestantischen Unterthanen, theils das freche Geschrei der Jesuiten Anlaß gegeben, welche nicht nur behaupteten, den Ketzern müsse keine Zusage gehalten werden, sondern auch bewiesen, daß kein Religionsfriede gültig seyn könne, den nicht der Papst bestätigt habe. Alle solche Äußerungen dienten dazu, die Gemüther noch mehr gegen einander zu erhitzen und mißtrauisch zu machen. Selbst wenn etwas Gutes vom Papste kam, ward es schon deshalb von den Protestanten nicht angenommen, weil es von ihm kam. Dahin gehörte die Verbesserung, welche der Papst Gregor XIII. im Jahre 1581 mit dem Kalender vornehmen ließ *).

*) Bei der Feststellung des Julianischen Kalenders war das Jahr zu 365 Tagen und 6 Stunden angenommen (Th. III. S. 237) und auf der Nicäischen Synode verordnet worden, daß das Osterfest auf den Sonntag fallen solle, der auf den ersten Vollmond nach dem Frühlingsäquinoctium folge (Das. S. 520). Weil nun damals (im J. 325) dies Äquinoctium auf den 21. März gefallen,

Die ganze katholische Christenheit nahm diese nützliche Verbesserung an; nur die Protestanten verwarfen einmüthig die neue Einrichtung. So groß war ihr Mißtrauen, daß

---

so glaubte man, es werde immer auf diesen Tag fallen, und feierte also das Osterfest immer nach dem Vollmonde, der auf den 21. März in jedem Jahre folgte. Nachdem mehrere Jahrhunderte verstrichen waren, bemerkten die Astronomen, daß die Nachtgleiche sich von dem 21. März entfernt, und sich mehr dem Anfange des Jahres genähert habe. Den Grund dieser Erscheinung fanden sie darin, daß das tropische Sonnenjahr, oder die Zeit, in welcher sich die Erde um die Sonne bewegt, nur 365 Tage, 5 Stunden, 48 Minuten und 45 Secunden betrage. Indem man nun im Kalender sechs volle Stunden angenommen hatte, hatte man 675 Secunden zu viel angenommen, und daher jedem folgenden Jahre um so viel entwendet. Diese Unrichtigkeit machte im Jahre 1582 schon einen Irrthum von zehn Tagen aus; und daher kam es denn auch, daß, nach den Beobachtungen der Astronomen, damals die Nachtgleiche auf den 11. März fiel. So konnte es nun unmöglich bleiben, weil sonst nach einigen tausend Jahren der Sommer in den April, und so immer weiter zurück gefallen seyn würde. Da zog nun der erwähnte Papst die berühmtesten Astronomen seiner Zeit zu Rathe, und diese setzten fest: 1) daß man die zehn Tage, um welche man sich verspätet habe, überspringen, und gleich nach dem 4. October den 15. schreiben solle, um wieder in das rechte Geleise zu kommen; und 2) daß man, um nie wieder das Geleise zu verlieren, alle 400 Jahre drei Tage aus dem Kalender weglassen solle. Nur so könne das Frühlingsäquinoctium auf den 21. März fixirt werden. Gregor verordnete also durch eine Bulle, daß das Schlußjahr jedes Jahrhunderts nicht, wie bis dahin, ein Schaltjahr, sondern ein Gemeinjahr, und nur das vierte Mal ein Schaltjahr seyn sollte. Das Jahr 1600 blieb ein Schaltjahr, aber 1700 und 1800 sind Gemeinjahre gewesen. Eben so wird 1900 ein Gemeinjahr, aber 2000 wieder ein Schaltjahr seyn. — Die Protestanten in Deutschland nahmen die verbesserte Zeitrechnung erst 1700 an, und in dem Kalender dieses Jahres folgte auf den 18. Februar gleich der 1. März. Jetzt würde man schon zwölf Tage überspringen müssen. Den Russen und Griechen, die noch immer nach dem alten Kalender schreiben, steht dieser Sprung noch bevor; England und Schweden haben sich erst um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts dazu bequemt.

sie durch die Annahme irgend einer vom Papste ausgehenden Verordnung diesem schon eine Thür zu öffnen glaubten, durch die er bald weiter schreiten würde.

Die Jesuiten sahen mit Freude, wie, außer dem Schaden, den sie durch ihre Predigten den Protestanten zufügten, diese nicht weniger durch innern Zwiespalt litten. Wären die Lutheraner mit den Reformirten einig gewesen, so wäre doch das Reich nicht gar dreifach gespalten worden; und anstatt daß man jetzt auf Katholiken und Reformirte feindselige Blitze schoß, hätte man durch Verbindung mit den Letzteren den Ersteren desto kräftiger widerstehen können. Aber der Haß zwischen Lutherischen und Reformirten war fast bittrer als zwischen Lutherischen und Katholischen; und weil die Reformirten die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahl nicht glauben wollten, wurden sie von den Lutherischen Theologen heillose Sectirer, Schriftverdreher und Gotteslängner gescholten. Dafür schimpften Jene sie wieder Erzdummköpfe, Brotanbeter, Verrückte, Menschenfresser, Fleischfresser und Cyklopen. Mit dergleichen Unanständigkeiten füllten die Prediger beider Parteien ihre Predigten wie ihre Schriften an.

Der Kaiser entäußerte sich unterdessen so sehr aller Regierungsgeschäfte, daß Alles nach dem Willen seiner Günstlinge ging. Er hatte andere Beschäftigungen lieber gewonnen, die ihm zu jenen weder Zeit noch Lust übrig ließen. Er war der größte Pferdekenner im Reiche, und konnte Stunden lang in seinen Ställen auf- und niedergehen, so daß Mancher, der ein Gesuch an ihn hatte, und es nirgends anbringen konnte, sich unter das Stallgesinde mischte, um Gehör zu bekommen. Daneben wandte er viel Geld auf schöne Gemälde, Gemmen, Sta-

tuen und andere Alterthümer; und die Zeit, die ihm von diesen beiden Liebhabereien noch übrig blieb, widmete er der Beschäftigung mit der Alchymie und der Astrologie, die damals ganz vorzüglich im Schwange gingen. Eingeschlossen in sein Laboratorium oder seine Sternwarte, horchte er begierig auf die Weisheit Derer, die ihn um sein Gold brachten, um ihn welches kochen zu lehren, und ihm die Zukunft enthüllen wollten, ihn aber nur für die Gegenwart ganz verderbten, und mit den seltsamsten Gedanken erfüllten. So konnte er sich nicht entschließen, eine ihm längst versprochene Braut, Philipps II. Tochter Isabella, zu heirathen, weil seine Astrologen ihm prophezeiht hatten, daß ihm Unglück von seinen Kindern bevorstehe. Mancher andere thörichte Entschluß, der Allen unbegreiflich schien, hatte gleichfalls in astrologischen Grillen seinen Grund, und sein ganzer schwankender Charakter entstand daher, daß er die Rathschläge seiner Vernunft nicht mit denen der Sterne in Übereinstimmung bringen konnte.

Keine seiner Besitzungen litt durch die unselige Verblendung so viel als Ungern, dieses so sehr zerrüttete Reich, welches alle Kunst des weisesten Regenten erfordert hätte, um zu einer bessern Organisation zu gelangen. Rudolf aber zeigte sich in Ungern nicht persönlich, besuchte keinen Landtag selbst, gab auf keine eingesandte Beschwerde oder Anfrage eine Entschließung, ließ die vornehmsten Stellen unbesetzt, und seine dorthin gesandten Deutschen Truppen ungestraft Räubereien und Ausschweifungen begehen. Einer der Mißvergnügten, Stephan Botschkai, einer der angesehensten Ungerischen Edelleute, der mehrmals nach Prag reisete, um dem Kaiser persönlich die Noth seines Vaterlandes vorzustellen, konnte es

nicht dahin bringen, auch nur einmal vorgelassen zu werden; selbst die Minister ließen sich nur sehr selten sprechen, und während er stundenlang in den Vorzimmern warten mußte, geschah es zuweilen, daß die Pagen, welche daselbst zum Zeitvertreib Ball spielten, ihm den Ball an den Kopf warfen. Voller Zorn, sich so unwürdig behandelt zu sehen, rief er zu Hause alle Patrioten auf, das Deutsche Joch abzuschütteln (1604); und in Kurzem sah er sich an der Spitze eines Heeres, mit dem er sich ohne Widerstand Meister von Siebenbürgen und Ober-Ungern machen konnte. Die Nachricht davon schien den immer träger und stumpfer gewordenen Rudolf so wenig zu kümmern, als ob es gar nicht sein Land wäre, wo der Aufstand sich erhoben hatte.

So gleichgültig konnte jedoch des Kaisers Bruder und künftiger Nachfolger, Matthias, das Unwesen nicht mit ansehen. Er berief seinen jüngern Bruder Maximilian, desgleichen seine Vettern, die Erzherzoge Ferdinand und Maximilian Ernst von der Steiermärkischen Linie*), zu einer Zusammenkunft (1606), in welcher diese ihn, weil der Kaiser aus Gemüthsschwäche zur Regierung nicht mehr tauglich sey, zum Haupt ihres Hauses erklärten. Matthias traf nun die nöthigen Verfügungen, des Botschkai weitere Unternehmungen zu hemmen, und schloß einen Vergleich mit ihm. Aber diese unerwartete Anmaßung des Matthias erweckte Rudolfs Unzufriedenheit. Er beschwerte sich laut darüber, und forderte seine Böhmischen Stände und die Kurfürsten von Brandenburg und

*) Kaiser Ferdinand I. hatte die Österreichischen Erblande getheilt. Die oben genannten beiden Erzherzoge waren seine Enkel von seinem jüngsten Sohne Karl, der Steiermark, Kärnthen und Krain zu seinem Erbtheile erhalten hatte.

Sachsen zum Beistande gegen den aufrührerischen Bruder auf. Allein die Letzteren riethen ihm, die Sache in Güte beizulegen; und die Ersteren, die sich freuten, endlich einmal ihres Herrn auf einem Landtage habhaft zu werden, bestürmten ihn dergestalt mit Gesuchen wegen der Religionsfreiheit, daß er die Forderungen des Matthias gern unterschrieb, um nur bald wieder nach Hause zu kommen. In einem feierlichen Vertrage vom 29. Juni 1608, trat er diesem Österreich ob und unter der Ens, desgleichen das ganze Königreich Ungern förmlich ab; „damit das Land, welches in des Kaisers Abwesenheit so vieles während des sechzehnjährigen Krieges gelitten, durch ihn wieder zu Ruhe und Wohlstand möchte gebracht werden." Auch die Verwaltung von Mähren und die Anwartschaft auf Böhmen ward ihm kraft dieses Vergleichs ertheilt.

So nöthig aber auch jenen Ländern die rettende Hand gewesen war, so hatten dieselben doch durch einen Regenten, wie Matthias, wenig gewonnen. Schüler der Jesuiten, stets von Jesuiten umgeben, konnte dieser Fürst unmöglich Vertrauen finden bei Unterthanen, die bereits für den Protestantismus so lebhafte Kämpfe gewagt hatten, und deren erste Forderung jetzt freie Übung ihrer Religion war. Matthias hatte besonders durch die Unterstützung der protestantischen Stände die Regierung erhalten, und als er nun nach Österreich kam, erklärten diese ihm rund heraus, daß sie bei der ihm geleisteten Hülfe keine andere Absicht gehabt hätten, als Abhülfe ihrer Beschwerden und freie Religionsübung. Matthias verlangte dagegen Huldigung ohne weitere Bedingung, und da sich nun das Gerücht verbreitete, man würde die Stände mit Gewalt dazu zwingen, machten sie Anstalten,

sich mit den Waffen zu vertheidigen. Matthias stutzte. Da sagte ihm sein vertrauter Rath, der Jesuit Melchior Klesel, Bischof von Wien, und nachmals Cardinal, unaufhörlich vor, es sey besser, die Protestanten nähmen alle katholische Kirchen mit Gewalt ein, als daß man sie ihnen durch kaiserliche Autorität bewilligte. In jenem Falle könne man immer noch ihrer Gewalt Einhalt thun, in diesem lasse sich nichts wieder zurücknehmen. Kaum hörten die Protestanten von diesen Grundsätzen, als sie so ernstliche Bewegungen machten, daß Matthias doch auf seiner Hut seyn mußte. Ihre Abgeordneten sagten ihm ins Gesicht, es sey schon mancher Herr durch seine Reformationen um Land und Leute gekommen; er solle sich vorsehen, daß ihm nicht das nämliche begegne. Auch der Kurfürst von Sachsen schrieb ihm, das Haus Österreich habe eine geraume Zeit keine ärgere Feinde gehabt, als den Stuhl zu Rom und die Jesuiten; wo diese Gesellen immer hinkämen, da sey Laub und Gras verdorben, und wenn sie dann mit ihren Rathschlägen Fürsten und Herren um Land und Leute gebracht hätten, so sey es nicht in ihrem Vermögen, neue Länder zu erschaffen, dann rissen sie aus nach Italien, und ließen Stank und Verderben hinter sich. — Endlich ließ sich Matthias bewegen, den Ständen von Neuem die freie Ausübung ihrer Religion zu bewilligen (1609); nachdem man aber lange über die Ausdrücke gestritten hatte, wurden sie doch bei der ersten Gelegenheit so vieldeutig befunden, daß wieder reicher Stoff zu Klagen und Beschwerden vorhanden war.

Rudolf hatte nun also nur noch ein Land, Böhmen (mit Schlesien und der Lausitz). Aber auch dieses konnte er nicht in Ruhe besitzen, weil er sich nicht entschließen konnte, die protestantischen Unterthanen wegen

ihrer Religion zufrieden zu stellen. Da nun sein Ansehen im ganzen Reiche so gefallen war, so setzten seine Böhmischen Stände auch zuletzt alle Ehrfurcht aus den Augen, und drangen mit größtem Ernst auf die Bewilligung ihrer Forderungen. Sie verlangten freie Religionsübung, ein eigenes von ihnen zu besetzendes Consistorium, und die Einräumung der Prager Universität, auf der schon Huß vor zweihundert Jahren frei gelehrt habe. Als darauf, nach Rudolfs Gewohnheit, keine Antwort erfolgte, hielten sie eigne Zusammenkünfte für sich, trotz dem kaiserlichen Verbot, auf dem Neustädter Rathhause, und eröffneten dieselben jedesmal mit dem Liede: „Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort," welches bei offenen Fenstern laut angestimmt wurde. Auch sie sandten Abgeordnete an Rudolf, die ihm die üblen Folgen sehr nahe legten, welche aus seiner fernern Weigerung entstehen könnten; und dadurch erlangten sie es denn, daß er am 11. Juli 1609 den berühmten Majestätsbrief unterschrieb, welcher die Bewilligung aller ihrer Forderungen enthielt. Bald nachher wurden diese Freiheiten auch auf Schlesien ausgedehnt.

Kaum hatte Rudolf sich dieses verdrießlichen Geschäfts entledigt, als schon wieder eine andere Gesandtschaft an ihn erging, die ihm neue Sorgen machte. Bei den feindlichen Umtrieben der Jesuiten im Deutschen Reiche, und bei den mannichfaltigen schreckenden Gerüchten, welche sich durchkreuzten, geriethen die Protestanten in große Unruhe; und als ihnen nun die gewaltsame Wegnahme der Stadt Donauwerth zeigte, wessen sie sich zu den Katholischen zu versehen hatten, fanden es mehrere Fürsten für gut, einen neuen Bund, nach Art des ehemaligen Schmalkaldischen, zu Schutz

und Trutz zu errichten. So kam eine sogenannte Union zu Stande (1608), von welcher Kurpfalz und Würtemberg die Häupter, und der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, die Markgrafen Christian und Joachim Ernst von Brandenburg (von der Fränkischen Linie), und Georg Friedrich, Markgraf von Baden-Durlach, die übrigen vornehmsten Glieder waren. Demnächst traten drei wichtige Städte, Straßburg, Nürnberg und Ulm hinzu; auch der Kurfürst von Brandenburg zeigte sich nicht abgeneigt; nur Sachsen verwarf alle Anträge. Vor der Hand verband man sich auf zehn Jahre. Dieser protestantische Bund war es, dessen Gesandtschaft jetzt aufs Neue in Rudolf eindrang. Man hatte zum Sprecher einen trefflichen Mann ausgewählt, den Fürsten Christian von Anhalt, der am Prager Hofe eine Sprache führte, über welche alle Räthe erstaunten. Er beschwerte sich über die schlechte Verfassung des kaiserlichen Reichshofraths, über die Unthätigkeit des Kaisers, die Untauglichkeit seiner Räthe, deren viele gar nicht einmal von ritterlicher Abkunft wären, über ihre Bestechlichkeit und Parteilichkeit, und vor allem über den so trägen Geschäftsgang, vermöge dessen die wichtigsten Sachen Monate lang liegen blieben, und hernach mit ganz unerhörten Gebühren bezahlt werden müßten. Die Treulosigkeiten, welche die protestantischen Glaubensgenossen, gegen alle Verheißungen des Religionsfriedens, erfahren müßten, schilderte er auf das kräftigste, und seiner Bitte um Abstellung aller dieser Beschwerden fehlte es auch nicht an Nachdruck.

Dennoch ließ man ihn fünf Wochen warten, ehe er den geringsten Bescheid erhielt. Er bat endlich nochmals vor den Kaiser gelassen zu werden, und dazu ge-

langte er denn. Rudolf fing — ganz gegen seine Gewohnheit — zuerst an zu reden, versicherte, er habe bereits eine Resolution abfassen lassen, mit der die Stände, welche den Fürsten gesandt, zufrieden seyn würden. Er habe jetzt viel zu thun, und bitte den Fürsten, diese Stände zur Ergebenheit zu ermahnen, und dazu beizutragen, daß nicht weiter in ihn gedrungen werde. Mit dieser Antwort ließ sich Christian indeß nicht abfertigen. Er entgegnete, er könne wol vermuthen, daß es mit der neuen Resolution nur wieder auf einen Verschub angesehen seyn werde, während doch an verschiedenen Orten des Reichs große und gefährliche Feuer aufgingen. Diesen Gefahren zu steuern, wären des Kaisers Räthe nicht im Stande. Er bitte ihn daher, sich dieser wichtigen Sache selbst anzunehmen, und sie wohl zu beherzigen. Der Kaiser möge das denkwürdige Exempel Julius Cäsars gnädigst erwägen, der, wenn er bei seinem letzten Hingang auf das Capitolium die Schrift selber gelesen, die man ihm zugesteckt, der drei und zwanzig Wunden leicht hätte entübriget seyn können, durch die er ermordet worden sey. Der Kaiser erschrak, und verließ schnell das Zimmer mit der Versicherung, daß er der Sache weiter nachdenken wolle. Die kühne Erinnerung an Cäsars Ermordung hatte ihn so überrascht, und stimmte so wunderbar mit seinen astrologischen Grillen zusammen, daß er sogleich einen seiner Vertrauten zu dem Fürsten schickte, um zu erforschen, ob etwa auch gegen ihn so eine Verschwörung im Werke sey; und es bedurfte, um den geängstigten Kaiser zu beruhigen, vieler wiederholter Versicherungen Christians, daß er die Geschichte Cäsars nur als Beispiel angeführt habe. Die Resolution war indessen wirklich so unbefriedigend, als der Fürst vermuthet

hatte, und die ganze Gesandtschaft war so gut als vergeblich gewesen.

Die Bewegungen im Reiche waren nicht gering, die Unzufriedenheit mit dem Kaiser allgemein. Unter diesen mißlichen Umständen ereignete sich ein wichtiger Fall, der den reichlich vorhandenen Zunder zu entzünden drohte. Der Herzog Johann Wilhelm von Jülich und Kleve starb am 25. März 1609, ohne Kinder zu hinterlassen, und sogleich erhob sich eine ganze Reihe Deutscher Fürsten, ihre Ansprüche an die reiche Verlassenschaft geltend zu machen, die aus den Herzogthümern Jülich, Kleve und Berg, den Grafschaften Mark und Ravensberg, und der Herrschaft Ravenstein bestand. Kursachsen berief sich auf eine dem Stifter der Albertinischen Linie vom Kaiser Friedrich III. 1483 ertheilte Anwartschaft; die Herzoge Ernestinischer Linie auf den Ehevertrag, den Kurfürst Johann Friedrich mit dem Herzoge Johann von Kleve geschlossen, als er dessen Tochter geheirathet; die Schwestern des verstorbenen Herzogs Johann Wilhelm, auf ein vom Kaiser Karl V. ihrem Vater 1546 ertheiltes Privilegium, vermöge dessen, in Ermangelung männlicher Nachkommen, in den Jülich-Klevischen Landen auch Töchter sollten folgen können. Von diesen Schwestern war die älteste Maria Eleonore (damals schon gestorben) an den Herzog Albrecht Friedrich von Preußen vermählt gewesen, und ihre älteste Tochter Anna war Gemahlin des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg; die zweite Schwester Anna war an Philipp Ludwig Pfalzgrafen von Neuburg vermählt. Noch waren zwei jüngere Schwestern vorhanden, welche Theilung begehrten, aber die älteren setzten sich dagegen, weil die Untheilbarkeit dieser Lande durch eine

kaiserliche Verordnung bestätigt war. Vielmehr nahmen Brandenburg und Pfalz-Neuburg, jeder für sich, den ungetheilten Besitz des Ganzen in Anspruch. Der Kurfürst wies darauf hin, daß seine Gemahlin Tochter der ältesten Schwester sey, worauf die Pfalzgräfin von Neuburg entgegnete, daß die Herzogin von Preußen vor der Erlöschung des Mannsstammes gestorben wäre, und auch nur Töchter hinterlassen habe; während sie eine lebende Erbin sey, und die Verlassenschaft für einen Sohn, den Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm, begehre. Auch noch einige andere Bewerber fanden sich, auf deren Forderung indeß Niemand achtete. Bei dieser großen Verwickelung der Ansprüche war, wenn der Streit im Wege Rechtens ausgemacht werden sollte, kein Ende abzusehen; Alles schien daher darauf anzukommen, wer zuerst Besitz ergreifen würde. Dies thaten der Kurfürst von Brandenburg und der junge Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm; der Kaiser aber, oder vielmehr seine Räthe, hatten große Lust, das bestrittene Land als ein verfallenes Reichslehn einzuziehen, und wo möglich die Österreichische Hausmacht dadurch zu vergrößern. Zu diesem Ende gebot Rudolf den Parteien, sich bis zur erfolgten kaiserlichen Entscheidung aller Besitzergreifung zu enthalten, bewirkte aber dadurch nur, daß die beiden possidirenden Fürsten (Brandenburg und Pfalz-Neuburg) einsahen, daß sie gemeinschaftliche Sache machen müßten, und zu Dortmund (10. Jun. 1609) einen Vergleich schlossen, bis zu ausgemachter Sache die streitigen Länder gemeinschaftlich zu verwalten.

Als man dies am kaiserlichen Hofe erfuhr, wurde der Erzherzog Leopold von der Steiermärkischen Linie, welcher Bischof von Passau und Straßburg war, abgesandt,

um das Jülichsche Land allenfalls mit Gewalt in Sequestration zu nehmen. Er kam, nahm die Hauptstadt Jülich, und ließ im Elsaß ein Heer für sich werben. Dagegen erhob sich nun schnell die Union, brach mit guten Truppen in den Elsaß ein, und zerstörte die Österreichischen Werbungen völlig, that dann einen Zug durch die geistlichen Stifter und Erzbisthümer, brandschatzte sie bei dieser Gelegenheit aus alter Rachsucht bestens, und lagerte sich zuletzt vor der Stadt Jülich. Man kann denken, daß es an kaiserlichen Mandaten dagegen nicht fehlte. Aber die Unirten waren auch nicht sprachlos. Sie erklärten in einem öffentlichen Manifeste die vom Kaiser in der Jülichschen Erbschaftssache verhängten Processe für widerrechtlich und unstatthaft, und sich selber bereit, die rechtmäßigen Erben gegen alle gewaltthätigen Eingriffe zu schützen.

Da es indessen das Ansehen hatte, als ob die Union noch andere Absichten als die Schlichtung der Jülichschen Händel habe, und besonders die geistlichen Kurfürstenthümer von ihren Truppen bei der Rückkehr noch einen empfindlichern Zuspruch besorgten, als sie bei dem ersten Durchmarsch erfahren hatten, so forderte der Kaiser den Herzog Maximilian von Baiern, als Haupt der katholischen Ligue auf, ihn wider die Union zu unterstützen. Diese Ligue war als ein Gegenbund der evangelischen Union entstanden, und viel furchtbarer als diese, da alle einzelne Glieder ihren Willen der Einsicht eines einzigen klugen Oberhauptes, des Herzogs Maximilian, unterwarfen, und bloß ihre Beiträge an Geld und Truppen lieferten, während diese Einheit bei den Unirten durchaus mangelte. Indeß zauderte der Herzog von Baiern, dem Verlangen des Kaisers sogleich zu

entsprechen; darüber nahmen die possidirenden Fürsten Jülich den Kaiserlichen, und machten ihrer ganzen Sequestration ein Ende. Doch hatte der Erzherzog Leopold (wir werden gleich hören, in welcher andern Absicht) jetzt ein beträchtliches Heer zusammengebracht; dem Herzoge Maximilian war auch nicht zu trauen, und darum hielt es die Union für das klügste, sich mit der Ligue dahin zu vergleichen, daß beide Theile die Waffen gänzlich niederlegten (1610).

Dem Kaiser waren übrigens für seine letzten Lebensjahre noch bittere Kränkungen aufbehalten. Es verdroß ihn im Innersten, daß sein herrschsüchtiger Bruder, der ihm schon zwei Hauptländer entrissen hatte, nach seinem Tode auch das schöne Böhmen bekommen sollte. Er hätte es gar zu gern seinem Vetter, dem oben erwähnten Erzherzog Leopold, gegönnt, der sich immer freundlich und zutraulich gegen ihn erwiesen hatte. Wirklich besprach er sich mit seinen Günstlingen darüber, und so ward ein Plan ersonnen, der, weil der Ausführung Einsicht und Nachdruck fehlten, nicht bloß scheiterte, sondern Rudolf noch unglücklicher machte, als er zuvor gewesen war. Er hatte einen ansehnlichen Heerhaufen werben lassen, der im Passauischen stand, und sich zuletzt auf 16,000 Mann belief. Man glaubte anfangs, das Heer solle in den Jülichschen Händeln eine Rolle spielen. Indeß geschah dieses nicht, die Truppen blieben im Passauischen, zehrten dort Alles auf, und begingen, da sie keinen Sold erhielten, die gröbsten Ausschweifungen. Plötzlich führte sie ihr Befehlshaber nach Oberösterreich, und dann nach Böhmen, wo sie Budweis wegnahmen. Das ganze Land gerieth in Schrecken und Gährung, Rudolf schob Alles auf die Zügellosigkeit

der Truppen, die er noch nicht habe befriedigen können. Unterdeß rückten diese bis Prag vor, und bemächtigten sich sogar der sogenannten kleinen Seite der Stadt (15. Febr. 1611), wo sie vielen Unfug, selbst mehrere Mordthaten, verübten. Aber die Alt- und Neustadt konnten sie nicht einnehmen, die ständischen Truppen wuchsen an Zahl immer mehr, und Matthias nahte an der Spitze von 18,000 Mann. So hatte Rudolf durch sein Zaudern Alles verdorben, denn nun geriethen auch die Passauischen Truppen in Furcht, und brachen wieder auf, nachdem ihnen der Kaiser einstweilen 300,000 Gulden gezahlt hatte. Aber nun gingen die Stände weiter. Sie besetzten Rudolfs Schloß, und ließen ihn selbst nicht in seinem Garten spaziren gehen. Matthias, sein verhaßter Bruder, zog wie im Triumphe in Prag ein. Der geängstigte Rudolf verlor die Fassung so sehr, daß er ihm zu seiner freudigen Aufnahme sogar Glück wünschte. Alles verließ den hülflosen alten Mann. Selbst seine Räthe und Günstlinge hatte man ihm genommen und gefänglich eingezogen. Um nun der Schande seiner bereits beschlossenen Absetzung zu entgehen, that der Kaiser am 12. April dem Landtage selbst den Antrag: „er wünsche aus brüderlicher Liebe und Neigung, mit welcher er seinem ältesten Bruder Matthias gewogen sey, auch wegen Nutz und Frommen dieses Königreichs auf das Künftige, damit nicht etwa nach seinem Tode Zerrüttung und Widerwillen sich erregen möchten, daß gemeldter sein Bruder, weil er vor diesem bereits mit seiner Bewilligung zum designirten König in Böhmen angenommen worden, bei diesem Landtage zum König in Böhmen, dem alten Brauch nach, publicirt und gekrönt werde.“ Die Kurfürsten von Mainz und Sachsen schickten zwar Gesandte,

um dem Kaiser mit Trost und Rath beizuspringen. Der Letztere schrieb auch noch besonders sehr ernstlich an die Stände, sie möchten mit allem Fleiß dahin sehen, wie die entstandene Unruhe auf das allerfriedlichste gestillt würde. Den Kaiser aber, welcher nicht allein die Krone Böhmen, sondern auch das ganze Römische Reich über fünf und dreißig Jahre friedlich und ruhig regieret, sollten sie doch ja dieses Wesens für entschuldiget halten, und ihn nicht ferner betrüben, indem Alles durch böse Leute so gekommen sey, die seinen Namen gemißbraucht hätten. Aber diese Vorstellungen blieben fruchtlos. Rudolf mußte die Böhmen, Schlesier und Lausitzer des Eides der Treue gegen ihn förmlich entlassen. Als er das Blatt unterzeichnet, oder vielmehr mit Tinte beklecket hatte, warf er vor Unmuth seinen Hut auf die Erde, und zerbiß die Feder mit den Zähnen. Zwei Tage nachher (23. Mai) wurde Matthias zu Prag feierlich gekrönt. Dem Kaiser ließ er die Wohnung im Prager Schlosse, eine jährliche Rente von 300,000 Gulden und einige Herrschaften. Es erweckt wehmüthige Empfindungen, wenn man erfährt, wie weit der erste Monarch der Christenheit heruntergekommen war. Er ließ nämlich auf einem im October zu Nürnberg gehaltenen kurfürstlichen Collegialtage dahin antragen: daß die Kurfürsten, da er nun aller seiner Länder beraubt sey, und das Wenige, das man ihm ausgesetzt, weder zur Unterhaltung seines Hofes und Regiments, noch zur Verzinsung der bei den bisherigen vielen Kriegen gemachten Schulden hinreiche, ihn in seinem Alter nicht verlassen, sondern auf Mittel denken möchten, wie er seiner Würde gemäß leben könnte. Die Kurfürsten erwiederten, daß ein solches Gesuch bei dem ganzen Reiche angebracht werden müßte, und dran-

gen zugleich auf die Wahl eines Römischen Königs, so daß der argwöhnische Rudolf schon fürchtete, er solle auch seine letzte Würde, die des Römischen Kaisers verlieren. Die Kurfürsten waren indeß nur wegen der Wahl des Nachfolgers besorgt, und da Rudolf zögerte, setzten sie selbst auf den April 1612 nach Frankfurt einen Wahlconvent an. Aber noch ehe diese Zeit herbeikam, rief ein willkommener Tod den Kaiser in seinem sechzigsten Jahre (20. Jan. 1612) von dem Schauplatze ab, auf dem er eine so ruhmlose Rolle gespielt hatte.

So sehr seine Regierungsweise auch von den Grundsätzen der Duldung abgewichen war, welche der edle Maximilian befolgt hatte, so hatten unter seiner Herrschaft die protestantischen Bewohner des eigentlichen Erzherzogthums Österreich noch goldene Tage gehabt gegen ihre Nachbarn in Steiermark, Krain und Kärnthen, deren Regent, der junge Erzherzog Ferdinand, mit einem so furchtbaren Ernst in seinen Landen reformirte, daß in kurzer Zeit keine einzige protestantische Predigt mehr gehört ward. Den darüber ausbrechenden Aufstand hatte er durch wohlbewaffnete Garnisonen und durch Galgen und Räder, die als Warnungszeichen für jeden etwanigen Rebellen an allen Landstraßen aufgerichtet wurden, im Keime erstickt. Wer nicht zur katholischen Religion zurückkehren wollte, mußte das Land in einer bestimmten Frist räumen, und in kurzer Zeit war in Ferdinands Erblanden die neue Lehre ohne alles Blutvergießen wieder vertilgt. Dieser Fürst war sonst der rechtlichste Mann von der Welt. Was er hier Hartes that, geschah in der reinsten Überzeugung, daß es wahre Christenpflicht sey; und er soll selbst gesagt haben, er liebe diese Irrenden so sehr, daß er willig sein Leben opfern wollte,

wenn er wüßte, daß sie durch seinen Tod auf den Weg des rechten Glaubens zurückgebracht werden könnten; bloß aus Liebe zu ihnen versperrte er ihnen so gewaltsam den Weg zum Irrthum und zum ewigen Verderben. Auf der Jesuitischen Universität zu Ingolstadt, und aus den Gesprächen des erzkatholischen Herzogs Maximilian von Baiern, unter dessen Augen er erzogen worden war, hatte er diese Grundsätze eingesogen.

Hatte gleich Rudolf die Kraft nicht gehabt, in seinen Staaten das Nämliche durchzusetzen, so hatte er doch wenigstens den Jesuiten Vorschub dazu geleistet. Diese wandten in ihren Predigten alle ihre Beredtsamkeit an, das Volk zum Haß gegen das Lutherthum zu erhitzen. Ein Pater Andreas predigte in Wien von der Kanzel herab: es sey besser, sich mit dem Teufel zu vermählen, als mit einem Lutherischen Weibe, denn Jenen könne man doch mit Weihwasser und Exorcismus vertreiben, aber bei Diesem sey Kreuz, Salböl und Taufe verloren. Andere Jesuitische Prediger lehrten, wer bei den Evangelischen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt empfange, genieße recht eigentlich den Teufel selber. Von den Lutheranern brauchten sie gar keine andere, als gehässige Benennungen; sie schimpften sie Lutherische Schelme, Verräther und Bösewichter; und von Luthern selber sagten sie, er sey ein Spitzbub, Räuber, versoffener Apostate und des Teufels Spießgeselle gewesen, mit welchem er eine Tonne Salz gefressen habe; seine Lehre sey gottlos und lügenhaftig, und sein Glaube ein rechter Teufelsglaube. — Der katholische Pöbel, der noch immer in seinem Prediger die Stimme Gottes zu vernehmen glaubte, ward durch solche Reden zu einer Art von Wuth gegen die Andersglaubenden erhitzt; und da der protestantische

von seinen Lehrern mit derselben Wuth gegen die Katholiken begeistert ward, so war es ganz natürlich, daß die Glieder beider Parteien, auch ohne sich weiter im mindesten zu kennen, einander wie Todfeinde haßten, indem Einer in dem Andern einen Verpester der menschlichen Gesellschaft verabscheute.

42. Matthias.

(Reg. 1612—1619.)

Da unter Rudolfs Regierung kein Nachfolger im Reiche ernannt worden war, so hätte man bei der großen zwischen den Ständen herrschenden Spannung Ursache gehabt, Parteiungen und Uneinigkeit über die Wahl des neuen Kaisers zu fürchten, aber sie ging ruhig vor sich, und die Stimmen vereinigten sich bald für Matthias. Er war nicht mehr jung, und von schwächlicher Gesundheit, welches den oben erwähnten Fürsten Christian von Anhalt, bei der Krönung zu Frankfurt (24. Jun. 1612) zu der Aeußerung veranlaßte, der werde, wenn's zum Tanze kommen sollte, wol keine großen Sprünge machen. Auch begegnete er zuerst den Deutschen Fürsten mit studirter Höflichkeit, und wer die stattliche Versammlung bei der Wahl und Krönung dieses Kaisers mit ansah, würde nicht geglaubt haben, daß unter ihm der fürchterlichste Krieg ausbrechen würde, der Deutschland je verheert hat. Alle Reichsfürsten wetteiferten mit einander in köstlichen Schmausereien und in der Größe und Pracht ihres Gefolges, doch alle überstrahlte Matthias selber, der an dreitausend Personen, zweitausend Pferde, und gegen hundert sechsspännige Kutschen mitgebracht hatte.

Alle Kurfürsten waren selbst zugegen, bis auf den Brandenburgischen, der seinen Sohn schickte; und noch viele andere Fürsten und Grafen verherrlichten diese glänzende Feier. Alle Arten von Lustbarkeiten wechselten mit einander ab, man sah auch noch ein Ringelrennen, bei welchem der Kaiser selber mit auf der Rennbahn erschien, und mehrere andere altdeutsche Belustigungen. So schied man von einander mit den besten Aussichten und Hoffnungen. Aber die nächsten Gelegenheiten zeigten, daß auch dieser Kaiser das System des Zauderns, Lauerns und Hinhaltens zu dem seinigen gemacht hatte.

Der Jülichsche Erbfolgestreit dauerte unter seiner Regierung fort. Auch zwischen den possidirenden Fürsten waren Zwistigkeiten entstanden, welche, so wie die ganze Erbschaftsangelegenheit, dadurch ausgeglichen werden sollten, daß Wolfgang Wilhelm sich mit einer Tochter des Kurfürsten von Brandenburg vermählte. Aber dieser Vorschlag wurde Veranlassung, daß der Streit durch eine ungebührliche Handlung erst recht entflammt ward. Der junge Prinz nämlich, welcher um dieser Angelegenheit willen eine Zusammenkunft mit Johann Sigismund hatte, vergaß sich beim Trunk an der Tafel so sehr, daß er mit dem Kurfürsten in einen heftigen Wortwechsel gerieth, der sich mit einer Ohrfeige für ihn endigte. Sogleich brach er auf, alle Unterhandlungen hatten ein Ende, und in Kurzem ward der Pfalzgraf mit der Tochter Wilhelms von Baiern, eines der eifrigsten Katholiken im Reiche, verlobt. Johann Sigismund fürchtete nun, daß der Pfalzgraf als Gemahl einer Katholikin kein Bedenken tragen würde, die Spanier aus den Niederlanden nach Westphalen zu rufen, um die Brandenburger mit ihrer Hülfe aus den besetzten Städten zu

vertreiben. Dem zuvorzukommen bewarb sich der Kurfürst um die Freundschaft der vereinigten Niederlande (von deren damaligen Verhältnissen zu Spanien im folgenden Theile die Rede seyn wird), und diese sandten ihm Hülfstruppen. Hierauf ward Wolfgang Wilhelm gar selbst katholisch (1614), worüber sich sein Vater zu Tode grämte, und führte wirklich die Spanier ins Land. Beide Hülfsvölker besetzten so viele Städte, als sie konnten, und zehrten auf Unkosten der Bürger, ohne einander anzugreifen; so daß es den Anschein hatte, als wollten beide das Land für sich behalten. Und obschon 1614 durch fremde Vermittelung zu Xanten ein Vergleich zu Stande kam, vermöge dessen die Lande einstweilen so getheilt wurden, daß Pfalz-Neuburg Jülich und Berg, und Brandenburg Kleve mit Mark, Ravensberg und Ravenstein erhielt, so räumten doch die fremden Truppen noch immer das Land nicht.

Indeß blieb dieser Vertrag von Xanten die Grundlage der späterhin förmlich vollzogenen Theilung. So fing unter dem Kurfürsten Johann Sigismund Brandenburg an, über die Gränzen des Kurlandes auf eine bedeutende Weise hinauszuschreiten. Aber noch viel wichtiger war die Erwerbung, welche derselbe Kurfürst im Osten machte. Sein Schwiegervater Albrecht Friedrich von Preußen, Sohn und Nachfolger des oben (S. 267.) gedachten Herzogs Albrecht, starb 1618 ohne Kinder, und Preußen (das heutige Ostpreußen) fiel vermöge früherer Verträge an Brandenburg. Nur mußte der Kurfürst als Herzog von Preußen die Polnische Lehnshoheit anerkennen. Johann Sigismund war es auch, der vom strengen Lutherthum zum reformirten Lehrbegriff übertrat (1614), doch mit Änderungen und Milderungen, so

daß der Kurfürst behaupten durfte, daß er sich zu keinem andern Glauben bekenne, als sein Vater. Doch war er weit entfernt, dem Beispiele anderer Deutschen Fürsten zu folgen, und seine Unterthanen zur Annahme desselben Glaubensbekenntnisses zu nöthigen. Vielmehr stellte er den Ständen eine förmliche Erklärung aus, daß Niemanden im Lande wegen der Lehre Luthers Zwang angethan werden sollte.

43. Ausbruch der Böhmischen Unruhen.

(1618.)

Wir nähern uns jetzt der wichtigsten Begebenheit während der Regierung des Matthias. Er hatte kaum vier Jahre regiert, als er seine Brüder beschäftigt sah, ihm einen Nachfolger zu bestellen. Er war kinderlos, sein nächster Bruder Maximilian gleichfalls, auch hatte dieser so wenig als der jüngste, Albrecht, Neigung zum Geschäftsleben. Beide thaten also für sich selbst Verzicht auf die Nachfolge, gönnten sie aber einstimmig ihrem Vetter Ferdinand, der in seinen Österreichischen Provinzen ein so kühnes Beispiel von Reformation im eigentlichsten Sinne (Rückbildung) gegeben hatte. Von seiner Jugend, Einsicht, Entschlossenheit und Religiosität versprachen sie sich Alles, und er selber brannte vor Eifer, das dem Reiche zu werden, was er bisher seinen Herzogthümern gewesen war. Matthias empfand anfangs großen Widerwillen gegen eine Verfügung, die ihn lebhaft an sein eignes Verfahren mit seinem Bruder und Vorgänger Rudolf erinnerte. Aber der Gedanke, daß es bei längerm Zögern mit der Nachfolge des Österreichi-

schen Hauses nicht nur im Reiche, sondern wol auch in Ungern und Böhmen bedenklich werden könne, stimmte ihn zur Nachgiebigkeit. Der Anfang wurde mit Böhmen gemacht, wo auf einem Landtage (9. Jun. 1617) die Sache zur Sprache gebracht wurde. Der Vorschlag ward ohne erhebliche Schwierigkeiten von den Ständen angenommen, Ferdinand zum künftigen König von Böhmen ausgerufen, und drei Wochen nachher mit großer Pracht zu Prag gekrönt. Die Böhmen bedungen sich weiter nichts aus, als daß der neue König sich nicht bei Lebzeiten des alten der Regierung anmaße, und daß er alle ihre bisherigen Privilegien bestätige.

Um diese Zeit bemerkte man unter den Katholiken in Böhmen allerlei verdächtige Bewegungen; die Jesuiten hoben mehr als jemals ihr Haupt empor, und verbargen ihre Freude und ihre Hoffnung gar nicht, unter dem folgenden Könige den Protestantismus mit Stumpf und Stiel ausgerottet zu sehen. Verschiedene prahlerische Reden bekannter Kaiserfreunde wurden mit Übertreibung verbreitet; es hieß, eine gewisse Anzahl Köpfe würde wol erst herunter müssen, ehe das Rebellenvolk zum Gehorsam würde gebracht werden können; dieser und der würde wol am ersten herhalten müssen, u. dgl. Durch solche Gerüchte wurden die Protestanten aufs höchste erbittert, und bei der ersten Gelegenheit loderte der Haß gegen die Katholiken in lichten Flammen auf. Die protestantischen Unterthanen des Erzbischofs von Prag und des Abts von Braunau hatten auf ihre Kosten in dem Städtchen Klostergrab und in Braunau Kirchen zu bauen angefangen, wurden aber mehrmals von ihren katholischen Gutsherren mitten im Bau gehindert. Die Stände hatten sich über diese Verhinderung schon auf dem letzten Landtage bei

dem Kaiser beschwert, aber keine Antwort erhalten, außer daß Matthias gelegentlich einmal geäußert hatte, er erkenne der Stände Begehren nicht für billig. In der That war der Buchstabe des Majestätsbriefes den Protestanten nicht günstig, da in demselben die Freiheit Kirchen zu bauen nur den utraquistischen Ständen, nicht aber den Unterthanen katholischer Grundherren zugestanden war. Dennoch hatte man unter der Hand den Bau allmählig fortgesetzt, und ihn 1617 glücklich beendigt. Aber nun wirkte der Erzbischof von Prag vom Hofe einen Befehl aus, die Klostergraber Kirche niederreißen und schleifen zu lassen, welches auch sogleich unter der Bedeckung einer hinlänglichen Anzahl katholischer Truppen geschah. Eben so ward auch eine kaiserliche Commission nach Braunau geschickt, welche die dortige evangelische Kirche sperren mußte, und als die Bürger darüber einen Aufstand erhoben, die vorlautesten derselben festnahm und ins Gefängniß schleppte.

Dies gewaltsame Verfahren brachte alle Protestanten in Harnisch. Sie schrieen laut über Verletzung des Majestätsbriefes, weil sie die geistlichen Güter als königliche Kammergüter betrachtet wissen wollten, die den Städten gleich zu achten seyen. Unter allen Mißvergnügten war der Graf Heinrich Matthias von Thurn am meisten vom Haß gegen den Hof erfüllt, denn er hatte vor Kurzem auf Klesels Veranstaltung die Kränkung erlitten, des Burggrafthums von Karlstein entsetzt zu werden, einer ehrenvollen Stelle, mit welcher die Verwahrung der Krone und der Privilegien des Königreichs verbunden war. Rachsucht floß also in ihm mit Religionswuth und Vaterlandsliebe zusammen, und brachte diejenige Begeisterung hervor, die dem Anführer eines Auf-

standes nöthig ist. Das Vertrauen der Nation hatte er sich vorher schon längst durch seine Tapferkeit, Freimüthigkeit und Herablassung erworben, und ihm verdankte er die wichtige Stelle eines Defensors der evangelischen Gemeine in Böhmen, kraft deren er jetzt sogleich eine Versammlung der protestantischen Stände auf den 6. März 1618 nach Prag ausschrieb, um sich über die Maßregeln, die man jetzt zu nehmen habe, gemeinschaftlich zu berathschlagen.

Alle Kreise des Königreichs sandten hierauf Abgeordnete in Menge hin, zur großen Beunruhigung der kaiserlichen Statthalterei in Prag. Es ward jedoch für diesmal noch kein anderer Schluß gefaßt, als daß zwei Bittschriften aufgesetzt werden sollten, eine an die kaiserlichen Statthalter in Böhmen, die andere an den Kaiser selbst, worin man um gnädigste Abstellung der gerechten Beschwerden, und besonders um die Freilassung der noch immer gefangenen Bürger von Braunau anhalten wolle. Die Briefe wurden hierauf wirklich verfaßt und abgeschickt, und die Verbündeten verabredeten eine neue Zusammenkunft auf den 21. Mai, auf der man die indessen wahrscheinlich eingelaufene Antwort in Überlegung nehmen wollte.

Es erhob sich auch bald eine dunkle Sage, es sey eine Antwort aus Wien in der Statthalterei angekommen, die ganz außerordentlich scharf gegen die Protestanten abgefaßt sey. Mit größter Begierde eilten die Abgeordneten an dem anberaumten Tage zur Versammlung, wurden aber sehr bestürzt, als sie das Schreiben nicht vorfanden. Voll von Muthmaßungen und Besorgnissen gingen sie wieder aus einander, erhielten aber von der Statthalterei die Nachricht, daß ihnen der kaiserliche

Brief morgen vorgelesen werden solle. So vernahmen sie ihn denn am 22. Mai, und mit nicht geringem Erstaunen. Es ward ihnen darin gezeigt, wie höchst straffällig sie wären, daß sie sich einer Handlung (der Sperrung und Schleifung der Kirchen) widersetzt hätten, die auf des Kaisers Befehl geschehen sey; daß sie folglich dem Kaiser selbst zuwider gehandelt; daß sie ferner sich fremder Unterthanen gegen ihre rechtmäßigen Oberherren angenommen, dann unerlaubte Zusammenkünfte gehalten, und endlich ein Geschrei im Volke gemacht hätten, als ob der Majestätsbrief in Gefahr sey, wodurch dem Kaiser die Liebe und Treue seiner Unterthanen boshafter Weise entzogen würde u. s. w. Man werde daher die Sache auf das strengste untersuchen, und es solle dann einem Jeden nach Verdienst begegnet werden.

Diese letzte Drohung war so vieldeutig, daß sie alle Gemüther in Schrecken setzte, da in Zeiten allgemeinen Mißtrauens das Schlimmste für das Wahrscheinlichste gilt. Ein so abgefaßter Brief mußte Öl ins Feuer gießen; und als man vollends einen Wink erhielt, er sey nicht in Wien, sondern hier zu Prag in der Statthalterei, besonders auf Anstiften der beiden Räthe Martinitz und Slawata verfertigt, und bloß nach Wien zur Unterschrift gesandt worden, so erhielt die ausbrechende Wuth sogleich eine bestimmte Richtung. Beide Statthalter waren ohnehin längst von allen Protestanten innigst gehaßt, denn sie waren es gewesen, die sich vor neun Jahren der Ausfertigung des Majestätsbriefes am längsten widersetzt hatten, und noch waren sie als die ärgsten Tyrannen gegen die protestantischen Bauern auf ihren Gütern verschrieen. Man sagte ihnen nach, sie ließen dieselben mit Hunden in die katholische Kirche hetzen, und

ihnen den Mund mit Gewalt aufreißen, um sie zur Verschluckung der Hostie von dem katholischen Priester zu zwingen. Slawata sollte die seinigen durch Verweigerung der Begräbnisse und der Trau- und Taufscheine zum katholischen Glauben gezwungen haben. Alle diese Gewaltthätigkeiten aber wurden jetzt in den Augen der protestantischen Stände durch das Verbrechen weit überwogen, jenen Brief geschmiedet zu haben. Sogleich ward eine neue Zusammenkunft auf den folgenden Tag verabredet, auf der man Willens war, mit den Statthaltern Stirn gegen Stirn ein ernsthaftes Wort zu sprechen.

Dieser denkwürdige Tag war der 23. Mai. Zur festgesetzten Stunde erschienen die utraquistischen Stände, den Grafen von Thurn an ihrer Spitze, fast alle bewaffnet und mit einem zahlreichen Gefolge von Knechten umringt, im königlichen Schlosse, und drangen mit Ungestüm in das Zimmer, in welchem vier Statthalter, unter ihnen auch Martinitz und Slawata, sich befanden. Nachdem erst viele Stimmen mit verworrenem Geschrei durch einander eine Fluth von Vorwürfen und Fragen über die erschrockenen Statthalter ergossen hatten, nahm endlich Einer das Wort, und rief laut: er wolle wissen, ob sie in dem Rath auch gewesen, da dieses schwere und nachtheilige kaiserliche Schreiben consultirt und erwogen worden, und ob sie ihre Stimmen dazu gegeben und dasselbe approbiren helfen. Nach einer Pause antwortete endlich der Oberstburggraf Adam von Sternberg mit sichtbarer Verlegenheit, die Sache sey so wichtig, daß man nothwendig darüber erst die abwesenden Mitglieder der Statthalterei berufen müsse. Dies solle geschehen, und dann wolle man ihnen hinlängliche Auskunft und Genugthuung geben. Aber damit beruhigten sich die Stände nicht. Sie

fragten nochmals Jeden einzeln, ob er Theil an dem Schreiben gehabt habe. Alle schwiegen. Da traten Einige hervor, und sagten, sie wüßten, daß der Oberstburggraf und Diepold von Lobkowitz zwar bei der Berathschlagung über das Schreiben zugegen gewesen wären, aber die Ausfertigung desselben nicht gebilligt hätten. Hierauf nahm man diese Beiden beim Arme, und führte sie in ein anderes Zimmer; einige Andere aber sprangen auf den allgehaßten Martinitz zu, schleppten ihn ans Fenster, und stürzten ihn hinab. Einen Augenblick herrschte tiefe Stille, Thäter und Zuschauer waren gleich erschrocken, bis Einer, auf Slawata zeigend, rief: „Edle Herren, hier habt ihr den Andern." Da packten sie auch diesen, und warfen ihn hinunter. Noch war der Secretair Fabricius übrig, der, als ein Schmeichler und Gehülfe Beider verhaßt, mit ihnen gleiches Schicksal hatte. Ungeachtet die Höhe nahe an achtzig Fuß betragen mochte, blieben doch alle Drei am Leben, da sie glücklicher Weise auf sehr weichen Grund gefallen waren.

Auf diese ächt Böhmische Execution*) folgten nun andere rasche Thaten. Das Schloß ward mit ständischen Truppen besetzt, die Beamten wurden von den Ständen förmlich in Eid und Pflicht genommen, die Landeseinkünfte eingezogen, alle Jesuiten aus dem Lande vertrieben, ein Ausschuß von dreißig Directoren zur Verwaltung der Geschäfte eingesetzt. Alles ging in größter Schnelligkeit von Statten, und der Graf von Thurn war die Seele des Ganzen.

Man kann sich das Schrecken des Kaisers denken, als die Nachricht von diesen Vorfällen nach Wien kam. Mußte er nicht von den dem Böhmischen Reiche einver-

*) Sie kommt in der frühern Geschichte Böhmens öfter vor.

leibten Ländern, Schlesien, Mähren und der Lausitz, fürchten, daß sie dem gegebenen Beispiele folgen würden? Hatten nicht auch in Ungern und Österreich die Protestanten das Übergewicht? Er selber war abgelebt und kränklich, ohne bereite Heeresmacht, ohne zureichende Geldmittel. Daher neigte er sich zur Nachgiebigkeit, und Klesel theilte diese Meinung. Dagegen aber erhob sich, unterstützt vom Erzherzog Maximilian, der brausende Ferdinand, dem sein Religionseifer den Gedanken eingab, dieser Aufstand sey eine Schickung Gottes, der die Ketzer mit offener Gewalt ausgerottet wissen wolle. Und da die Häupter der Böhmen für die Mandate und Unterhandlungsversuche des Kaisers taub blieben, weil sie ihm nicht trauten, drang Ferdinands Meinung um so leichter durch. Der Spanische Hof wurde um Hülfe angegangen, in Österreich und den Niederlanden Werbeplätze eröffnet. Dabei blieben aber Ferdinand und Maximilian nicht stehen. Nachdem der Erstere in Ungern zum König gewählt und gekrönt war, entrissen sie dem Kaiser gewaltsam seinen einzigen Vertrauten, den Cardinal Klesel, indem sie ihn gefangen nach Tyrol führen ließen. Es war ein harter Schlag und ein großer Schimpf für den kranken Kaiser, über den nun die Vergeltung für das, was er an Rudolf gethan, kam. Die Rüstungen gegen die Rebellen in Böhmen wurden nun mit Eifer fortgesetzt; auch Graf Thurn ließ eiligst Völker werben, und ganz Deutschland richtete seine Augen auf den Schauplatz, wo man wichtige Begebenheiten erwartete, aber doch das nicht vermuthen konnte, daß der Vorhang erst nach dreißig Jahren fallen, und daß die hier zuerst geschwungene Fackel nur nach der Verwüstung des ganzen Deutschen Reichs erlöschen würde.

Wir brechen hier ab, um die Geschichte der übrigen Völker Europens bis an diese Schranke fortzuführen. Aber ehe wir uns von den Deutschen gänzlich trennen, soll noch in einem kurzen Abschnitte Einiges von ihrem Culturzustande und ihrer Lebensart während des eben beschriebenen Zeitraums nachgeholt werden.

---

44. Culturzustand und Lebensart der Deutschen in diesem Zeitraume.

So sehr sich auch jetzt die Zeiten verändert hatten, wenn man sie mit jenen früheren vergleicht, wo der freie Deutsche keine andere Beschäftigung für seiner würdig erkannte, als den Krieg; so war doch jener Geist auch jetzt noch keineswegs ausgestorben, zumal in derjenigen Volksclasse, welche sich noch mit nicht geringem Stolze für die einzig ächte Nachkommenschaft jener freien Deutschen hielt, die nur zum Kriegen und zum Herrschen geboren waren — unter dem Adel. Dieser ungemein zahlreiche Stand, von welchem nur ein Theil mit Gütern und Burgen versehen war, und der doch jeden bürgerlichen Nahrungszweig verächtlich von sich wies, war sehr übel berathen, wenn es nicht irgendwo Krieg gab; und aus den vorigen Theilen dieses Werkes ist bekannt, daß viele Edelleute ein Räuberleben führten, wodurch die Sicherheit im Lande ganz ungemein gefährdet worden war. Der ewige Landfriede und das Reichskammergericht, welche unter Maximilian I. gestiftet wurden, setzten zwar jenem Ritterunfug einen starken Damm entgegen, tilgten aber das so tief gewurzelte Übel wenigstens nicht so unmittelbar, daß nicht noch mancher Edelmann, der sich

fühlte, in vorkommenden Fällen lieber seine Fehde mit dem Degen hätte ausmachen, als sich vor dem Kammergericht klagend einfinden sollen. So geschah denn freilich zuweilen auch nach dem Landfrieden noch etwas, das zu dem Sprichwort Anlaß gab, es sey dem Landfrieden nicht zu trauen. Noch zu Luthers Zeiten trieben mehrere berühmte Edelleute ihr ritterliches Handwerk ziemlich ungescheut; wie denn der tapfre Franz von Sickingen (geb. 1481, gest. 1523) von seinem Schlosse Ebernburg bei Kreuznach den Wormsern mit seinen Schaaren, die oft an siebentausend Mann stark waren, hart zusetzte, weil sie ihrem Bischof, seinem Lehnsherrn, feindlich begegnet waren. Ein andermal überfiel er die Stadt Metz mit zweitausend Reitern und vielem Fußvolk, weil die Obrigkeit mehreren ihrer Bürger ohne Recht das Ihrige genommen hatte, und ließ Jene nicht eher los, als bis sie das Unrecht wieder gut gemacht, und ihm für seine Bemühung zwanzigtausend Gulden gezahlt hatte. Ja, sagte er doch selbst dem damals noch jungen Landgrafen Philipp von Hessen Fehde an, weil er sich von ihm beleidigt glaubte; und ungeachtet dieser mit sechstausend Mann seines Landvolks und vielen Reitern gegen ihn anrückte, so hatte doch Sickingen von dem ganzen Pfälzischen Adel aus der Gegend noch weit mehr und tüchtigere Mannschaft aufgetrieben, womit er nicht nur die Flecken und Dörfer des Landgrafen mit Brennen und Plündern fürchterlich verwüstete, sondern selbst der Stadt Darmstadt so heftig zusetzte, daß sie sich zu ergeben beschloß. Eben ward noch durch Vermittelung des Markgrafen von Baden ein Vergleich getroffen, in welchem die Hessische Ritterschaft sich den argen Feind mit nicht weniger als 85,000 Gulden vom Halse schaffen mußte.

„Um dieselbe Zeit, sagt ein damaliger Schriftsteller, kam ein neuer Glaub auf, durch einen Mönch, Martin Luther genannt, und Herr Ulrich von Hutten that sich zu Franzen gegen Ebernburg, und brachte zuwege, daß er sich auch desselben Glaubens annahm, also daß ein ausgesprungener Mönch aus Baiern, mit Namen Ecolampadius, gen Ebernburg kam, und predigt daselbst, darzu auch einer, Bucerus, die machten Änderung in der Meß, schafften das Salve ab, item das Fasten und andere Sachen, und wurden auch böse Bücher gedruckt, zu welchen Sachen Franz zugestimmt. Dies bracht allen den Dienern ein Schrecken, besorgten es würde ihnen dadurch ihr gehabtes Glück entzogen, und davon alles Unglück kommen, wie auch geschehen." Des edlen Anerbietens, das diese Ritter Luthern 1520 machen ließen, haben wir oben (S. 220.) erwähnt. Sickingen zog bald darauf dem jungen Kaiser Karl V. mit 3000 Reitern und 12,000 Mann zu Fuß (ein bloßer Reichsritter) gegen Frankreich zu Hülfe, ging aber bald wieder heim, weil ihm der versprochene Sold nicht bezahlt ward. In einer neuen Fehde zu Hause mußte er sich auf seinen Schlössern gegen die Macht zweier Kurfürsten und eines Landgrafen vertheidigen, würde aber gewiß nicht gutwillig gewichen seyn, wenn nicht eine Kanonenkugel, die ihn zerschmetterte, der Fehde den Ausschlag gegeben hätte. Im Fallen winkte er, wie Bourbon, seinen Leuten, sie sollten kein Geschrei davon machen; so trugen sie ihn dann auf einer Bahre in ein gewölbtes Zimmer. Im Todesschmerze näherten sich ihm noch seine drei Feinde, die Kurfürsten von Trier und von der Pfalz und der Landgraf von Hessen, und knieeten, still betend, nieder, da ihm der Geist entfuhr (7. Mai 1523).

Ähnliche Charaktere aus demselben Zeitalter waren der berühmte schon bei einer andern Gelegenheit (S. 259.) erwähnte Götz von Berlichingen (geb. 1478, gest. 1562), Sickingens Schwager, dem er auch häufig beistand, und Georg Frondsberg, der bei Pavia den Kaiserlichen den Sieg gegen Franz I. erringen half, und Luthern an der Saalthür zu Worms den kräftigen Zuspruch mitgab. Der Erstere, ein trefflicher Kriegsmann, ertrug die Urphed (Gelübde eines ewigen Friedestandes), die er nach so manchem ritterlichen Heldenzuge hatte schwören müssen, mit höchstem Mißbehagen; und um sich doch in etwas für die Langeweile eines thatenlosen Alters zu entschädigen, ergriff er statt des Degens die Feder, und schrieb sein Leben mit eigner Hand, und zwar mit der linken, denn die rechte hatte er früh verloren, und an ihrer Stelle trug er eine angeschiente von Eisen. Wir haben noch diese merkwürdige Biographie. Ein großer Dichter unserer Tage hat aus ihr den Stoff zu einem Schauspiele entlehnt, in welchem er den Kampf des abscheidenden Ritterthums mit dem Geiste der neuen an seine Stelle tretenden Zeit mit der lebendigsten Anschaulichkeit darstellt.

Die Unruhen des Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach waren noch ein Überrest jener Zeiten des Faustrechts, wovon mit Grumbachs Hinrichtung (oben S. 426.) die letzte Spur erlosch. Die Deutschen befriedigten nun ihren Durst nach Heldenthaten mehr in auswärtigen Kriegen, und dienten anderen Nationen zu Tausenden für Sold, wie die Schweizer. In den blutigen Bürgerkriegen, welche zu Rudolfs und Matthias Zeiten in Frankreich geführt wurden, gingen ganze Heere von Deutschen über den Rhein, und standen der Partei bei, die sie am besten bezahlte. Auch in Italien, den Nie-

derlanden und Ungern, fochten die Deutschen Truppen fast immer am bravsten, und wenn sie ihren Sold nur richtig erhielten, so konnte man auf ihre Treue so sicher rechnen, daß dieselbe sogar zum Sprichworte geworden ist. Sie behielten lange Zeit den Vorzug in der Geschicklichkeit, den Spieß und das Schwert zu gebrauchen, und konnten sich an das Feuergewehr nicht so gut gewöhnen. Sie trugen noch immer die beschwerlichen Schutzwaffen, Panzer, Schienen und Sturmhauben, wie man sie auf alten Bildern häufig abgebildet sieht. Noch immer hatte sich der alte Gebrauch erhalten, den schon die Römer von unseren Voraltern erzählen, daß jeder Deutsche Krieger sein Weib mit zu Felde nahm, welches denn freilich den Troß ungemein vergrößerte. Wir finden sogar in Berlichingens Lebensbeschreibuug, daß, als dieser Ritter einmal gefänglich nach Heilbronn geführt ward, seine Frau sich zu Pferde setzte, und nach Schwager Sickingens Gütern ritt, um Diesen zu Hülfe zu rufen.

Die Kriege wurden mit vieler Barbarei geführt. Auf Gefangene, wenn es nicht vornehme Häupter waren, ließ man sich damals gar nicht ein, sondern Alles ward ohne Gnade niedergehauen. In Feindes Landen ward kein Dorf, keine Hütte verschont, und es gab ordentliche Brandcommissarien, die das Anzünden zu besorgen hatten. Man rechnete dem wilden Albrecht von Brandenburg über dreitausend Flecken, Dörfer und Weiler nach, die er in Asche gelegt habe, und im Bauernkriege mochte wol die Zahl nicht kleiner gewesen seyn.

Fürchterlich ist, was ein Nürnbergischer Patricier, Wilibald Pirkheimer, erzählt, der unter Maximilian I. als Hauptmann einen Kriegszug nach Italien gemacht hatte. Er war auf diesem Zuge durch eine Gegend ge-

kommen, die unlängst von einer Soldatenhorde verwüstet worden war. „Am Ende eines großen abgebrannten Fleckens, fährt er fort, traf ich zwei alte Frauen an, die einen Haufen von etwa vierzig kleinen Knaben und Mädchen wie eine Heerde Schweine vor sich her trieben. Alle waren durch Hunger so abgezehrt, daß ihr Anblick Entsetzen erregte. Ich fragte die beiden Alten, wohin sie diese Unglücklichen treiben wollten. Ich würde es bald selbst sehen, war ihre Antwort. Und siehe, da setzen die Kinder auf einer nahen Wiese nieder, rissen die Gräser aus, und verschluckten sie begierig. Ich erfuhr, daß ihre Väter und Mütter getödtet, und von allen erwachsenen Einwohnern des Fleckens nur diese beiden Weiber übrig geblieben, auch daß der Kinder noch vor wenig Tagen zweimal so viel gewesen, davon aber eins nach dem andern vor Hunger gestorben wäre, ein Schicksal, das auch der gegenwärtigen noch lebenden und ihrer Führerinnen warte."

Da die Fürsten zu jenen Zeiten in der Staatswirthschaft noch sehr zurück waren, und fast immer Mangel an Gelde litten, so konnten sie den Krieg selten über ein halbes Jahr hinter einander aushalten; daher führte Karl V. seine Unternehmungen gewöhnlich so rasch als möglich aus, und ließ die Truppen gegen den Winter wieder aus einander gehen. Wollte er nun im folgenden Frühling wieder zu Felde ziehen, so mußte er erst wieder neue Werbungen anstellen, und kam deshalb gemeinhin erst sehr spät zum Vorschein. Es war aber auch keine Kleinigkeit für geldarme Fürsten, ein Heer von 50,000 Mann zu unterhalten, denn eine Schaar von 5000 Reitern kostete monatlich wenigstens 100,000 Gulden, und drei Regimenter Knechte, 120,000. Ein Fußgänger

bekam monatlich 4 Gulden, Veteranen oft doppelt so viel.

Aber nicht bloß mit seinen kriegerischen Söhnen diente das Deutsche Reich dem Auslande, es versorgte dasselbe auch mit trefflichen Künstlern und Handwerkern. In den berühmtesten Officinen und Fabriken zu Venedig, Genua, Antwerpen, Brüssel, arbeiteten Deutsche; und geschickte Uhrmacher, Metallarbeiter, Mechaniker, selbst Maler und Kupferstecher, wurden häufig aus Deutschland verschrieben. Die Deutschen Wollen- und Leinenwebereien waren unter Karl V. im blühendsten Zustande. Auch in der Färbekunst besaßen die Deutschen manche Geheimnisse; nur Schade, daß durch die Entdeckung des Americanischen Indigo ihr Waidbau sehr in Verfall gerieth. Doch dies war nicht der einzige Nachtheil, den die Auffindung des neuen Welttheils für unser Vaterland hatte. Durch den Anwachs des zuströmenden Goldes und Silbers stiegen die Preise der Lebensmittel und des Arbeitslohns zusehends; und da die zu Rudolfs Zeiten in England regierende Königin Elisabeth der Deutschen Hanse ihre Vorrechte in England bedeutend schmälerte und den Englischen Handel über den Deutschen erhob; da ferner, wegen der fortdauernden Niederländischen Unruhen, der Handel von Antwerpen, Gent und anderen reichen Städten plötzlich sank, so stockte der Absatz der Deutschen Fabrikwaaren dort so auffallend, daß man im ganzen Reiche nichts als Klagen über schlechte Zeiten hörte. Dazu kam noch ein anderes großes Übel, die Verderbtheit des Münzwesens. Nicht alle Fürsten dachten in diesem Puncte so, wie Landgraf Philipp von Hessen, der es seinen Söhnen noch in seinem Testament einprägte, daß sie gute Münzen schlagen sollten; „denn ein

Fürst werde erkannt an seiner Münze, Reinhaltung seiner Straßen, und Haltung seiner Zusage." Um mehr Stücke zu bekommen, schmolzen Viele das alte vollwichtige Silbergeld ein, versetzten es stark mit Kupfer, und verbreiteten dadurch eine Menge so gehaltloser Scheidemünze, daß man erstaunlich viel geben mußte, um nur wenig Waare zu erhalten. In einer Schrift vom Jahre 1621 wird darüber bittere Klage geführt. „Ein Malter Korn, heißt es, haben wir vor funfzehn Jahren mit 2 oder 3 Thalern bezahlt, jetzo ist das frische Korn schon um 14 Thaler verkauft. Eine Metze Hafer kostete vor diesem 16 Pfennige, jetzt 9 Groschen. Ein Hering damals 5 oder 3, itzo 18 Pf. Ein Pfund Butter 4 Albus, jetzo 20 bis 24, ein Pfund Käse 16 Pf., itzo bald 8 Gr. Ein Paar Schuhe 6, 12 oder 15 Gr, itzo 2, 3, auch 4 Gulden. Eine Elle Tuch vor einen Thaler kostet itzo 3, 4, 5 Thaler ꝛc." Das wenige gute Geld, das noch übrig war, ging zuletzt auch noch aus dem Lande für Ungerisches Rindvieh, von welchem seit der Reformation, welche die vielen Fasttage aufgehoben hatte, weit mehr als sonst gebraucht wurde.

An eine so regelmäßige Vertheilung der Einnahme und Ausgabe, und an so künstlich berechnete Finanzsysteme, dergleichen wir jetzt haben, war vor zweihundert Jahren durchaus nicht zu denken. In vielen Fürsten regte sich dagegen das unweise Verlangen, mit auswärtigen Königen im äußern Prunk zu wetteifern. Manchem kostete ein einziger Reichstag so viel, als ihm sein Land in mehreren Jahren nicht einbrachte. Der Troß von Dienern, der den Fürsten auf solchen Reisen folgte, füllte die Stadt, wo ein Reichstag gehalten wurde, immer dergestalt, daß die Bürger sich schon lange vorher,

wie zu einer Belagerung, mit Vorräthen versehen mußten, und daß dennoch zuletzt kaum für Geld Lebensmittel zu haben waren. Herzog Friedrich von Würtemberg erschien einmal allein mit einem Gefolge von siebenhundert Pferden. Mit welcher Begleitung Matthias nach Frankfurt gekommen, ist schon oben erwähnt worden. Eben so unbesonnen war auch daheim die Haushaltung der damaligen Fürsten eingerichtet. Man suchte eine Ehre darin, eine recht große Menge unnützer Hofbedienten zu haben, die nicht bloß ihren Sold bekamen, sondern auch an den fürstlichen Tafeln im Schlosse, nach den Abstufungen ihres Ranges, täglich gespeis't werden mußten. Dies verursachte, besonders bei feierlichen Gelegenheiten, ganz ungeheure Ausgaben. Kurfürst Christian von Sachsen unterhielt auf dem Landtage zu Torgau, 1609, an siebenhundert Tafeln, die alle zugleich auf den Trompetenschall mit Speisen besetzt wurden. Er selber saß dabei sieben Stunden lang zu Tische, und wetteiferte mit seinen Gästen im Trinken. Welch ein Abstich gegen die Lebensart eines heutigen Fürsten! — Einer seiner Vorfahren, der Kurfürst Johann, hielt im Jahre 1500 gleichfalls zu Torgau sein Hochzeitfest mit einer Mecklenburgischen Prinzessin Sophie. Dabei wurden acht Tage hinter einander täglich 11,000 Personen köstlich bewirthet, und 7200 Pferde gefüttert. Bei der Vermählung Herzog Wilhelms des Jüngern von Baiern, 1568, brachten die geladenen Gäste 3534 Pferde mit, die gleichfalls, so wie das ganze dazu gehörige Gefolge, von dem Gastgeber frei gehalten werden mußten. Von den Kosten des Hochzeitschmauses eines der reichsten Böhmischen Edelleute, Wilhelm von Rosenberg, der sich sogar mit einer Markgräfin von Baden vermählen durfte, haben wir noch

eine Aufzählung übrig, die uns in Erstaunen setzt. Es wurden auf diesem Feste, welches vom 26. Januar bis zum 1. März 1578 währte, und zu welchem, außer vielen anderen vornehmen Gästen, der Markgraf von Baden und seine Gemahlin, zwei Herzoge von Baiern und der Erzbischof von Prag geladen waren, verzehrt: 40 Hirsche, 50 Damhirsche, 20 Rehe, 2130 Hasen, 250 Fasanen, 30 Auerhähne, 2050 Rebhühner, 150 gemästete Ochsen, 546 Kälber, 654 Schweine, 450 Hammel, 5313 Gänse, 3106 Kapaunen und Hühner, 18,120 Karpfen, 10,209 Hechte, 6380 Forellen, 5200 Schock Krebse, 7096 geräucherte Fische, 350 Stockfische, 1200 Seespatzen, 675 Neunaugen, 780 Heringe, 4 Hausen, 30,947 Eier. An Ungerischem und Deutschem Wein wurden vertrunken 1100 Eimer, an Spanischen Weinen (die damals nur noch als Apothekerwaaren verkauft wurden) 40 Tonnen, und von Böhmischem Biere 903 Fässer. Die Pferde der Gäste verzehrten 3703 Strich Hafer.

Die Speisen selber wurden in solchen Fällen nicht nur so schmackhaft als möglich zubereitet (wenn man die silbernen Deckel abnahm, mußte ein starker Duft der köstlichsten Gewürze*) aus den Schüsseln steigen), sondern

*) Wie kostbar es war, erhellet schon daraus, daß das berühmte Handelshaus der Fugger in Augsburg fast ein Jahrhundert lang ein ausschließendes Privilegium über den Deutschen Gewürzhandel hatte, und mithin den Preis nach Belieben ansetzen konnte. Eine Unze Zimmt kostete damals in Deutschland zwei Ducaten. Die Fugger kamen durch dies Monopol zu mehr als königlichen Reichthümern. Einer derselben hatte Karln V. eine ansehnliche Summe gegen Verschreibung vorgestreckt. Als nun 1530 der Kaiser aus Italien nach Augsburg kam, und bei ihm einkehrte, entschuldigte er sich, daß es ihm noch nicht möglich sey, die Summe wiederzubezahlen. Obgleich man im Junius war, so war es doch kalte Witterung, und als dem Kaiser das Frühstück gebracht wurde,

auch dem Äußern nach mit kostbaren Verzierungen bekleidet. Man sah vergoldete und versilberte Pasteten und Schaugerichte, die das Auge durch die künstlichste Erfindung ergötzten. Als 1603 der Herzog Friedrich von Würtemberg dem Englischen Gesandten, der ihm von seinem Herrn den Orden des Hosenbands überbrachte, ein Fest gab, ward eine eigene prächtige Tafel für den abwesenden König Jakob hingestellt, und nach und nach mit neunzig verschiedenen Speisen servirt, wovon eine immer an Kostbarkeit die andere übertraf. Die Tafelaufsätze, worunter ein Hercules, eine Minerva ꝛc. waren, hatten allegorische Beziehungen. Die mehr als sechzig Personen starke Kapelle des Herzogs wetteiferte mit den Englischen Musikern im Gefolge des Gesandten in lieblichen Concerten, mußte aber den Letzteren den Preis in der Kunst zugestehen. Nach der Abendtafel stellten die Engländer die Geschichte der Susanna pantomimisch vor, welches den Deutschen ein großes Vergnügen gewährte.

Der Aufwand im Essen und Trinken war auch selbst in reichen Manufactur- und Handelsstädten unter den Bürgern dergestalt eingerissen, daß demselben an vielen Orten durch obrigkeitliche Verordnungen gesteuert werden mußte. So heißt es in einer Polizeiverordnung von Minden: es sollten bei einer großen Hochzeit nicht über vier und zwanzig Tische seyn, auf jeden Tisch zehn Personen gerechnet; bei einer kleinen nicht über vierzehn Tische, und das Essen sollte nicht über drei Stunden dauern.

---

bemerkte er händereibend, daß er den Unterschied des Italienischen und Deutschen Klima doch ziemlich deutlich fühle. Fugger ließ auf der Stelle ein Kaminfeuer machen, legte einige Bündel Zimmtrinde auf das Holz, zog darauf des Kaisers Schuldverschreibung hervor, und zündete die dürren Rollen damit an.

Es war gewöhnlich, daß sich alle Stadtarme bei einer solchen Gelegenheit vor dem Hochzeithause einfanden, und diese mußten dann alle mit gespeiset und getränket werden. Auch in Berlin durfte man, einer Verordnung zufolge, eigentlich nicht länger als Mittags bis halb zwei, und Abends bis elf Uhr zu Tische sitzen. Der Anfang des Mittagsessens ward nämlich damals auch an den größten Tafeln um elf, und der Abendmahlzeit um fünf Uhr gemacht. Es ist sehr natürlich, daß besonders der Adel jener Zeit, der sich so wenig zu beschäftigen wußte, und dem so viele neuere Mittel, den Thätigkeitstrieb nützlich und angenehm zu befriedigen, fehlten, seine meiste Zeit am Tische tödtete, und seinen Geist durch den Becher*) betäubte. Daher noch immer die häufigen Klagen der damaligen Schriftsteller über das entsetzliche Trinken der Deutschen. Merkwürdig ist die Beschreibung, die der gelehrte Abt Trithemius 1505, in einem noch erhaltenen Briefe, von der Lebensart der damaligen Berliner macht. „Ich lebe hier, schrieb er, in großen Gnaden bei dem Kurfürsten, aber von allem gelehrten Umgange gänzlich verlassen. Die Einwohner sind gut, aber zu rauh und ungelehrt; sie lieben mehr die Schmausereien und das Trinken, als die Wissenschaften. Selten findet man einen Mann, der Bücher liebt, sondern aus Mangel guter Erziehung und Lebensart ziehen sie die Gesellschaften, die Pokale und den Müßiggang vor."

Bei allen solchen Angaben muß man jedoch nicht vergessen, daß der Tadel doch immer nur einzelne Per-

*) Die metallenen Familienpokale und Humpen sind bekannt. Kaiser Maximilian II. bediente sich 1570 auf dem Reichstage zu Speier eines kristallenen Bechers, und seitdem kamen die Gläser beim Trinken auf.

sonen trifft, und zwar der Vorwurf der Schwelgerei weit mehr den Adel als den Bürgerstand, der zu sehr mit seiner Handtirung beschäftigt war, als daß er solchen Ausschweifungen viel hätte nachhangen können. Doch findet man, daß auch diese Classe sich am Feierabend oder des Sonntags in starkem Biere zu übernehmen pflegte. Zu dem Bier gesellte sich am Ende des sechzehnten Jahrhunderts noch der Branntwein, der am Anfange desselben erst als eine neue chemische Erfindung — man weiß nicht von wem — bekannt geworden, und zuerst nur als Arznei gebraucht worden war. Thee, Kaffee und Taback waren vor dem dreißigjährigen Kriege in Deutschland noch nicht bekannt.

Zu den bisher beschriebenen Arten des Luxus kam noch eine unerhörte Sucht, ausländische Kleidermoden nachzuahmen, die sich bis in die niederen Bürgerclassen verbreitete. So wird den Doctorfrauen, die gar zu gern den Edelfrauen gleich gestellt seyn wollten, in mehreren Polizeiordnungen verboten, große Eisen und Wülste unter dem Rock zu tragen, die Hälse so weit zu entblößen, sich mit Perlenketten, Goldrosen und Kleinodien zu behängen, Schleier, Kopftücher und Schuhe mit Perlen oder Gold besetzt, desgleichen Aufschläge von Zobel oder Hermelin zu tragen, u. dgl. Nach Sammet und Seide, zwei damals noch sehr theuren Stoffen, waren die Weiber besonders lüstern. Seidene Strümpfe hatte die Englische Königin Elisabeth zuerst getragen, dreißig Jahre nachher stolzirten schon die Deutschen Amtmannsfrauen darin einher. An einem Manne aber schien im sechzehnten Jahrhundert noch ein seidener Strumpf ein so großer Aufwand, daß der Markgraf Johann von Brandenburg-Küstrin (gest. 1571) seinem geheimen Rathe

Berthold von Mandelsloh, welcher einmal an einem Wochentage in seidenen Strümpfen zu ihm kam, verweisend entgegen rief: „Ei, ei, Bertholde, ich habe auch seidene Strümpfe, aber ich trage sie nur Sonntags und Festtags."

Die Beschäftigungen der Gelehrten in Deutschland erhielten durch die Reformation eine zu einseitige Richtung nach der Theologie hin. Doch wurden die übrigen Wissenschaften auch nicht vernachlässigt. Die Philologie ward besonders auf den gelehrten Schulen der Protestanten eifrig getrieben. Da die Fürsten anfingen nach Art des Reichskammergerichts in ihren Ländern eigene Hofgerichte zu bestellen, so brachte dies die Rechtsgelehrsamkeit immer mehr in Aufnahme. Für die Naturgeschichte brach Conrad Gesner aus Zürch (gest. 1565), ein Mann von seltener Gelehrsamkeit, mit großartigem Sinne und eifrigem, unermüdlichen Forschungsgeiste, die Bahn. In der Arzneikunde machte Theophrastus Paracelsus, gleichfalls aus der Schweiz (gest. 1541), Epoche, indem er die Chemie bearbeitete, und sie auf die Heilkunst anwenden lehrte. Schade, daß er durch die Zuversicht, auf diesem Wege in die Geheimnisse der Natur zu dringen, zum Schwärmer und Großsprecher ward. Überhaupt war das Zeitalter eifrig dem Bestreben zugethan, durch Alchymie, Magie und Astrologie die dem menschlichen Geiste gesetzten Schranken zu überfliegen. Melanchthon selber stellte Horoskope, und beging keine Handlung von einiger Erheblichkeit, ohne vorher die Planeten zu Rathe gezogen zu haben. Die Alchymisten, unter denen der genannte Theophrastus Paracelsus einer der berühmtesten war, hofften jetzt mehr als jemals, den Stein der Weisen zu finden, der nicht bloß die Anweisung Gold zu machen, son-

dern auch eine andere, sich ewige Jugend und ein vielfach verlängertes Leben zu verschaffen, enthalten sollte. Eine der traurigsten Wirkungen des herrschenden Aberglaubens waren die vielen Hexenprocesse, die im sechzehnten Jahrhundert noch sehr häufig vorkamen. Im Braunschweigischen gingen die Hinrichtungen von 1590 bis 1600 so stark, daß oft auf einen Tag zehn bis zwölf rothäugige Weiber verbrannt wurden, und daß, wie eine gleichzeitige Chronik erzählt, der Ort vor dem Lechelnholze in Wolfenbüttel, wohin die Hexen aus dem Kalenbergischen und Wolfenbüttelschen geliefert werden mußten, von den vielen Brandpfählen wie ein kleiner Wald anzusehen war.

Mit der Ausbildung der Deutschen Prosa für den schriftstellerischen Gebrauch waren bis auf Luthers Zeiten nur schwache, oder doch nur von geringem Erfolge begleitete Versuche gemacht worden. Da trat unsere Muttersprache in der Bibelübersetzung dieses außerordentlichen Mannes in ihrer ganzen Kraft und Mannichfaltigkeit hervor, und entfaltete eine Biegsamkeit und einen Wohllaut, die man bis dahin nicht geahnet hatte. Was Luther hier geleistet, ist für alle folgende Zeiten Vorbild für die Sprache geblieben; als Bibelübersetzung steht sein Werk unübertroffen und unübertrefflich da. Einer solchen Erweckung hatte sich damals die Poesie nicht zu erfreuen. Die Größe, welche diese in der Hohenstaufischen Zeit erreicht hatte, war vergessen und ungekannt, die Meistersängerei (Th. V. S. 242) war ganz matt und leer geworden, und zu einem handwerksmäßigen Reimen herabgesunken. Da erhob sie sich noch einmal in einem Manne, den man den letzten Meistersänger und zugleich den einzigen Deutschen Dichter seines Zeitalters nennen kann.

Dies war der oft genannte poetische Schuster Hans Sachs, am 5. November 1494 zu Nürnberg geboren. Sein Vater, ein Schneider, schickte ihn in seinem siebenten Jahre in die Lateinische Schule, wo er bis zum funfzehnten blieb, und in den sieben freien Künsten schlecht genug unterrichtet wurde. Dann ward er zu einem Schuster in die Lehre gegeben, und während dieser Zeit erwachte in ihm die Neigung, auch von der Meistersängerei etwas zu lernen. Ein dortiges Mitglied dieser poetischen Zunft, Leonhard Nunnenbeck, ein Leineweber, nahm ihn gern auf, und unterrichtete ihn in den Feierabenden im Singen. Der junge Lehrbursche lernte hier eine Menge ernster und scherzhafter Gesänge sammt den Weisen, und als er im siebzehnten Jahre auf die Wanderschaft ging, ließ er sich damit überall hören, wo er in einer Stadt eine Sängerschule fand. An eigne Erfindungen ging er erst in seinem zwanzigsten Jahre, als er sich zu München aufhielt. Sein Ausdruck: „er habe es hier zuerst gewagt, mit Gottes Hülfe zu dichten," zeigt uns, daß er edel genug von seiner Kunst dachte, um sie, wie Homer, einer besondern Inspiration zuzuschreiben. Nachdem er das ganze Reich durchwandert hatte, kehrte er nach Nürnberg zurück, verheirathete sich, und trieb sein Gewerbe und seine Kunst mit gleichem Fleiße. Dabei war er einer der eifrigsten Anhänger der Reformation, ja durch seine vielen geistlichen Lieder ihr großer Beförderer. Er starb im zwei und achtzigsten Lebensjahre, im Januar 1576, und hinterließ vier und dreißig Folianten voller Gedichte aller Art, die er mit eigener Hand zusammengeschrieben hatte. Es sind in allem über 6000 Stück, darunter 208 Stück Tragödien, Komödien und Fastnachtspiele. Von dieser außerordent-

lichen Menge wählte er selbst die besten und anziehendsten für den Druck aus, und diese erschienen in fünf Folianten. Seine Poesie stammt aus einem kräftigen, mit Verstand, Witz und Schalkheit begabten Geiste, sie zeugt von einer klaren Lebensansicht und einem einfachen, rechtlichen und schlichten Sinne. Nur ist er sich nicht überall gleich geblieben. In mehreren seiner Poesieen groß und erhebend, sinkt er in anderen zum Mittelmäßigen und Unbedeutenden herab *).

Unter den Deutschen Malern zeichneten sich zu Ende des funfzehnten und in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts Albrecht Dürer (gest. 1528), Lucas Kranach (gest. 1553) und Hans Holbein (gest. 1554), als die vorzüglichsten aus. Jeder von diesen hat seine besonderen Verdienste, wenn schon der zweite den anderen beiden um Vieles nachstehen muß. Dürer und Holbein waren auch im Auslande berühmt; der Letztere lebte eine Zeitlang am Hofe König Heinrichs VIII. von England, von dem er sehr geschätzt wurde. Dürer that sich vornehmlich als meisterhaft im Zeichnen und in geistreicher Composition der mannichfaltigsten Gegenstände hervor. Durch seine zahlreichen Kupferstiche trug er viel dazu bei, edlere Kunstwerke und den Geschmack daran allgemeiner zu verbreiten. Im wissenschaftlichen Theil der Kunst übte er durch seine Lehre von den Verhältnissen des menschlichen Körpers einen entschiedenen Einfluß aus. Er war endlich der einzige unter den

*) „Da, wo er Meister ist und wirklich darstellt, ist seine Sprache unvergleichlich, vielseitig und gewandt, und keinem andern steht jene trockene, ehrbare Schalkheit so gut, die den Deutschen charakterisirt." Tieck Vorrede zum Deutschen Theater, Bd. I. S. XI.

Dreien, der tüchtige Schüler in größerer Anzahl bildete, welche die Kunst in Deutschland noch eine Zeitlang auf einer gewissen Höhe erhielten. Kranachs Verdienst ist hauptsächlich in seiner kräftigen und lebhaften Farbengebung und seiner sorgsamen Ausführung zu suchen; in Zeichnung und Composition war er minder stark. Holbein endlich zeichnete sich durch ein höchst feines Gefühl für Naturwahrheit aus, welche er in allen Theilen seiner Werke so ausgebildet wieder zu geben wußte, daß dieselben zu dem Vorzüglichsten gehören, was jemals in dieser Hinsicht gemacht worden. Hiermit verband er außerdem den Sinn für Schönheit und Anmuth in einem ungleich höhern Grade als die beiden Anderen denselben besaßen.

Zum Schluß noch ein Paar Worte von den Lustbarkeiten der Deutschen in dem nun beendigten Zeitraum. Der Hauptzeitvertreib der Fürsten und Edelleute war noch immer die Jagd, und mehrere verwandten darauf so viel, daß sie, wie ein Schriftsteller jener Zeiten sagt, wie Actäon von ihren Hunden und Vögeln aufgefressen wurden. Ferdinand von Steiermark hielt sich ein ordentliches Tagebuch über das von ihm erlegte Wild, welches er am Ende des Jahres dem Kurfürsten von Sachsen mittheilte, um es mit dem seinigen zu vergleichen. Derselbe hatte an seinem Hofe hundert und funfzig Jäger, und eine ungeheure Menge von Hunden. Im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts kamen die Feuerwerke auf, und wurden bei vielen Großen so zur Leidenschaft, daß sie alle ihre Einkünfte in Raketen und Feuerrädern verpufften, und sich in tiefe Schulden stürzten. Ferner war jene Periode das Zeitalter der Hofnarren, bezahlter Spaßmacher, die durch ihre witzigen

und unwitzigen Possen den großen Herren die Zeit vertreiben mußten.

Die niederen Stände hatten noch immer ihre Volksfeste, ihre Schießübungen und ihre Tanzplätze; die Handwerker ihre vierteljährlichen Aufzüge mit Hanswurst, und andere Gebräuche, die auf die Erweckung und Erhaltung des Frohsinns berechnet waren. Einen lustigen Schwank erfanden die Schlächter einer Deutschen Stadt, der bald an mehreren Orten nachgeahmt wurde. Sie trugen nämlich eine Wurst von ungeheurer Größe in Procession umher, und verzehrten sie zuletzt auf der Herberge mit ihren Weibern und Töchtern. So ist uns noch eine Nachricht übrig, der zufolge 1583 die Schlächter in Königsberg eine Wurst aus vielen zusammengenähten Därmen verfertigten, welche 596 Ellen lang war, und 434 Pfund wog. Sie wurde von 91 Fleischerknechten unter freudigem Gesange auf hölzernen Gabeln durch die Straßen getragen. Achtzehn Jahre später erschien eben daselbst eine noch weit größere Wurst, 1005 Ellen lang und 900 Pfund schwer. Sie enthielt, außer vielen anderen Ingredienzien, 81 geräucherte Schinken, einen halben Scheffel Salz und 18¼ Pfund Pfeffer. Die Schlächter trugen dies ihr Meisterstück am Neujahrstage 1601 unter feierlicher Musik umher, und verschmauseten es alsdann in Gesellschaft der Bäcker, welche nicht ermangelten, stehenden Fußes Gleiches mit Gleichem zu erwiedern. Sie buken nämlich aus 12 Scheffeln Weizenmehl 8 große Stritzeln, jede 5 Ellen lang, und 6 nicht minder riesenhafte Brezeln, trugen dieselben am heil. Dreikönigstage eben so feierlich, wie die Schlächter ihre Wurst, durch die Stadt, und luden die Letzteren zur Dankbarkeit darauf zu Gaste. Ein lustiger Student,

Namens Josua Neigshorn, hat diese seltsame Secularfeier in einem carmine heroico besungen, das sich noch erhalten hat.

Von einem ähnlichen Schlächterschwank, der etwas später in Nürnberg vollführt worden, hat man noch eine in Kupfer gestochene Abbildung, die mit dieser Umschrift versehen ist: „Eygentliche Abbildung der langen Bratwurst, welche von den Knechten des Metzger-Handwerks den 8. und 9. Februar dieses ablaufenden 1658sten Jahres ist in der Stadt von ihrer Zwölf umhergetragen worden; und war ihre Länge 658 Ellen, hat an Gewicht gehabt 514 Pfund, die Stangen, daran sie getragen worden, waren 49 Schuhe lang, u. s. w."

Ganz gewiß haben die ehrlichen Fleischhauer mit diesem scherzhaften Einfall ihren Mitbürgern Stoff zu recht herzlichem Lachen auf mehrere Tage gegeben; und man sieht, daß alle religiösen und politischen Händel den angebornen Sinn des Deutschen Volkes für fröhliche Lust und Schwänke nicht zu unterdrücken vermochten.

Leipzig, gedruckt bei F. A. Brockhaus.

In demselben Verlage ist erschienen:

A. G. Meißner,
das Leben des C. Julius Cäsar,
fortgesetzt von J. C. L. Haken.

4 Bände. 8. 6 Rthlr.

Dieses Werk eines vielgelesenen Schriftstellers, den Deutschland zu früh verlor, blieb unvollendet, da bei seinem Tode nur zwei Bände bearbeitet waren; es war daher von dem Verfasser der „Geschichte der Kreuzzüge" ein verdienstvolles Unternehmen, welches er mit seinem bekannten Talent ausgeführt hat, dieses Werk zu vollenden. Wir besitzen dadurch nunmehr die Geschichte des großen Römers vollständig, und auf eine Weise dargestellt, wie sie unserer Litteratur fehlte. Wenn die Geschichte Cäsars und seiner Zeit zu den wichtigsten Zeiträumen der Geschichte gehört, und in Hinsicht der denkwürdigen Begebenheiten, der ausgezeichneten Charaktere, und der universalhistorischen Folgen, ein gleich großes Interesse wie die ausgezeichnetsten Epochen in Anspruch nimmt, so wird die auf die ausführliche Darstellung derselben verwendete Kunst gewiß nicht unerkannt bleiben.

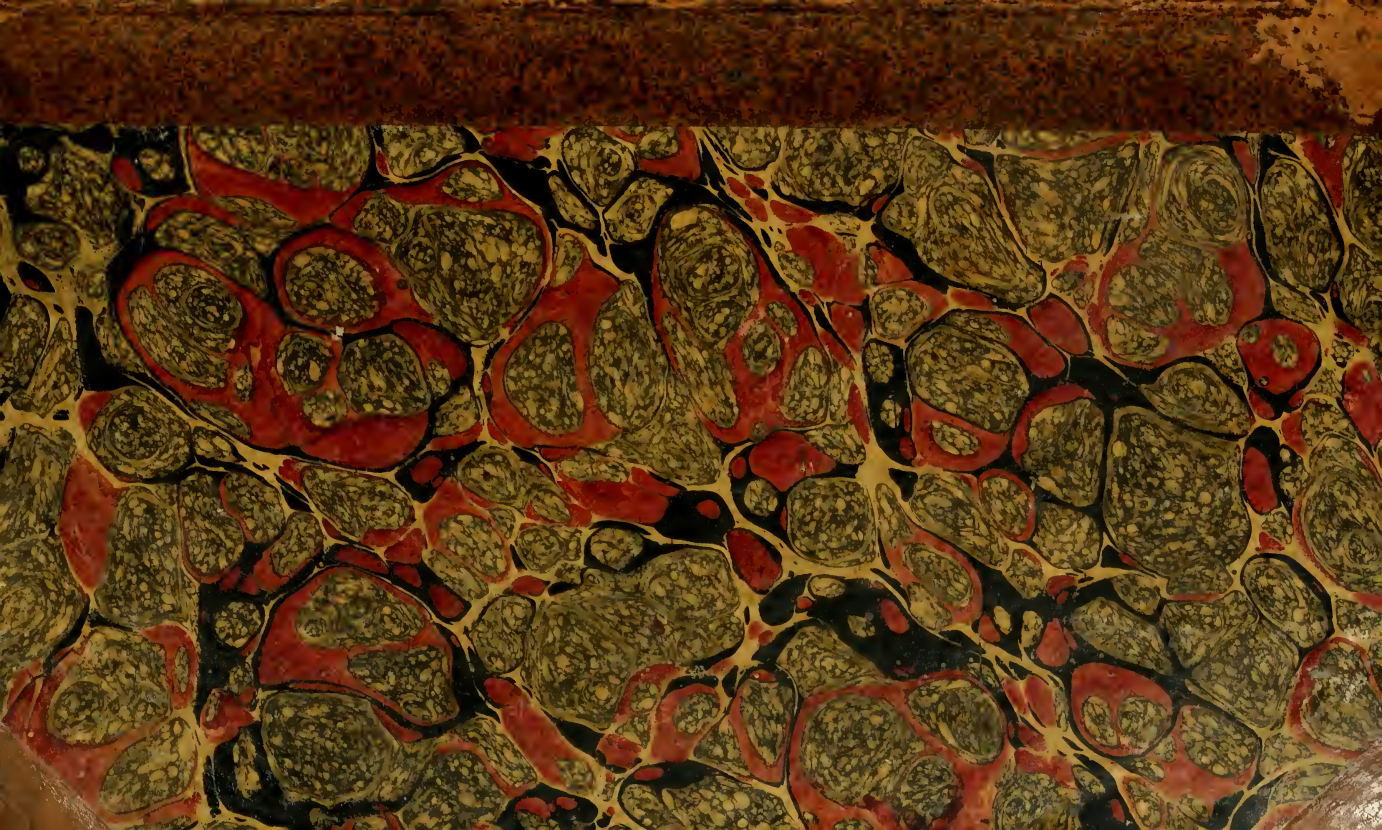
Friedrich Majer,
Allgemeine Geschichte des Faustrechts in Deutschland.

1ste und 2te Abtheilung. gr. 8. 1½ Rthlr.

In dem ersten Buche untersucht der Verf. die Entstehung der gesellschaftlichen Verbindungen der Germanier, giebt ein Gemälde des Zustandes derselben in ihren ersten gesellschaftlichen Vereinigungen, und stellt historisch die Veränderungen in der ersten gesellschaftlichen Verfassung der Germanier, und den Übergang ihrer Mannien in Völkerschaften dar. — Das zweite Buch beschäftigt sich mit dem Reiche der Franken, und enthält eine pragmatische Geschichte des Ursprunges, des Fortganges und der Schicksale des fränkischen Reichs und seiner Verfassung, bis zum Abgange der Merowingischen Könige.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

D
20
B39
v.7

Becker, Karl Friedrich
Karl Friedrich Beckers
weltgeschichte